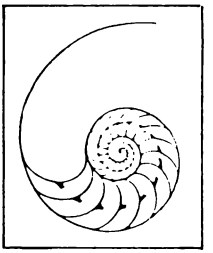
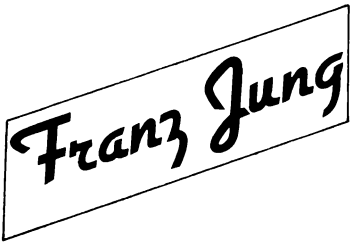
Franz Jung Werke in Einzelausgaben





Expressionistische Prosa

Das Trottelbuch
Kameraden...!
Sophie – Der Kreuzweg der Demut
Opferung
Der Sprung aus der Welt
Gott verschläft die Zeit
Werke 8

Publiziert bei Edition Nautilus

Franz Jung Werke 8

Editor dieses Bandes: Lutz Schulenburg

Editorische Notiz: Franz Jung geboren 1888 in Neiße/Schlesien, verstorben 1963 in Stuttgart. Der vorliegende Band seiner expressionistischen Prosa folgt den Erstdrucken der jeweiligen Buchausgaben. *Das Trottelbuch,* Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig 1912 (1918 übernommen vom Vlg. Die Aktion). *Kameraden ...! Ein Roman,* Verlag R. Weissbach, Heidelberg 1913. *Sophie - Der Kreuzweg der Demut,* zunächst in Die Aktion (1/2-7/8, Januar-Februar 1915). Ende 1915 dann als Buchausgabe im Verlag Die Aktion. *Opferung. Ein Roman,* Vlg. Die Aktion (= Aktions-Bücherei der Aeternisten, Bd. 3), Berlin 1916. *Der Sprung aus der Welt. Ein Roman,* Vlg. Die Aktion (= Aktions-Bücherei der Aeternisten, Bd. 7), Berlin 1918. *Gott verschläft die Zeit. Ein Buch Prosa,* wird vom Verlag Die Erde, Berlin für April 1920 angekündigt. Erscheint erstmalig, aus dem Nachlaß ediert, 1976, Edition Text + Kritik (= Frühe Texte der Moderne).

Vorliegende Zusammenstellung berücksichtigt nicht den Sammelband *Gnadenreiche, unsere Königin,* (Leipzig 1918). Die darin abgedruckten kleineren Prosaarbeiten sind bereits in Werke 1/1 aufgenommen. Dies gilt ebenso für die Prosastücke aus *Saul* (Berlin 1916), deren titelgebende szenische Geschichte in Werke 7 (= Theaterstücke und theatralische Konzepte) enthalten sein wird. Um die Geschlossenheit von *Gott verschläft die Zeit* zu wahren, wurde das dort enthaltene Teilstück *Babek,* obgleich bereits in Werke 1/1 vorhanden, überschneidend in diesem Band belassen. Eigentümlichkeiten in Franz Jungs Orthographie und Zeichensetzung wurden beibehalten. Nur sehr offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert.

Zur Einführung in Leben und Werk Franz Jungs weisen wir auf die von Fritz Mierau verfaßte Chronik hin (Separatdruck aus Bd. 1/1).

Originalausgabe
Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg
Hassestr.22 - 2050 Hamburg 80
Alle Rechte vorbehalten
(c) by Verlag Lutz Schulenburg, Hamburg
1. Auflage 1986
ISBN : 3-921523-76-1 (Pb)
ISBN : 3-921523-77-X (Ln)
Printed in Germany

Peter Ludewig gewidmet

Das Trottelbuch

TROTTEL
Eine programmatische Einleitung

Um einen Tisch des Café du Dôme saßen mehrere Herren. Eine Frau schritt draußen am Fenster vorbei.
Sie hatten sie alle gekannt, und einige kannten sie noch. Einer las vor:
Zwei junge Burschen stolpern aus einer Vorstadtkneipe in die Nacht. Blutjunge Burschen und sehr betrunken.
Sie schlagen das Pflaster mit ihren Stöcken, sie johlen, krümmen sich vor Lachen, und sie schleppen die schwergewordenen Füße hinter sich her, daß sie von fern wie hinkende Greise erscheinen.
Eine Katze huscht über den Weg.
Die Betrunkenen bleiben stehen, die Lässigkeit ist aus ihren Gliedern gewichen, ein Rausch ballt sich zusammen. Sie jagen dem Tier nach, verstellen den Weg, sie schlagen mit ihren Stöcken – – als ob das Tier schuld wäre an ihrer Jugend und ihrer Betrunkenheit, so schlagen sie.
Die Katze hält einen Baum an der Straße umkrallt und windet sich mit letzter Kraft hinauf.
Die Burschen halten keuchend inne.
Das Tier ist fast aus dem Bereich ihrer Stöcke, da holt der eine nochmals zum Schlag aus und trifft .... trifft das Rückgrat ...
Das Tier wendet den Kopf und starrt durch die Nacht – starrt – und gleitet dann – ruckweise – den Stamm herunter.
Die beiden haben sich dann ohne Gruß getrennt.
Einer warf ein:
„Aber in jener Nacht schliefen sie nicht. Die Krallen gruben sich in ihr Hirn und lösten Krämpfe und Zuckungen aus."
Als niemand etwas sagte, fügte er schüchtern hinzu:
„Wenigstens bei einem ..."
Da lachten sie alle.
Plötzlich sagte wieder einer:
„Ihr erinnert euch, ich sah sie einmal mit einem Commis oder Offizier oder sowas im Café. Ich ging damals an ihren Tisch und sagte: Du ... gehst nicht mit dem ... komm. Ihr wißt, daß sie damals zu mir kam. Wir gingen in eine Kirche. Sie weinte. Es war sehr peinlich. Neulich war ich wieder in dieser Kirche, ich

sah sie wieder vor mir ... ich könnte mich heute ohrfeigen."
Sie nickten alle zustimmend.
„Wenn ich damals an den vertrottelten Major geschrieben hätte ..." sagte einer.
Der andere las wieder vor:
Kann ich dafür, daß in Montmartre die Lichter stechen, kann ich dafür ...?
„Hör auf, du zerreißt mich, bitte .. bitte .. du – du –"
Weiter raste der Tanz.
„Bleib bei mir. Komm, mich friert hier."
„Laß nur, Kleiner."
„Du ..." es war ein Schrei.
Ein Lächeln antwortet.
Aber er liest eine Bitte um Verzeihung heraus und nickt.
Das Weib rast und spiegelt sich in den Blicken aller.
Weiter. Rausch. Schreie. Violinen.
Er richtet sich auf, ballt die Faust, schreit: „Komm ..."
Ein Riß klafft in dem Taumel.
„Haha .." aber sie geht mit ihm.
Der Freund ging mit ihnen. Sie waren nie allein, in ihrer Mansarde wohnten viele Freunde.
Schnee lag auf den Dächern und taute, daß das Wasser in die Kammer tropfte.
Er umkrallte die Hand des Freundes: „Wir haben zu sühnen, ich will ihr die Ruhe geben."
„Und verlasse mich .." höhnte der andere ihm nach.
„Ich habe bereits alles auf mich genommen .." bat er wieder.
„Es war eine wundervolle Nacht," warf sie ein.
„Nein," heulte der eine.
Sie lachte. „Ich hatte mich danach gesehnt ... und gleich alle drei .."
Du wirst noch Orangen verkaufen, dachte der Freund. (Und der Vorleser lächelte selbstgefällig.)
„Als ihr mich nahmt, war ich so befreit .."
„Du warst rein," brüllte der eine. „Oh ich Schuft, aber ich werde dich noch .."
„Du blöder Hund."
„Du. Du weißt, wie ich dich liebe."
Sie wies mit einer Bewegung der Hand auf den Schnee über ihrem Fenster.

Schweigen.
Er starrte sie mit fiebernden Blicken an.
Verflucht, dachte der andere, soll ich ihn halten?
„Gut ..." schrie der, „aber dann ..." Er schwang sich hinaus. Ein Zucken ging über ihr Gesicht, sie rang sich etwas nieder. Der Freund saß regungslos.
Von draußen kam ein Kratzen und Schürfen. Dann ein Poltern, ein Schrei oder ein Lachen und ein Wimmern –
Man sah einen Ring über dem Dachrand zittern und brechen.
Der Freund saß regungslos.
In ihren Zügen lag ein Leuchten, ein Flackern, eine Flamme, eine Erstarrung, ihr Leben ballte sich zusammen. Sie sah den Freund ihr gegenüber beschmutzt, stinkend, schamlos in seiner Ohnmacht und Bestürzung.
Dann zupfte sie den anderen am Rock und würgte lächelnd heraus: „Zwanzig Franken muß er noch haben."
Der Freund räusperte sich, er war erlöst.
Dann gingen sie.
Man schwieg eine Zeitlang am Tisch.
Dann setzte einer schnell, wie um den anderen zuvorzukommen, hinzu: Zwei Freunde treffen sich in London. Der eine schwärmte: Ich habe ein Weib gefunden. Krampf und Zuckungen. Ich will den Rhythmus ihrer Liebe suchen.
Der andere lächelt und sagt: „Dann mußt du ihr mehr zu saufen geben."
Während sie noch so sprachen, trat die Frau am Arm eines Fremden ins Café und schritt an ihrem Tisch vorbei.
Die Herren standen auf und verbeugten sich.
Sie trug eine entzückende Robe, und der Fremde sah aus wie ein russischer Großfürst. Vielleicht, daß in seinem Hemd Brillanten funkelten. Auch tranken die beiden Gott weiß was für teure Sachen.
Die Herren hätten viel darum gegeben, wenn sie etwas von der Unterhaltung der beiden gehört hätten.
Sie hörten aber nichts und machten nur die Wahrnehmung, daß beide sehr zufrieden aussahen.
Er sog lächelnd an einer sicherlich exquisiten Zigarette, und sie führte von Zeit zu Zeit bedächtig das Glas an den Mund ....
Am Tische der Herren fing schließlich einer wieder etwas zu lesen an.

DER WEG ÜBER DEN BERG
(in drei Etappen)

Der 50. Geburtstag

Frau Päsel feierte ihren 50. Geburtstag.
Frau Päsel wartete in einem Garten mit ihrer Tochter, der Frau König, zwei volle Stunden auf Herrn König, der unter dem Vorwande, einen Bekannten aufzusuchen, sich vom Tisch entfernt hatte und wahrscheinlich in einer Kneipe nebenan ein Wiedersehen begoß.
„Du hättest ihn erst gar nicht gehen lassen sollen," brummte die Alte.
Die Tochter kniff die Augen zusammen und schien mit Tränen zu kämpfen.
„Nun ja," besänftigte die Mutter, „vertragen müßt ihr euch schon. Für dich ist es schwer." Sie seufzte tief auf.
Da kam Herr König.
Er kam tänzelnden Schrittes, machte eine tiefe Verbeugung und rief lustig: „Guten Taaaag!"
Wirklich ein fescher Kerl. So ein Schlingel — dachte die Alte und bekam einen dicken, feuerroten Kopf. Dann schrie sie: „So treibst du's wieder, du besoffner Lump."
Herr König mühte sich, einen Zusammenhang zu finden.
„So muß alles zu Grunde gehen," jammerte seine Frau und beobachtete dabei einen Nebentisch, an dem irgend etwas vorgehen mußte, was Herr König nicht sehen konnte.
Herr König blieb vorderhand ganz ruhig und setzte sich. Donnerwetter, die paar Glas Bier und so. Aber es wurmte ihn.
Die Alte redete weiter:
„Daß du dich auch gar nicht halten kannst. Gleich wieder den verfluchten Fusel." Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn.
„Du siehst doch, wie sich die Mutter grämt," warf die andere ein und hatte Verachtung im Blick.
Frau Päsel weinte. Dann sagte sie sanft:
„Willst du hier etwas essen?"
„Nein."
„Aber iß doch, lieber Junge. Wie nett du aussiehst in dem neuen Hut ..."

„Fritz, so iß doch was."
„Halt die Fresse."
Herr König schlug auf den Tisch.
„Ja, was ist denn – – vertragt euch doch, Kinder."
Frau Päsel zitterte.
Die andere lachte auf.
„Laß ihn doch, er ist ja besoffen."
„Was!? Das sollst du büßen. Warte nur ..."
„Aber Kinder ..."
„Das geht mir doch zu weit, oh warte ..."
Er keuchte vor innerer Erregung.
„Sie hat es doch nicht so gemeint."
„Oh die – das muß sein," er schnappte mit der Stimme über.
„Alle Leute werden ja auf euch aufmerksam," flehte Frau Päsel.
Sie war leichenblaß.
Die andere riß die Augen weit auf, zog die Schultern automatisch ruckweise rauf und runter und stieß schrille, pfeifende Schreie aus.
Die Alte hielt sie.
„Um Gotteswillen, was ist dir denn?"
„Der da – der da – der da" – sie schrie weiter.
Er stürzte mit erhobener Faust auf sie zu.
„Sie hat wieder was, die Komödie, Aas verfluchtes."
Die umsitzenden Leute lachten. Ein Kellner sagte zu jemandem: „Was geht das Sie an ..."
Frau Päsel rang die Hände und stotterte vor sich hin: „Was ist denn los um Gotteswillen." Ein entsetzlicher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: Wenn mich hier jemand kennt, um Gotteswillen, der Päsel. Dann schrie sie ihren Schwiegersohn an: „Dich kenn ich jetzt."
Herr König war starr. Er nahm seinen Hut und ging hinaus.
„Was ist denn, Kind?" jammerte die Alte.
Die junge Frau stand hastig auf.
„Mutter, er geht. Geh schnell."
Frau Päsel lief hinaus und erwischte ihn noch an der Straßenecke.
„Wo willst du denn hin? Sei doch vernünftig."
„Ich kann das Frauenzimmer nicht mehr sehen."
Sie kam hinzu.
„Was habe ich dir denn getan?"
Sie weinte noch leise.

„Ich will nicht mehr. Schluß. Immer dasselbe."
„Sprich doch nicht so ..."
„So versöhnt euch doch, Kinder. Was muß ich mit euch noch alles erleben." Sie sah völlig gebrochen aus.
„Mit Kerlen treibt sie sich rum und alles so, und wenn ich dann ..."
„Aber es hat ja niemand etwas gesagt," mischte sich die Alte wieder hinein.
„Ich will nicht!" Er schrie so laut, daß die Passanten stehen blieben.
Frau König sah hilflos und unschuldig aus. Sie schaute zu ihm auf und schien zu flehen: Siehst du, so bin ich. Nimm mich doch. Aber er hörte nichts. Er freute sich, daß ihm Unrecht geschah und fühlte, wie ein reißender Strom sie von seiner Seite fortriß und entführte.
Die Frauen faßten ihn unter den Arm und lächelten.
Er merkte, daß er müde war, und daß es vielleicht besser wäre, jetzt alles gut sein zu lassen, aber er riß sich mit einem Ruck los, daß Frau Päsel unter den Stand eines Obsthändlers rollte. Er sprang auf eine vorbeifahrende Tram und fuhr davon. Zu seiner Enttäuschung mußte er sich eingestehen, daß niemand hinter ihm her schrie.
Abends auf der Heimfahrt sagte er zu seiner Frau:
„Eigentlich haben wir nichts erreicht. Mit dem Pump wird es wohl jetzt nichts werden."
„Siehst du, die Mutter ist nicht mal mit auf die Bahn gekommen," schmollte sie, „du bist auch immer so aufgeregt ..."
Er grübelte: Ob sie es weiß, daß sie mich betrogen hat, und weiter: aber der alten Kupplerin hätte ich es mal richtig geben sollen, und später: wenn wir nur erst allein wären ... Sie hatten sechs Stunden zu fahren.
Als sie dann im Abteil allein waren, küßten sie sich.

Nächtliche Szene

Gegen drei Uhr nachts stolperte der junge Bittner die Treppe zu seiner Dachwohnung hinauf. In dem dürftig ausgestatteten Zimmer brannte noch die Lampe. Die Anna Zöpfel lag angekleidet auf dem Bett und schlief.

„So" – schrie er, „hab ich dich erwischt!"
Er rüttelte sie am Arm. Sie wachte auf und rieb sich die Augen.
„Kommst du erst jetzt? Ich bin so müde. Mich friert."
„Was Du – du, du willst mir Vorwürfe machen? du –??" Er schrie, daß sie erschreckt sich aufrichtete. „Du – hä, wo warst du denn? hä!?"
Sie stammelte: „Ja, was soll das?"
„Ah, ich habe es geahnt, ich weiß."
Er ging im Zimmer auf und ab.
„Ich habe dich auf den Knien gebeten, beherrsch' dich, ruiniere mich nicht durch deine Unüberlegtheit und Dummheit."
„Was habe ich denn aber getan?"
Es war nur mehr ein leises Wimmern.
„Nichts von heute und gestern. Aber es frißt. Weiß ich – vielleicht vor einem Jahr und vor Wochen, alles das Kleine, die Verzeihungen ..." Er schnappte nach Luft.
Da merkte sie, daß er betrunken war und sagte leise:
„Geh doch jetzt schlafen."
Er ließ sich neben sie nieder, ballte die Faust.
„Du hast alle gegen mich ausgespielt, ich bin allein, verlacht, du hast mich zerrieben – zwischen Steinen, getreten, bespieen und immer noch geschworen, du hättest mich lieb."
Sie starrte ihn verängstigt an. Er umspannte ihr Gelenk.
„Ich habe keine Ruhe mehr, ich bin krank, matt – oh du!"
Er krallte sich tiefer ein. Sie fing an zu jammern.
„Ich hab doch nur auf dich gewartet."
„Warte nur, du Aas!" Er zog eine Fresse und kniff die Augen zusammen.
„Sieh nur, wie verändert du sprichst," höhnte er.
Sie weinte. Dann riß sie sich los und schrie: „Laß mich!"
Die Haare hatten sich gelöst, die Miene war straff und hart. Er krallte sich tiefer ein.
Sie heulte auf wie ein verwundetes Tier und suchte sich seiner mit den Füßen zu erwehren.
Da schlug er sie.
Er schlug sie mitten hinein ins Gesicht, ruckweise, überlegen, wie ein Schütze, der ins Schwarze zielt.
Ihre Augen zuckten. Immer neue und fremde Gesichter sah er erstehen, und in jedes schlug er sie.
Er fühlte, daß er manchen Vorgänger zu töten hätte.

Immer wieder, maschinenmäßig.
Es wurde für Sekunden totenstill. Dann gellten Schreie, kalt, wie hinter dem eigentlich Menschlichen, sie bohren, fressen. Schreie. Sie stand mitten im Zimmer, das Gesicht verzerrt, schrie. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, er stürzte ihr nach, sprach auf sie ein. Er riß an den krampfzitternden Wangen und küßte sie. Die Schreie lösten sich in ein monotones Heulen auf. Er ging wieder zitternd auf und ab.
Unter ihnen wurde geklopft, im Hause gingen Türen, Stimmen wurden laut.
„Sei doch wenigstens jetzt still" – flüsterte er.
Seine Annäherung peitschte ihre Sinne, sie schrie wilder, stossender.
Es klopfte an der Tür. Hausgenossen lugten scheu herein. Er brummte etwas von einem Anfall, Hysterie.
Der im zweiten Stock wohnende Trambahnschaffner schrie ihn an: „Sehn Sie denn nicht, daß die Frau krank ist!?"
Das Blut rann aus ihren Kratzwunden.
Einige Weiber sprachen ihr gut zu und gaben ihr Wasser. Eine streichelte ihr Haar.
Anna beruhigte sich langsam.
Eine brummte etwas von „Skandal" und „gebildete Leute sein", die Frauen warfen auf Bittner giftige Blicke.
Dann gingen sie.
Er saß am Bettrand und murmelte vor sich hin: „So weit ist es also gekommen. Alles hat sie sich vernichtet. So weit." Dann wurde es wieder eine ganze Weile still.
Sie stand in einer Ecke und weinte leise.
Er dachte: Das arme Ding. So dumm und unüberlegt. Soll ich wieder gut sein oder ihr an die Gurgel fahren – für das alles wieder –
Und während er noch so grübelte, ging er zur Tür hinaus. Langsam tastete er die dunkle Treppe wieder hinunter, er hörte die Ketten hinter sich nachschleifen.
Eigentlich bin ich dumm, fühlte er, ich hätte mich versöhnen sollen, wenn auch – und so. Und morgen wird uns der Wirt rauswerfen. Schließlich ist sie doch auch schwanger. Zu dumm.
Langsam sperrte er das Tor wieder auf und ging schleppenden Schrittes in die Nacht hinaus.
Ab und zu fuhr er zusammen. Ein Auto jagte vorüber.

Wenn er jetzt darunter läge. Es schrie jemand.
Er schleppte sich weiter. Durch endlose Straßen, Schritt für Schritt. Er dachte nichts mehr. Zuweilen noch zuckte es in ihm nach und polterte dumpf.

Josef

Sie zankten sich.
Er erklärte ihr, daß er sie im allgemeinen nicht ernst nehme, daß er ihre Erregung irgendeiner Krankheit zuschreiben müsse, es wäre ihm im übrigen auch gleichgültig und so.
Sie schrie ihn an: „Pack dich!"
Dann bekam sie einen feuerroten Kopf.
„Du blöder Einfaltspinsel!" Sie spuckte aus.
Er entgegnete ruhig: „Du wirst dich beherrschen müssen."
Aber in seinen Worten zitterte etwas Geheimes, Verstecktes, Lauerndes.
Er sagte: „Wenn du die Sache satt hast, so geh'."
Sie lachte gereizt: „Das willst du mir sagen, du – aber warte!"
Sie zerriß eine Photographie und warf ihm die Stücke vor die Füße.
„So – sie spuckte wieder aus – ich geh'!"
Dann lief sie dem Haus zu.
Er setzte sich in die Laube und dachte:
Was ist eigentlich, warum der Streit? Er versuchte sich der Vorgänge zu erinnern, ich habe sie zwar gescholten – vorhin – wegen der Bemerkungen – aber sie sah mich so feindselig an – ja, wieso eigentlich?
In der Laube saß Josef.
Er achtete nicht auf ihn.
Josef war der kleine Sohn des Wirtes und auf einer Seite gelähmt. Er fuhr mit dem Finger die Tischritzen entlang und stieß kurze Schreie aus.
Der Mann achtete nicht auf ihn. Er dachte weiter: da unten liegt sicher mein Bild, was wird sie tun? Was soll das alles? – Er sah sich Jahre zurück, wie er sie liebte, wie er bebte und getroffen wurde. Und schließlich ist sie mit mir verwachsen, fühlte er. Vielleicht ist sie auch über mich hinaus – er erschrak.
Eine peinigende Angst befiel ihn.

Nein – zitterte es in ihm – mit dieser Behandlung ist es nichts. Soll ich ihr nach, sie küssen, um Verzeihung bitten wie früher – oder still sein?
Rasender Schmerz fraß an ihm.
Er fühlte plötzlich, wie tief er Josef haßte.
Was tut er hier, warum schlägt man ein solches Vieh nicht tot? Nur zum Ekel lebt er.
Er hörte ihre Stimme. Sie stand in einem Kreis von Leuten und schien sehr erregt. Sie schrie und weinte und lachte dann wieder auf.
Josef humpelte scheu aus der Laube heraus.
Ein kleines Mädchen sammelte Steine in einen Schubkarren.
Josef zeigte auf die Steine und schrie.
Das Mädchen lachte und fragte ihn etwas.
In der Luft lag Milde. Die Sonne brannte. An den Kirschbäumen waren die ersten Blüten.
Josef stand mit gesenktem Kopf und lauschte. Dann schleppte er das eine Bein nach und drehte sich auf dem anderen langsam herum.
Josef tanzte.
Die Gartentür fiel ins Schloß.
Der Mann in der Laube fuhr auf. Wenn sie jetzt geht – dachte er, mag sie mich wieder verleumdet haben, bespieen, alles wieder breitgetreten – vor den Leuten da, es ist gleich, ganz gleich, und es rang sich etwas empor zu ihm, gewaltsam, es war für ihn schon zu spät, darüber klar zu werden, er schrie verzweifelt: „Du – du –"
Aber es klang hart und rauh und befehlend.
Er schrak zusammen, gestand sich, daß es so weich und mild hätte klingen sollen.
Es war zu spät.
Doch er fühlte sofort: Nein, nicht zu spät. Sie wird wiederkommen, vielleicht wird es doch wirken. Sie wird sich damit beschäftigen. Ich werde sie dann prügeln – wie früher, als sie auf dem Boden lag und ich ihr den Haß aus den Augen schlug. Sie braucht das. Was tut's, ich verliere einige Stunden, was tut's.
Eine quälende Unruhe hatte ihn erfaßt.
Er rief den Wirt und wies lachend auf Josef. Auch der Wirt lachte.
Dann ging er zu seinem Sohn und faßte ihn grob am Arm.
„Was tust du hier, hä? Habe ich dir nicht verboten ...!?"

Josef hing regungslos in der Faust des Vaters.
Er gab keinen Laut von sich, als man ihn in seine Bodenkammer schleppte.
Der Mann ging im Garten auf und ab.
Ich werde sie doch anders behandeln, dachte er, mehr nach außen, mit Liebe. Wenn sie kommt, werde ich vielleicht vorerst gut zu ihr sein.
Er wurde zufrieden und lächelte. Die Stücke seines Bildes hob er auf und verwahrte sie in seiner Brusttasche. Sie wird sich freuen, fühlte er.
Das Mädchen sammelte weiter Steine.
Ab und zu erschien Josef in der Dachluke und stieß schrille, pfeifende Schreie aus.
Es klang wie der Schrei wandernder Affen im Urwald.
Der Wirt bediente lächelnd seine Gäste. Wenn man ihn totschlagen könnte, dieses Rabenaas, knurrte er, und bediente lächelnd weiter.
Spätabends kam sie heim.
Er saß im Zimmer und wartete.
Sie beobachtete ihn lauernd und sagte schnell: „Weißt du, wen ich getroffen habe, den T. Es war riesig nett."
„Laß nur. Eigentlich wollte ich mit dir noch fortgehen, aber jetzt ..."
„Ach ja. Er wird noch warten – im Café – er wußte ja nicht .." fügte sie schelmisch hinzu.
Er stimmte traurig zu. Eine bohrende Angst quälte ihn.
Nur keine weiteren Worte, fühlte er, und wie gehetzt erzählte er von Josef, dem Tanz und dem Wirt und nannte ihn irgendwie.
Seine Worte bekamen Würde, daß sie erstaunt zu ihm aufsah.
Dann schritten sie schweigend durch die Nacht.

DIE ERLEBNISSE DER EMMA SCHNALKE
(Nach einem Kouplet: .... Der Liebe Glück und Seligkeit ....)

I.

Die Person, um die es sich hier hauptsächlich handelt, heißt Emma Schnalke. Oder auch anders. Das hat nichts zu sagen. Mit vierzehn Jahren wurde sie auf die Straße gesetzt. In rascher Aufeinanderfolge war sie bei einem Zahnarzt, in einem Konfektionsgeschäft, Beerdigungsinstitut, Friseurladen, Schirmgeschäft, im Chor eines Operettentheaters. Es gefiel ihr nichts.

Die Männer, die ihr auf dem nächtlichen Heimwege vom Tanzlokal in die Augen sahen, erschraken und gestanden sich enttäuscht: es ist nichts. Sie sucht etwas.

Gern war sie mit älteren Leuten zusammen. Sie log ihnen ein Dirnenleben vor.

Mit 16 Jahren kam ein Rausch über sie, der sie erhob und entzückte. Ein Schüler brachte sie zur Kunstschule und zeigte sie den Professoren.

Sie huschte durch die Säle und tanzte und jubelte, und wohin sie kam, war ein Aufleuchten. Wie etwas Neues, Fernes, das zu ihnen gekommen war, das alle erstaunte und wiederum auch war wie etwas, das alle erwartet hatten. So huschte sie durch die Säle und war ihnen bei jeder Arbeit dabei.

Oft saß sie auf einem zierlich gezäumten Roß, mit Schellen und Trotteln, als Edelfräulein, den Jagdfalken auf der Hand. Dann war es, als ob allen eine Erscheinung aufginge, es kam etwas Erhabenes in diese jungen Köpfe, und der jüngere der Professoren ging manchmal an den Steigbügel, hob sie herab und drückte ihr einen scheuen Kuß auf die Stirn.

Nach solchen Tagen schritt sie taumelnd durch die Straßen, mit schlottrigen Kleidern, eine Nachtwandlerin, oder saß an den Ufern des Flusses und griff nach den Lichtfetzen, die die Strahlen der Bogenlampen ins Wasser rissen.

Keiner wagte es auszusprechen, was alle fühlten. Künstler waren wohl kaum darunter. Indessen, diese jungen Leute waren sich bewußt, einen vom alltäglich bürgerlichen etwas abweichenden Standpunkt einnehmen zu müssen, auch in den Äußerungen ihres Gefühlslebens, und sie mühten sich darum. Sie waren ihr dankbar, daß sie ihnen gleichsam die Gelegenheit bot, ihre Zu-

gehörigkeit zur Kunst zu empfinden und vor sich selbst zur Schau zu tragen.
Ein Flackern kam in ihre Augen, und mancher krümmte sich wie unter einem Spott. Es war wie eine geheime Abmachung unter ihnen, ein Schauer, der jeden gefangen hielt, der die groteske Tragödie eines schal gewordenen Märchens mitanzusehen gezwungen war. Es gährte in diesen Köpfen, eine Wut stieg auf und ein Begehren, wenn die Straßenmodelle den Saal verlassen hatten.
Manchmal saß sie nackt auf dem Pferde, und Bäume waren rings herum aufgestellt, die mithelfen sollten, die Idee einer längst verbrauchten Romantik in die Wirklichkeit umzusetzen. Es blieb ein Torso, und sie litten darunter. Ihre Kraft erlahmte, und ihre Kunst ging weit, weit fort. Aber sie schwiegen. Unter den vielen war einer, der rang mit sich in manchen Nächten, und sein heißes Blut schrie.
Der Rausch und die Ruhe begann zu schwinden, der Blick wurde beseelt und bewußt, und einer, der draußen vor der Stadt das Gurren der Tauben vernahm, schlug sich vor die Stirn: er kannte es wieder.
Aufregung hatte sich aller bemächtigt, mit dem schwindenden Rausch entwand sie sich ihnen.
Es gab keine Märchen mehr.
Einmal kam der ältere Professor zu seinem Kollegen und fragte: „Der H. hat mir erzählt, du willst heiraten?"
Der andere schwieg.
„Die v. B.?"
Minuten des Schweigens verstrichen.
„Und deine Kunst?" Sein Gesicht verzerrte sich, als wollte ein Pfui sich durchringen.
Der andere beschwor ihn. Dann sprudelte es hervor. Seine Liebe zur „Katze", seine Qualen, seine Gesichte, das Heilige, und seine Ängste um seine Kunst und um seine Professur – – Aber er würde sie zu sich nehmen – Es klang immer bestimmter, je länger er sprach.
Der Alte drückte ihm die Hand, dann redeten sie mit ernsten Mienen längere Zeit, und etwas Sieghaftes lag in ihren Augen.
Es klopfte: – die Katze.
Verlegenheit war um sie, schwand bald, und es klang herausfordernd:

„Ich habe eigentlich eine kleine Bitte, ich möchte gern 100 Mark geborgt haben, ich will etwas ins Gebirge fahren."
Der Alte zeigte auf den anderen:
„Wende dich an ihn" – und mit bedeutungsvollem Lächeln ging er hinaus.
Es würgte in dem anderen, Trauer und Angst, ein Fremdes, Dumpfes bedrückte ihn. Eine Sekunde lang stieg alles Liebe und Herzliche in ihm auf:
„Du – (er zwang sich) – willst fortfahren?"
„Ja – mit dem Kapellmeister, du weißt – Eine kleine Spritztour."
Noch einmal versuchte er ihre Seele zu ketten, all' seinen Schmerz konzentrierte er auf ein süßes, tiefes – Du –, das er im Innern fühlte. Er rang und griff, aber griff ins Leere. Dann ging er langsam zum Sekretär und nestelte umständlich an einer Kassette.
Die Bewegungen waren seltsam gezwungen, ihre Augen blieben stumpf und verschleiert. Eine Lüge war im Zimmer.
„Hier hast du – – Wann sehen wir uns wieder?"
„Danke schön. Nächste Woche –"
Dann klang es hart: „Ich brauche dich zu einer Magdalena."
„Ja, ja –" Sie huschte hinaus.

II.

Wochen vergingen, es wurde Winter. In die Kunstschule ging sie nicht mehr. Allabendlich stand sie vor dem Variété und wartete auf ihre Gesellschaft. Der Kapellmeister, zwei Sängerinnen und ein Kraftmensch. Dieser entzückte die ganze Stadt, wenn er einen Wagen mit vier Insassen auf dem Nacken trug oder mit Kanonen balanzierte.
Er war der Schwarm verheirateter Frauen.
Er schleppte sie durch die Caféhäuser und Bars, begleitet in ehrfurchtsvollem Abstande von Studenten, Kommis, Kellnern und Nachtmädchen. Oft saßen sie in größerer Gesellschaft in den Separés der Hotels, es wurde Wein getrunken, Musik gemacht und getanzt.
Mitunter verirrte sich auch ein Künstler unter die Gesellschaft. Meistens blieben sie aber allein. Sie saß zitternd mitten drin, wie ein flügellahmer Vogel, nur ihre Augen flackerten Sehnsucht und heißes Begehren.

Man wußte in diesen Kreisen nie, was morgen war, und immer trennte man sich in der Besorgnis, die eine süße Erwartung war, sich nicht mehr wiederzusehen.
Jeweils zwei Tage vor seinem letzten Auftreten in irgendeiner Stadt pflegte der Athlet seinen Geburtstag zu feiern. Dann ging es hoch her. Die Katze saß unter all' dem lärmenden Volk an seiner Seite. Sie zitterte und ertappte sich dabei, wie sie irgendeine läppische Redensart, die gerade am Tisch gefallen war, immer wieder vor sich hersprach. Sie fürchtete sich, aber die Stimmung riß sie mit fort. Die Blumenarrangements, die ihm von den Frauen auf die Bühne geschickt worden waren, schmückten die Tafel, die zahllosen Einladungen zu Dämmerstunden und Soupers, die sie immer wieder in die Hand nahm und durchlas, der Wein, die Lichter – kurz, es kam ein roher, plumper Ton in ihren Verkehr, sie scherzte mit ihm. Sie hatte ihre Haare zu einem Knoten zusammengebunden und eine rote Sammetkappe darübergestülpt. Ihre Bewegungen bekamen etwas gewollt Unfertiges und Kindliches.
So saß sie unter den Betrunkenen, und eine qualvolle Unruhe bedrückte sie. Oft lachte sie plötzlich laut auf oder küßte den Athleten und drückte sich an ihn oder erinnerte sich irgendeines fernstehenden Menschen, der ihr ein lieber Bruder und Führer hätte sein können. Wenn der da wäre, dachte sie manchmal, der oder auch der – Warum ist niemand da? – Vielleicht gerade heute – –
In manchen Augenblicken fühlte sie etwas Verfehltes in sich, ein Nichtzuendekommen, Haß stieg in ihr auf, und sie warf sich dem Athleten an die Brust oder streichelte seine Fleischerhände.
Sie wurde betrunken, die Augen funkelten.
Da nahm er sie an der Hand und führte sie hinaus. Drinnen johlten die anderen. Er trug sie in sein Zimmer und küßte sie. Die Lichter verlöschten. Der Lärm kam aus weiter Ferne und drang nicht mehr zu ihnen. Ab und zu hörte man ein Schlürfen, verwischte Laute sich entfernender Stimmen, ein letztes Poltern.
Die Stunden waren bitter, da er mit ihrer Seele rang, aber sie wurde blind – vor dem Tier, das vor ihr winselte und bettelte.
Wozu? Der Löwe und die Katze – – fühlte sie.
So nahm er sie.
Es folgten Tage wie Feuerbrände und die Stunden des ersten Erwachens. Sie schlug ihn blutig. Er fesselte sie an den Bett-

pfosten. Und immer stand sein Diener Bill, der abends die Gewichte schleppte, dabei, unbeweglich, lauernd, immer bereit, alle Wünsche zu erfüllen und die Befehle seines Herrn sofort zu vollziehn.
So erkannte sie sich wieder und die Erinnerung kam. Sie reisten ab. Sie wohnten bei seinen Eltern, und er nannte sie seine Braut. Dann reiste sie mit ihm. Es lag etwas Verjüngtes in seinen Schritten, die Blicke verloren das Starre, Herzlose – – während sein Weib in einem Hotelzimmer verblutete.
Er betrog sie in Brüssel und Marseille und gab Unsummen aus für Brillanten, mit denen er sie, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, herausputzte. Schließlich hatte er sich sogar an sie gewöhnt und fühlte einen Anflug von Liebe, wie er Schlächtergesellen eigen ist. Manchmal dachte er daran, ein Gut zu kaufen und so im bürgerlichen Leben unterzutauchen. Mit der Zeit sehnte er sich sogar danach. Sie wurde von den Französinnen und Engländerinnen beneidet, manche beschenkten sie. Oft fuhr sie des Nachts in Gesellschaft auf dem Züricher See, man war freundlich zu ihr und wollte ihn kennen lernen. Dann kam sie manchmal nach Haus und biß ihn, daß man auf seiner Brust abends die Spuren sehen konnte. Oder sie schlug ihm vor dem Hotelpersonal die Faust ins Gesicht.
Er wurde weich wie ein Kind und liebte sie. Monatelang nahm er kein Engagement an. Und auch Bill wurde entlassen.
Seine Mutter drängte sich an sie und schmeichelte, wie Schlächterfrauen zu schmeicheln pflegen. Die ganze Familie fing wieder an zu verarmen, niemand arbeitete.
Da, eines Tages, nahm sie aus dem Koffer den Rest seines Geldes und blieb verschwunden. Krank, mit fiebernden Augen bat sie bei ihrer Mutter um Unterkunft.
Aus ihren Tränen kam hin und wieder ein Auflachen, das man um Mitternacht um dunkle Straßenecken hört.

III.

Tage und Wochen vergingen. Tiefste Bitterkeit kämpfte mit wiedererwachter Sinnlichkeit, es wurde ein Haß des Vernichtenwollens, des letzten Auslöschens. Die Männer, die ihr bisher im Leben begegnet waren, gaben das Bild ab, an das sich ihre Er-

regungen klammerten. Sie bespie und verfluchte sie und glaubte, sie mit Füßen treten zu müssen. Oft saß sie mit starren Blicken, die Hände zusammengekrampft, und träumte, sie hielte eine Gurgel umkrallt.
Visionen erschienen ihr und erfüllten sie mit Ekel. Dann ging sie nachts in ein Rummellokal und tanzte mit den Mädchen von der Straße, wild und zügellos. Aller Blicke begleiteten sie, die Weiber beschwerten sich, manche fauchten, die Männer blieben still.
Es war ihnen ein Kribbeln in die Glieder gefahren, ein frischer Rhythmus, sie streckten sich und ihre Gesichter wurden geschäftig, als ob jeder sie erwartete, und jeder eine Mission zu erfüllen hätte. Der Tanzmeister, bei dem man sich beschwerte, aber dachte: Vielleicht ist noch ein Geschäft mit ihr zu machen – und zuckte lächelnd die Achseln.
An einem dieser Tage war es, daß sie erschöpft zusammenbrach, und einer der umstehenden Jünglinge bedauernd sagte: Wie ein gehetztes Reh. Das Wort durchzuckte sie wie ein Blitzstrahl und wurde eine Erkenntnis für sie. Immer wieder wiederholte sie für sich: Gelt, wie ein gehetztes Reh.
Wie ein Kind, das die Mutter streichelt: Geltel – wie 'hetztes Reh.
Zitternd lief sie nach Haus und weinte.
Anderntags kamen Kriminalbeamte und holten sie zur Polizeiwache. Es handelte sich um die überall übliche Verleumdung seitens einer Freundin, die die Beamten auf sie aufmerksam gemacht hatte.
„Wir kennen Sie schon –" so empfing man sie.
Die Leute da hatten ein selbstbewußtes, fettes Lachen, ihre Bäuche zitterten vor Vergnügen und der, der das „Mensch" zu verhören hatte, trommelte mit dicken Tintenfingern auf dem Pulte herum. Er wackelte mißtrauisch mit dem kahlen Schädel. Aus aller Augen leuchtete eine Befriedigung, wie nach einem guten Frühstück, man konnte sie noch schmatzen hören. Wirklich ein angenehmer und interessanter Dienst ... die Weiber ... und meine zu Hause ... Hä hä ... so dachten sie.
Sie aber fühlte: Hunde.
Dann wurde sie entlassen. Kein Wort des Bedauerns, kein Wort der Entschuldigung.
Schweinehunde!

Einer rief leise nach: „Na, dann das nächste Mal." Ihre Fressen zogen sich zu einem Grinsen, einige scharrten mit den Füßen, einer schneuzte sich, einer seufzte aus Gewohnheit tief auf, ein Geräusch von Schreibutensilien – dann schleppte sich der Dienst bis zum nächsten Fall weiter.
Nun saß sie fast immer zu Haus und weinte. Manchmal las sie zwischendurch auch Bücher aus Budapest mit Abbildungen, die frühere Verehrer zurückgelassen hatten.
Es war, als ob sie stumpf geworden wäre, oft fühlte sie in sich ein Tier, das vor Wut und Schmerzen heulte. Und immer sah sie ein Kind vor sich, das jämmerlich schrie und zur Mutter wollte.
Ihre Seele verwirrte sich, und ihr Gefühl wurde täglich enger.
Ich muß das Leben bespeien und alles vernichten – – fühlte sie.
Es war widerlich zu sehen, wie ihre Mutter, die ein altes Unrecht glaubte, wett machen zu müssen, um sie herumschwänzelte und Zukunftspläne schmiedete. Es war widerlich anzusehen.
Man sollte sie vor den Bauch treten – – das Aas – – dachte sie.
„Du wirst schon deiner alten Mutter noch Glück bringen," tröstete die, „ich habe noch nichts gehabt in meinem Leben, du bist noch jung und die Männer – sei schlau –"
Ja, du Aas – treten –
Und eines Tages kam ein Mann – Fabrikbesitzer oder so was –, der sie von früher her flüchtig kannte und auf der Straße jetzt gesehen hatte, und machte ohne alle Umschweife ein Gebot. 300 Mark monatlich und für später eine größere Summe.
Die Mutter tänzelte und setzte Kaffee an, sonstige Hausfreunde wünschten Glück.
Sie aber mühte sich verzweifelt um einen Gedanken, der allen Dreck wegwischen könnte, aber sie fand ihn nicht und ging fort, ohne mit dem Mann zu sprechen. Dem Kerl wurde bedeutet, er solle noch warten und nächstens wiederkommen. Er ging, seelenvoll, mit schmerzlichem Augenaufschlage grüßte er die Bekannten, die er traf, und wartete. Er hatte es sich eigentlich anders gedacht.
Den gleichen Nachmittag kam noch ein anderer Mann, an den man geschrieben hatte. Er stellte Künstlertruppen zusammen und reiste. Nach der Türkei und Rußland, durch Österreich und Italien. Auch er machte ein Angebot: Freie Wohnung, freies Essen, freie Kleidung, freier Unterricht in Gesang und Tanz. Als

sie zurückkam, traf sie ihn noch an. Er war entzückt und wollte nochmal seine Frau mitbringen.
„Damit Sie sehen, daß es bei mir anständig zugeht," meinte er.
Sie fühlte nichts mehr, alles war in ihr welk und abgestorben. Um ihre Mundwinkel lag dämonische Grausamkeit.
Sie nahm sich von ihrer Mutter die goldene Uhr, die nach allerdings zweifelhaften Angaben ein Erbstück war, und verkaufte sie an einen Trödler. Noch denselben Abend reiste sie in die nächste Hauptstadt. Sie fühlte: Nur fort. Allein sein. Weit fort von diesen Leuten.
Als ihr Zug in der Morgendämmerung in die Halle einlief, empfand sie ein so unendliches Siegesgefühl, einen Rausch wiedergewonnener Freiheit, der sie beglückte. Langsam ging sie nach dem Innern der Stadt zu, um den heraufkommenden Morgen zu erwarten. Sie wollte vorläufig bei irgendeiner entfernteren Bekannten ihrer Mutter wohnen.
Bitteres Weh drängte sich auf: Arbeiten und gut werden – – dann kam es ihr aber wieder sehr lächerlich vor, und sie lachte.
Ihr Weg führte an den Markthallen vorbei. Robuste Gesellen luden das Fleisch auf. Wildes Stimmengewirr.
Die Schritte wurden zögernd, zitternd wollte sie vorbeischleichen. Die niedrigen und blutrünstigen Begierden dieser Leute hatten sie indes schon gewittert.
Sie fing an zu laufen. Rohe Worte prasselten hinter ihr drein. Einer lief ihr nach, erhaschte den flatternden Rock und wischte sich seine blutigen Hände drin ab. Knochenstücke flogen der Fliehenden an den Kopf.
Tolles Johlen toste hinter ihr drein, bis es langsam im Lärm der ein- und ausfahrenden Wagen unterging.
Blutbefleckt, mit Straßenkot bespritzt, schleppte sie sich auf eine Promenadenbank und brach zusammen.
Eine mitleidige Frau brachte sie in ihr Haus und ließ sich erzählen.
Drei Tage und drei Nächte saß sie in einem dunklen, kahlen Zimmer, das sie für wenige Pfennige gemietet hatte. Dann schrieb sie nach Haus und bat um Reisegeld.
An einem Sonnabend kam sie zurück, mit toten, kalten Blicken, voll Ekel und Verachtung.
„Man muß das Leben und alles vernichten –" und ihr Kindliches stieß sie von sich – „mit Füßen treten muß man –"

Sonntag wurde sie engagiert, und den nächsten Tag reiste sie mit der Truppe ab.

IV.

Sie war freudig bei der Arbeit, es war wie eine heilige Sache für sie. Ihr Tanz atmete die scheue Zurückhaltung, die Greise zu Phantasten macht. In vielen Städten und viele Wochen lang tanzte sie so. Die Verehrung, mit der man sie umgab, glitt an ihr vorüber und rührte sie nicht. Sie hatte ihren Haß und nährte ihn, aber sie wurde zusehends schwächer. Sie wurde müde in ihrem Ekel und sehnte sich. Nach dem Fernen und Weichen, dem Streicheln und Einschläfern, dem Katzenhaften und Kindlichen. Die Erinnerung wachte auf und brachte auch wieder die Eitelkeit mit. Abends saß sie inmitten ihrer Gesellschaft, unberührt von den Gesprächen rings um sie, und sehnte sich so.
Es war dies die Zeit, wo sie fast täglich an ihre Mutter schrieb. Ein neues Aufatmen schien gekommen.
Und einer war, der zu ihr sprach mit leiser Stimme, von Dämmerung und verträumtem Zittern, von asketischem Insichhineinversenken und ewiger Einsamkeit.
Er beweinte im voraus, daß er sie nie besitzen würde. Sie lächelte oder war auch plötzlich bitterernst, und streichelte seine Hand, abwesend, wie eine unbeteiligte Fremde. Dann pflegte er mit hohler, vibrierender Stimme Verse zu zitieren, manchmal auch eigene, und er bevorzugte den Refrain:

Dass ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht!

Es war ein Schauspieleleve, der schon eine Anzahl bürgerliche Berufe hinter sich hatte. Aber es kam so genau nicht darauf an, denn er lebte bei den Eltern.
Einmal kam sie nach einer heißen Nacht zu ihm und gab ihm leicht blinzelnd die Hand. Es war wieder Bewegung in ihr. Sie schmiegte sich an ihn und lauerte.
Da sagte er: „Sprich nicht so laut. Meine Mutter ist krank, zwei Zimmer weiter – – –" und wies mit der Hand.
„Du – – –" sie knackte mit den Fingern, es klang gurgelnd, drohend, ein Befehl, dann aber in eisiger Ironie: „komm mit."

Er nahm ein Bild vom Schreibtisch und schenkte es ihr. Mit resignierter Miene überreichte er die Widmung: Daß ich noch einmal u.s.w.
Dann ging er mit ihr durch die Straßen. Sie waren still und bedrückt. Plötzlich lachte sie auf, gröhlte und summte vor sich hin. Einen Gassenhauer mit höchst eindeutigem Text. Er war starr, wie aus dem Gleis geschleudert, grinste indigniert und benahm sich auch sonst seltsam, wie es ein Mann tut, den die Verlegenheit überrascht. Was ist das nur, so wunderte er sich, aber er schwieg, und sie wurde auch wieder still. An ihrer Wohnung verabschiedete sie ihn, und er versuchte seinem Mienenspiel, das noch immer eine gewisse Bestürzung zeigte, einen hündischen, treu besorgten Zug beizumischen.
Wenige Stunden später polterte es an ihrer Tür.
Er war betrunken und bat um Einlaß. Die Haare waren zerzaust, die Kravatte verschoben. Mit funkelnden Augen stand er da, bald flüsterte er Kosenamen, dann wieder besann er sich und stammelte von einer dringenden Angelegenheit oder seufzte weh und verzichtend, wie von Schmerz zerrissen, dann wieder drückte er an die Klinke, und sein Gesicht wurde weich und zart. Aber die Tür blieb verschlossen. Er schwor sogar, daß er für sie alles aufgeben wolle, aber sie schwieg und rührte sich nicht. Ein neuer Rausch war über sie gekommen, eine dumpfe Macht, die sie verwirrte und gefangen hielt.
Sie schrieb an den Herrn v.B., der sie seit einigen Tagen verfolgte, ein Billet: Erwarten Sie mich noch heute nach Schluß, und bringen Sie den Pelz mit."
Herr v.B. sprang von seinem Divan auf. Was ist das? – – Jaso – – der Pelz. Dann betrachtete er im Spiegel wohlgefällig sein hageres Gesicht, den englischen Schnitt. Er lächelte überlegen.
Abends brachte er einen wundervollen echten Pelz, einen entzückenden Pelz. Sie hüllte sich hinein und war wieder Kind. Plauschte und stotterte, die ganze Gesellschaft nahm sie gefangen.
Herr v.B. feierte Triumphe. Seine Freunde – – die ganze Stadt – – oh, es war wirklich ein Triumph. Er war fast traurig und gerührt, seine Augen wurden gläsern.
Dann nahm sie ihn mit in ihr Zimmer hinauf. Sie ließ ihn eine Melodie summen und tanzte vor ihm. Sie kuschte sich zu ihm und trieb zu tausend Kapriolen und Späßen. Oder sie fuhr ihm

an die Gurgel und streichelte dann sein erschrecktes Gesicht. Oh, es war reizend.
Herr v.B. schwitzte und dachte in süßestem Selbstbewußtsein: Gerade ich – – ja – – höchst seltsam und wunderbar – –
Sie zwickte und puffte ihn und stieß ihn zu Boden. Ein schwerer Rausch hielt sie umfangen.
Er begann, wie aus einer Familientruhe heraus, seine Gefühle auszupacken und sprach von Liebe und Glück und ähnlichem. Eine hüpfende Seligkeit war in ihm. Oh, es war reizend – – – ja gerade ich – – fühlte er nur immer wieder. An alle Bekannten dachte er.
Der Morgen kam grau und abweisend, wie ein Henker.
Da stieß sie ihn mit Fußtritten von sich. Ihr Gesicht war aschgrau und verzerrt, das Haar hing in dürren Strähnen.
Herr v.B. fühlte: Das ist kein Erwachen, ich komme um den Genuß. Er versuchte sie zu beruhigen und sprach schöne Worte. Sie spie ihn an, eine Flut von Flüchen schwoll ihm entgegen.
Dann schrie sie laut auf und Krämpfe schüttelten ihren Körper.
Das Hotelpersonal lief zusammen, der Direktor kam, Kollegen. Man wusch sie mit kölnischem Wasser, alle standen ratlos.
Herr v.B. blutete aus vielen Kratzwunden, aber er achtete nicht darauf. Herr v.B. blieb ein Ehrenmann. Er behob das Peinliche der Situation durch eine kurze Erklärung, bat den Direktor zu einer vertraulichen Aussprache auf den Korridor und stellte seine Dienste nach jeder Richtung hin zur Verfügung. Seine Hand zitterte, als er vor einem Spiegel die Blutrinnsel aus dem Gesicht entfernte. Er hatte einen greisenhaften Zug bekommen, er kam sich selbst wie ein zerhackter Häher vor. Es fehlte nicht viel, und er hätte ein ganz klein wenig gelächelt.
Er schrieb einen Brief: „Teuerste – – wenn ich Ihnen irgendwie noch behilflich sein könnte – – – –“ aber der erreichte sie nicht mehr.
Ein paar Stunden später hatte sie sich aus dem Koffer des Direktors einiges Reisegeld genommen und war verschwunden.

V.

Es kam alles anders, wie sie gefürchtet hatte. Der Direktor schrieb einen versöhnlichen Brief, sie solle nur ruhig zurückkommen, sie würde es schon noch zu was bringen.

In den Tagen, da sie zu Haus war, frischte sie alte Bekanntschaften wieder auf. Sie erschrak vor ihrer inneren Unruhe und suchte sich zu betäuben. Man muß das Leben vernichten – – – erinnerte sie sich.
Ein Distriktsbeamter aus einer afrikanischen Kolonie bemühte sich um sie und wollte sie mitnehmen. Dies schien ihr der Rausch, den sie suchte. Nur nicht denken – – – – fühlte sie. Ihr Blick bekam etwas lauerndes, haßerfülltes, etwas vom Vampyr. Schwere Tage schlichen dahin, und tolle Nächte verbluteten in rasendem Taumel.
Eines Tages war der Afrikaner verschwunden.
Er traute nicht.
Sie erließ Aufforderungen in die Blätter, sie ließ ihn suchen durch die Polizei und Privatdetektivs. Es half alles nichts, er blieb verschwunden. Niemand kannte seine Adresse, und man hörte nichts mehr von ihm.
Schließlich fuhr sie wieder ihrem Direktor nach und wurde der Stern der Truppe. Ein Schwarm junger Männer war um sie. Blumen und Schmucksachen flogen ihr zu. Sie verschenkte alles wieder. Mit kaltem Lächeln und brennendem Ekel. Zwei Monate lang lebte sie so und immer war der Direktor um sie herum und nannte sie seine Tochter. Er ließ sie nicht aus den Augen und lebte von ihr.
Da erhörte sie einen ihrer hündischen Anbeter, der ihr von Stadt zu Stadt gefolgt war, und verließ die Truppe.
Es war schon ein gereifter Mann, der irgend eine größere kaufmännische Position innehatte und in Petroleum spekulierte.
Sie täuschten sich ein gewisses Frühlingsglück vor und waren oft still und traurig.
Wenn sie Hand in Hand auf den Dünen entlang schritten oder den Rhein hinabfuhren, stiegen Erinnerungen in ihnen auf, und eine opferwillige Liebe ergriff ihn. Er sprach von dem Herbst seiner Liebe und der Hütte, die er errichten wolle, denn er hatte bei seinem gelegentlichen Umgang mit Künstlern sehr wohl auf deren Umgangsformen geachtet. Er traf Anstalten zum Ankauf eines Häuschens, das mitten im Walde gelegen war, und überhäufte sie mit Erbstücken von seiner Mutter und Großmutter.
Sie fühlte von alledem nichts. Sinnlichkeit raste in ihr und rüttelte. Wenn sie sich ihm gab, fühlte er eine bittere Trockenheit aufsteigen und prasselndes Feuer, das sich in den Leib fraß. Er

wurde in den Taumel mit hineingerissen. Ein unendliches Mitleid quälte ihn, und in den Nächten der tiefsten Ermattung rang er mit dem Entschluß, alles von sich zu werfen und zu heiraten. Ihr Leben wurde immer trauriger und drückender. Er fürchtete für seine Liebe und bebte vor deren Ende. Er fühlte sich der Situation nicht mehr gewachsen. Die Hilflosigkeit verstärkte indessen noch seine Liebe, und er fand keinen Ausweg mehr.
Sie verlor allmählich ihre Sicherheit. Sie sträubte sich dagegen, als Heilige verehrt zu werden. Ein dämonischer Wille erfüllte sie, ihn darin zu erschüttern. Sie bot sich seinen Freunden an oder inszenierte auf der Straße einen Zank und schlug ihm den Hut vom Kopf. Sie wußte mit seiner Liebe nichts anzufangen und wollte sie nicht, nur Haß und Vernichtung.
Sie nahm Weiber zu sich, er sah nichts. Sie trug sich mit dem Gedanken, ihn zu vergiften, er achtete nicht darauf. Sie zeigte ihre Wirtin wegen Kuppelei an, er lächelte darüber.
Die ganze Stadt war voll von Gerüchten, und man riet ihm, sie aufzugeben. Aber in ihm lebte eine Hoffnung von einer über alles kostbar belohnten Mission, die ihn alles vergessen ließ.
Auch ihn hatte jetzt der Rausch erfaßt.
Eines Tages hielt sie ihm den Revolver unter die Nase.
„Ich bin schwanger!"
Sein Gesicht strahlte reine Freude.
„Ich will kein Kind von dir – – –" ein Aufschrei in wildem Haß.
Er lächelte und entwand ihr die Waffe.
„Du bist doch mein – –" und wollte sie umarmen.
„Du langweiliges Spielzeug – – – – sie spie aus – – – – ich hab' dich satt."
Die Umrisse des Zimmers begannen sich zu verwischen. Aller Schmerz stieg in ihr auf. „Nichts denken" – – schrie sie. Sie sah sich in dieser Sekunde und ihr ganzes Leben. Der Rausch zerbarst.
Die Krampfanfälle kamen wieder. Er lag zu ihren Füßen wie ein geprügelter Hund. Er hätte weinen wollen, bitten wie ein Kind, aber er fühlte, er war nicht rein genug. Ein Gefühl der Befriedigung zog ein, er wurde sich der Held eines Romanes und hatte seinem Leben endlich einen Inhalt gegeben.
Er schrieb ihr nach Haus Briefe, die eines gewissen poetischen Schwunges nicht entbehrten. Ich will immer auf dich warten,

so schrieb er, die Sonne wird auf- und untergehen und ich werde sie nicht sehen, solange du nicht bei mir bist – – – – und – – – – ich will mit dir hassen lernen. Der Mutter schickte er Geld und schrieb: Pflegen Sie sie mir gut. Wenn alles vorüber ist, will ich hinkommen und mit ihr sprechen. Und dann kam er. Sie sah ihn mit scheuen Augen an und fürchtete sich. Sie dachte: Was will er nur von mir?
Oder sie schleifte ihn abends durch die Tanzsäle und suchte sich zu betäuben. Aber es gelang ihr nicht mehr. Ihr Haß hatte sich entwurzelt, und ihre Seele war ausgebrannt. Sie sprach mit grausamem Lächeln von ihren Erinnerungen oder bot sich ihm an, mechanisch, wie eine Uhr, die täglich aufgezogen werden muß.
Es wurde ihm unheimlich. Der Roman war doch nicht nach seinem Geschmack. Er sprach hin und wieder mit ihrer Mutter, schließlich reiste er ab. Sein Innenleben war ausgelöscht. Ein unbestimmtes, dumpfes Gefühl bedrückte ihn und wollte auch späterhin nicht mehr von ihm weichen, selbst wenn er die größten Geschäfte machte.

VI.

In dieser Zeit war es, daß ein junger Mann zu ihr kam. Bei einem Konzert hatte er sie inmitten der großen Gesellschaft gesehen und ihren suchenden Blick gefühlt. Er ließ große Inserate in die Tageszeitungen einrücken, worin er um ein Rendez-vous bat. Aber sie las ja keine Zeitungen. Zufällig traf er sie nach Wochen wieder und sprach sie an. Schließlich kam er dann jeden Tag zu ihr.
Er war im allgemeinen scheu und zurückhaltend und verlangte nichts. Sie beschäftigte sich nicht allzuviel mit ihm, aber sie empfand, daß von ihm etwas von der Kraft reiner, wahrer Liebe ausging und fühlte eine wonnige Beruhigung. Manchmal sprach er den ganzen Tag kein Wort, er wollte nur um sie sein und träumen – – sagte er.
Es war wirklich eine Beruhigung für sie. Oft seufzte sie in einsamen Nächten: Wer doch gut sein könnte, so gut.
Dieses Wort hatte für sie einen besonderen Klang bekommen. Es lag soviel Befriedigung und Sehnsucht darin. Es war, als ob sie langsam an seinen Worten gesunden sollte.

Seines Zeichens war er Journalist und beschäftigte sich auch privatim mit schriftstellerischen Arbeiten. Sie arbeiteten zusammen mit zwei Listen. Die eine führte er, auf der die Daten der Geburts- und Todestage aller großen Männer und Frauen verzeichnet waren, während sie die zweite Liste führte, auf der die Zeitungen und Journale angestrichen wurden, die refusiert oder angenommen hatten, mit rotem oder blauem Stift – je nachdem. So wußte sie auch immer, wieviel Geld einkam.
Manchmal las er künstlerische Versuche vor und enthüllte sein Innerstes schonungslos, seine Begierden und Befriedigungen. Und über allem schwebte sie, die Unantastbare, die Königin, die da kommen mußte, und der alles bereitet war.
Sie las viel in den Schriften der neuen Generation, und jede Zeile war ihr ein süßer und billiger Trost.
Aber es wurmte noch etwas in ihr und bäumte sich auf. Ein Bodensatz. Es kamen noch Tage, wo sie ihn floh. Es kamen noch Nächte, da sie durch Tanzsäle raste. Aber die Reste ihrer Kraft schwanden immer wieder, so daß sie bald zu ihm zurückkehrte. Sie fand ihn stets wie ein treues Tier wartend, voll Dankbarkeit. Er litt, doch es war eine tröstende Gewißheit um ihn.
Auch als sie noch einmal mit einer Lüge zu ihrem Kaufmann reiste. Auf acht Tage. Sie kam wie eine Fremde und dachte auf Schritt und Tritt an ihren armen Jungen. Noch vor der Zeit war sie wieder bei ihm. Sie raffte alle Schönheiten in ihrer Erinnerung zusammen, wie jemand, der vor den Trümmern seines abgebrannten Hauses das letzte sucht, und sie bauten darauf auf. Mit blutendem Herzen tat der andere seine Phantasie hinzu.
Dann aber drückte sie wieder ihre Stille.
Ein neuer Taumel riß sie mit fort.
Sie betrog ihn mit einem Studenten, der ihr über den Weg lief – – – nein, sie betrog ihn nicht, sie sagte es ihm.
Er hetzte hinter ihr her, Tag und Nacht.
Noch einmal war alles Rausch in ihr und Grausamkeit.
Dann aber würgte sie die Scham, etwas Neues, Unbekanntes. Urplötzlich griff sie zu und riß sie zu Boden und schleuderte sie herum und zerrte und zog. Die Scham.
Sie saß an einem Caféhaustisch unter lärmenden Gesellen. Man sprach Persönliches und schien sie vergessen zu haben. Ringsum gleichgültige Menschen, mit dreckigem Lachen und blinzelnden Augen. Und fernes Musikgepolter. Lüge und Einsamkeit.

Da stand sie auf und lief hinaus. Jubelnd lief sie in seine Wohnung, frei und strahlend. Er war nicht da, sie schrieb. Tage vergingen. Endlich lag es vor ihr: Ich habe unter Qualen auf dich gewartet. Du wirst mich finden.
Ihre Stimmung war verflogen. Sie schüttelte den Kopf: Das war es nicht, was sie erwartet hatte. Wochenlang lebten sie nebeneinander her, es keimte Mißtrauen zwischen ihnen.
Ich habe was verpaßt, fühlte er, – – oder der Eigensinn – – – –
Sein Vater war in alles eingeweiht und traf Anstalten für eine dauerhafte Verbindung. Sie sahen einen heißen Kampf unter sich vor Augen, doch der Sieg schien sicher. Das Wort „gut" hatte eine zu tiefe Bedeutung für sie gewonnen, und sie baute sich aus dem Gelesenen ein System zusammen, das sie freisprach und befriedigen sollte. Er selbst trug dazu bei und stellte sie in den Mittelpunkt von Komödien und Novelletten, die er an die Zeitschriften verschickte, mit Rückporto versehen.
Ihre Abende vergingen etwa so, daß sie daran dachte, wem sie wohl von ihren früheren Freunden Verlobungsanzeigen schikken solle, während er Verse deklamierte und sich pathetisch mit den fahrenden Sängern des Mittelalters verglich.
Es war eine himmlische Ruhe in ihr. Der Blick begann sich für das Leben zu schärfen. Sie hatte wieder ihren suchenden Blick. Sie begann zu hänseln und zu widersprechen. Zu dem anfangs gutmütigen Spott gesellte sich unmerklich Bosheit und Hohn. Aus dem sichern Gefühl eines wiedererwachten Selbstbewußtseins heraus.
Sie trieb ihn zu Freunden und Gesellschaften. Ihr Blick wurde unstet und flackernd. Da kam sie mit einem seiner Bekannten, dem Werner, zusammen und wurde nachdenklich und unruhig. Aber es war eine Unruhe, die ihr neu war, und die sie entzückte. Sie zitterte, wenn sie den anderen nach ihm fragte.
Er schien sie nicht zu beachten, denn er war fast immer betrunken. In seinen Bewegungen war wie Entschuldigung, und seine Blicke hatten etwas Hilfloses, Verzichtendes. Das war einer, der haßte und vernichtete. Ein Kind.
Da hielt aber auch der andere seine Zeit für gekommen, und eine geheime Furcht, seine Bemühungen ergebnislos zu sehen, ließ ihn alle Besonnenheit vergessen. Er fühlte, wie sie seinen Händen entglitt. Er zermarterte sich den Kopf; aber er fand keinen Anhaltspunkt mehr.

Es war plump, wie er sein Spiel verloren gab. Er fühlte es selbst, es war plump.
Ganz unvermittelt drängte er in sie, ohne Übergang, ungeschickt, mit verlegenem Lächeln. Er griff zu Reizmitteln und stammelte Andeutungen. Oh, es war sehr plump.
Ein Abgrund tat sich auf.
Sie hatte den Moment seit Wochen gewittert und empfing ihn: „Du – – also auch einer", sie lachte verächtlich. „Pfui Teufel!"
Er versteckte sich hinter einem Wortschwall, er empfand eine Lust, sich zu erniedrigen und dachte: es ist gewiß meine letzte Niederlage. Wo liegt der Fehler – – – –
„Ja, ja – – so bin ich!" schrie er.
Es folgte jetzt eine Szene, von der man nicht weiß, ob sie sich wirklich abgespielt hat. Sie zerrten sich, spieen sich an, er riß sie an den Haaren im Zimmer herum, sie riß ihm die Fetzen vom Leibe, er fühlte ihren Mund in Wollust zittern – – – – – – ihren heißen, süßen Mund. Er sah das Zittern, aber er wußte nicht, ob etwas war. Er wurde stumpf und sank ermattet in sich zusammen.
Anderntags schrieb sie:
„Ich danke dir vieles, vielleicht alles, meinen Körper kann ich dir nicht geben. Nie! Mich ekelt. Daß du es weißt ....."
Wieder einen Tag später schrieb sie:
„Schicke mir durch den P. etwas Reisegeld, ich muß nach Haus fahren."
Ihre Seele war frei, sie fühlte: ein Tempel. Es war ihr, als ob sie etwas unendlich Zartes und Heiliges behütete. Erregt schritt sie im Zimmer auf und ab oder lief weit hinaus vor das Tor der Stadt. Sie fühlte dieses Glücksgefühl dumpf und in süßer Ungewißheit emporwachsen. Und immer wiederholte sie sich: Nur nicht denken.
Die Leute entsetzten sich, als sie durch die Straßen zum Bahnhof ging. Alle hielten sie für betrunken. Sie lehnte sich zum Coupefenster hinaus, und alles war verklärt. Die Leute, die rauchgeschwärzte Halle. Die Trains donnerten in die Halle, Lokomotiven kreischten und pfiffen. Es waren ihr himmlische Fanfaren. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.
Jemand rief:
„Also leb wohl und grüß mir ....."
Aber das galt ihr nicht.

VII.

Einige Tage später erhielt sie von Werner ein Schreiben:

Wenn Sie sich vielleicht auch meiner nicht mehr erinnern, so erlaube ich mir doch, Ihnen zu sagen, daß ich die Lösung Ihrer Verbindung für eine sehr glückliche halte. R. ist zu sehr ein Mann mit festen Plänen und Zielen, einer, der weiß, was er will. Es ist gleichgültig, ob er etwas für sich allein tut oder dabei für andere noch mit zu tun meint, es bleibt immer die eine Selbstliebe. Es gibt Männer, die das Weib als Spiegel ihrer selbst, als Bank zum Ausruhen, als Kissen in der Dämmerstunde benutzen.

Sie brauchen ja selbst einen, an dem sie sich ausruhen wollen. Ich weiß nicht, ob es ein Wurstl oder ein k. k. Staatsrat sein muß, aber das weiß ich, daß es einer sein muß, der Ihnen die Ruhe gibt, indem er ihre Seele ständig in Atem hält.

Sehen Sie den Mann, den Menschen, den Sie so inbrünstig suchen. Was tut er? Er sieht das Weib und greift danach. Wie ein Knabe, der nach dem Falter hascht. Er greift danach, nach jedem, das ihm in den Weg kommt, und sieht dann ein graues etwas, zerbrochene Flügel, und wischt sich die Hand ab. Das Weib ist der Stieglitz, den man ins Bauer sperrt, das zitternde Körperchen, das alle Sehnsucht löst, und das sich so entzückend sträubt, wenn man ihm Futter geben will. Das ist das Weib, das wir lieben. Und das Weib ist die Pest, die sich ins Blut setzt und alles Leben aufsaugt und verdorren läßt. Das ist das Weib, das wir hassen müssen. Wo sind sie, die Gezeichneten und Auserwählten, die auch dann in himmlischen Wonnen lächeln. Wir zittern manchmal voll Ahnungen und Erkenntnissen, voll Dämmerungen und Schummrigkeiten und hören in der Ferne den Ruf. Aber das Mitleid macht uns dreckig, das verfluchte Mitleid, das uns blind und zu eitlen Trotteln macht.

Viele sitzen und stellen das Weib vor sich hin, wie ein Petschaft und grübeln. Und merken nicht, daß es längst in ihnen ist und fault. Sie sehen nicht, daß das Weib unsere Versöhnung mit Gott ist und unsere Strafe, der lächelnde Tod, der uns einlullt. Aber für Sie ist der Mann Taumel und Straßenkot, Wurstl und Staatsrat – – – – sie las nicht mehr weiter.

Sie dachte, er ist doch ein verrückter Kerl, und fuhr zu ihm.

Sie traf ihn inmitten betrunkener Bürger.

Sie folgte ihm von Schänke zu Schänke, saß die Nächte mit ihm

zusammen und wich nicht von seiner Seite. Wenn er stöhnend umsank, war sie glücklich, ihn stützen zu dürfen, oder sie steckte ihm den Finger in den Mund, um ihm beim Speien behülflich zu sein. Voll innerer Seligkeit fühlte sie: Endlich habe ich dich gefunden.
Er dachte: Wie mag es nur sein mit dem Mitleid. Verflucht – – – – daß ich mir auch noch ein Weib aufgeladen.
Er diskutierte mit ihr über die Psyche des Weibes und zergliederte Einzelheiten. Dann sagte er:
„Du solltest dir etwas Geld verdienen."
Er teilte alles mit ihr und seine Kasse war knapp.
Sie sah ihn erstaunt an und schwieg.
„Wir werden dann schon sehen, wo wir dich unterbringen."
Ihr Lächeln wurde höhnisch. Es war die Entscheidung, als sie sagte:
„Ich finde schon immer noch einen. Aber ich glaubte, du wärest mehr –" Peinvolle Minuten des Schweigens vergingen.
Wann ist man eigentlich verpflichtet, dachte er sich, und im Grunde genommen ... ich kenne das Leben nicht ....
„Sprich nicht so ... du ..." bat er und rang mit seinem Mitleid.
Sie zitterte beglückt unter seinen hilfesuchenden Blicken.
Jetzt kommt meine Feigheit, fühlte er.
Dann nahm er ihre Hand und sah die Tränen aufsteigen.
Dann küßten sie sich.
Ihre Körper blieben kalt, und eine fast unüberwindliche Scham trat zwischen sie. Einmal sagte sie:
„Ich will dich herausreißen aus diesem Leben."
Er lächelte. Es war eine Willenlosigkeit in ihm, die ihn erschreckte.
„Ja, ich bin ein Verurteilter," erwiderte er.
Sie schwieg, aber in ihrem Blick lag soviel Hingebung und kindliche Bitte, daß er weich wurde.
„Du solltest in einem Palaste wohnen, oder nein, in einer Hütte und wissen, daß dir ein Palast gehört."
Es klang lächerlich, aber er mußte etwas sagen und schwieg jetzt beschämt.
„Ich will doch nur immer um dich sein" ... es war fast ein Vorwurf.
Das Leben kam ihr zu Hilfe. Er war arm und schlug sich mühselig durch. Hunger und die Angst vor dem Morgen trieb sie

enger zusammen. Sie drängte ihn, eine bescheidene Stellung anzunehmen. Sie selbst traf Anstalten, wieder zu ihrem Direktor zurückzukehren, er sollte mitkommen.
Sein allmähliches Unterliegen genoß er wie eine unaussprechliche Seligkeit. Er fühlte im Innersten eine Fülle aufsteigen, die seine Zweifel nicht mehr zu durchdringen vermochten. Das Äußere wurde leicht und frei, seine Freunde suchte er nicht mehr auf.
In ihre Küsse mischte sich unmerklich Sehnsucht und quälte.
Er erschrak, aber das stündliche Auf und Nieder seiner Stimmungen ließ Überlegungen nicht aufkommen. Sie schrieb ihm: Wie der Nordwind braust durch der Eichen Zweige und Wipfel, so will ich mich einwühlen in das Geäst deiner Seele und bei dir sein Tag und Nacht. Denn du bist meine Heimat. Oder sie erinnerte sich: Weiß denn die Nachtigall warum sie singt ihr süßes Lied?
Plötzlich war die Sehnsucht Herr über sie geworden. In ihren Küssen stand das Blut gegen sie auf und zwang sie.
Im Taumel vergaßen sie sich und alles, was sie über ihre Liebe geschworen hatten.
Noch einmal wurde er aus dem Rausch zurückgerissen. Er sah eine Vision ... wie ein Stab zerbrochen wurde ..... aber er fühlte: Weiter!
Sie fürchteten sich und zitterten. Er schritt kopfschüttelnd durch die nächtlichen Straßen und dachte: Wer bin ich – – – wie ist alles gekommen ... gerade ich ... Er tappte im dunkeln. Im Geiste sah er turmhohe Felswände aufstehen, die ihn zu erdrücken drohten, und sah tausend Wege zu sich und neue Möglichkeiten. Aber er rührte nicht daran. Dann setzte er seinen Weg fort und erinnerte sich: „Ja, ich will dich lieben ....“

VIII.

Was ist das Leben? – so grübelte er – Dämmerschlaf, Minuten des Erwachens, eine Sekunde der Erkenntnis oder nur der so kurze Rausch des Erkennens? Der Rest ist Verwesung – – Was ist das Leben?
Sie verkauften alles, was sie nicht unbedingt nötig hatten und logierten sich in einem kleinen Ausflugsort unweit der Stadt ein.

Es ging in den Monat März. Draußen wechselten sich Regen und Schneegestöber ab. Der Sturm rüttelte. Manchmal kam ein Sonnenstrahl, daß alles glitzerte. In die graue Ebene leuchtete erstes Grün.
Oft stapften sie Hand in Hand durch das Tal, an einem Flüßchen entlang, dessen Eisdecke rostbraun war, und ihre Füße wurden von dem Boden, der sich in Klumpen daran gehängt hatte, schwer.
Oder sie standen an den Ufern des Weihers und lauschten dem Krachen des Eises, das sich bäumte, oder zeigten sich die erste Lerche, die zum Himmel stieg. Oder sie gingen durch den Wald und folgten trunkenen Blicks den Wolken, die am Horizont dahinschossen.
Und immer war Hoffnung und gedämpfter Jubel um sie.
Sie saßen in der niedrigen, rauchgeschwärzten Wirtsstube und herzten und drückten sich, daß ihre Brust sich in tiefem Seufzer hob, und die Augen glänzten.
Ein Musiksprechapparat krähte, Tänze und Märsche und auch einen Chorus – (Teure Heimat .....)
Sie sprachen mit der Wirtin, dem Wirt, den Mädchen und dem Haushälter lang und breit. Sie fühlten sich zugehörig.
Dann sprachen sie von ihrem Leben und dem Gewesenen. Sie sahen sich in die Augen und verschwiegen sich nichts. Es lag ein Schleier über dem Durchlebten und jeder fühlte:
„Was tut es. Wenn ich bei dir bin ..."
Aber eines Tages packte ihn ein Anfall und drohte ihn zu zerbrechen. Ein schleichendes Gift fühlte er in sich und er sah fern seine Mutter. Sie schrie nach ihm und weinte. Ihre Arme reichten bis zu ihm, und ihr Gesicht war gramverzerrt. Die weißen Haare flatterten und wurden Pfeile.
Die andere verstand nichts von seiner Vision, aber sie fürchtete sich, wenn er jetzt im Hause herumschlich, gedrückt, wie von Zentnerlasten. Sie glaubte, sie müsse ihn wiedergewinnen, wurde aber abweisend und versuchte seine Kälte noch zu übertrumpfen.
Er aber dachte: Warum streichelt sie mich nicht – – und rief tief im Innersten: Hilf mir und sei gut!
Sie verstand ihn nicht und hörte nicht auf sein Flehen.
Sie warf ihm Worte hin, schneidend, brutal, voll Abgründe. Um ihn zu sich zu reizen. Mit der Hoffnung, die Liebe durchbrechen zu lassen. Da ballten sich die Fäuste. Er schlug sie ins

Gesicht, daß sie auf die Diele aufplumpste. Mit Füßen trat er sie. „So!" – – er wischte sich den Schaum vom Mund, „so ... hier hast du ..."
Er fühlte alles verloren, empfand einen beißenden Schmerz im Kopf, ein quälendes Würgen, das ihn betäubte.
Dann aber stieg es in ihm auf, hüpfend und prickelnd und wurde stärker, wie Schellengeläute, und tanzte. Eine sieghafte göttliche Heiterkeit kehrte ein. Er sah sich verzerrt, die Fäuste geballt, und lachte, lachte laut auf.
Sie lag noch am Boden, in sich zusammengeduckt, regungslos. Sie sah ihn groß an und wurde ganz verschüchtert.
Dann fühlte sie, wie er sie in seine Arme nahm und sie herzte und küßte.
Sein Lachen war wie süße Musik. Da lächelte sie auch und flüsterte:
„Hab mich doch lieb ...."
So ketteten sie sich immer fester.
Manchmal dachte sie: Wo ist meine Kraft hin, und wird's sich auch lohnen ... aber sie schmiegte sich schnell an ihn und wies alle Gedanken von sich.
Sie nannte sich Rehchen oder Kätzchen oder Osterhase, so hatte er sie getauft.
Sie hüpfte wie ein Hase im Zimmer herum, wackelte mit den Ohren, kuschte sich, spielte Männchen und kroch zu seinen Füßen und sah zu ihm auf, lange, voller Demut.
Aber es kamen Tage, wo sie an die Zukunft denken mußten, trotzdem sie sich dagegen verschworen hatten, und dann gestanden sie sich, daß sie nur noch drei Tage wohnen bleiben konnten.
Da fühlte jeder: Wir gehören uns nur noch drei Tage und drei Nächte .... und dann werden wir weiter sehen, dachten sie. Und jeder machte ein entschlossenes Gesicht.
Sie schlossen sich in ihr Zimmer ein und liebten sich. Immer wieder fielen sie sich um den Hals und liebten sich. Sie aßen und tranken nichts, und wenn eins sich an den Tisch setzte und eine letzte Zeile schreiben wollte, flugs sprang das andere hinzu und küßte und drängte so lange, bis alles im Taumel wieder unterging.
Sie fürchteten sich allein, und jeder floh das Erwachen.
Doch am Mittag des zweiten Tages wachten sie auf, und ihre

Blicke trafen sich. Lange maßen sie sich wie zwei Fechter, die gegeneinander schreiten.
Er senkte den Kopf und schien zu allem entschlossen.
Da hängte sie sich an ihn und sprudelte hervor, sie hätte bereits einen Plan, und es würde vorderhand gehen, und zählte alle Einzelheiten auf.
Er hätte aufjauchzen mögen, aber er fühlte: ich muß überlegen sein.
So streichelte er sie und küßte sie auf die Stirn.
Dann sahen sie sich wieder an, und dann tanzten sie und jubelten, und das Glück war losgelöst und frei.
Noch denselben Abend gingen sie nach der Stadt, einen weiten steinigen Weg.

IX.

Harte Arbeit empfing sie. Tagtäglich mühten sie sich, aber es langte nicht. Sie schrieben Adressen, gaben Stunden, spielten des Nachts in Kaschemmen, aber es langte nicht. Er suchte wieder häufiger Bekannte auf und traf auf einen Schauspieler, der sich Sören nannte. Dieser empfahl ihn für einen Posten bei irgendeiner Gesellschaft. Er schleppte ihn in Familien, wo er zu Mittag aß und auch kleine Geldunterstützungen bekam.
Sören machte Geschäfte als Bücherreisender, seine Frau wurde durch einen Freund, mit dem sie ein Verhältnis hatte, zur Hebamme ausgebildet. Er führte sich ein, indem er aus einer Gesellschaft den Verschüchtertsten herausgriff und ihn als den einzigsten Menschen begrüßte. Er vertraute ihm seine geistige Einöde und Verlassenheit an und verkaufte ihm dann seine Lexiken.
Diesem Sören schloß sich Werner an.
In einer Aufwallung mitleidvollen Verstehens führte er ihn zu ihr, er solle noch einen anderen Menschen kennen lernen.
Sören sah und himmelte. Er murmelte nur wie im Rausch oder rollte mit den Augen. Er führte beide ins Café und unterstützte sie auch sonst.
Er blieb jetzt fast immer um sie.
Werner war stolz und kam sich wie ein König vor, der aus der Fülle seiner Schätze verteilt. Sie bangte und zitterte.
Sören hatte sich bereits fest eingenistet.

Eines Tages sagte er zu Werner:
„Eine wahre Liebe hat Raum für drei. Ich will die Brosamen nehmen, die von eurem Tische fallen."
„Du lieber Freund ..." und er schüttelte ihm die Hand.
Dann küßten sie sich und waren gerührt. Es ist etwas Schönes um die Freundschaft, dachte Werner.
Man muß die Feste im Sturm nehmen, dachte der andere.
Sie saßen die Nächte wieder in den Kneipen und tranken. Jeden Tag kam Sören mit einem neuen Tragödienstoff und schwärmte von Anregungen und Entwürfen.
Einmal, als Werner schon sehr betrunken war, ließ Sören sie holen und bat sie zu kommen.
Sie kam und sah die Blumen auf dem Tisch und die vielen Flaschen und wurde traurig. Da flüsterte ihr Sören ins Ohr:
„Wir wollen in ein Café gehen und ihn hier sitzen lassen."
Sie sah ihn erschreckt an. Verneinte.
Da bedrängte er sie: Es handelte sich um Werners Interesse. Der würde dann nachkommen, und vieles ähnliche.
So gingen sie heimlich, wie Diebe.
Werner sah alles und trank.
Erst drängte es sich ihm auf: Wie dumm, wenn sie stark bliebe. Ich würde doch nicht glauben ... Stunden vergingen in qualvoller Dämmerung. Dann aber wieder trieb es ihn, und er suchte sie im Geiste zu umklammern. Die Bilder an den Wänden sprachen zu ihm und die Blumen, die Flaschen, und alle hatten ihre Stimme.
Sie sprach zu Sören: „Wo mag er nur bleiben. Holen Sie ihn her."
Sie fürchtete sich.
„Sprich nur das eine Wort, und ich gehe sofort zu meiner Frau. Ein Wort. Heute abend ist alles perfekt. Siehst du denn nicht, daß er immer betrunken ist? Meine Frau weiß, daß sie mir nicht gehören kann. Noch heute abend ..."
„Holen Sie Werner!" und sie entwand sich ihm. Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich ihrer. Werner! Werner! Er konnte ihre Schmerzensschreie nicht hören. Er saß unbeweglich und eisig und trank. Er träumte von weißem Flieder und roten Rosen, die er zu einem Strauß wand, und den er ihr zu Füßen legen müßte. Blitzhell durchzuckten ihn einige Gedanken, aber er kroch immer wieder in sich zusammen. Er dachte schließlich: Wozu etwas abwenden, was ich verursacht. Verurteilt. Dem

Henker ausgeliefert.
Da kam Sören und stotterte, er wolle ihn nach Hause begleiten. Er bat und drängte, aber Werner ging nicht. Da ging der andere wieder fort.
Er sprach zu ihr: „Ich habe ihn nach Haus gebracht."
Sie dankte ihm und sagte: „Wir wollen Freunde bleiben."
Dann verließ sie ihn. Sie dachte: Vielleicht, wenn es ein anderer wäre ...
Er raste und tobte.
Es war eine Nacht, in der drei Menschen sich zerfleischten.
Anderentags sandte ihr Werner in aller Frühe weiße Rosen und einen Zettel: Weiß denn die Nachtigall usw.
Er war mit der Hoffnung eingeschlafen: Wenn ich ihm jetzt zuvorkomme ...
Sie weinte Freudentränen, es war, als ob sie ihn wiedergefunden hätte. Eine Last, die sie bedrückt hatte, wich von ihr. Nun kann ich dir wieder ganz gehören, fühlte sie.
Sie dachte aber auch: Ob er mich wirklich liebt, da er mich so leicht aufgab? ... Und es blieb eine Mißstimmung in ihr zurück.
Ihr Ärger wuchs von Tag zu Tag, und als ihr Sören schrieb: Ich muß eine Aussprache herbeiführen, antwortete sie: Komm, Werner und ich erwarten dich.
Es geht also doch zum Henker, dachte Werner.
In einem Café trafen sie sich.
Jeder schien entschlossen, den Platz zu behaupten. Sie maßen sich mit feindseligen Blicken. Sören fing an:
„Es ist feig von dir, jetzt davon zu laufen."
Und Werner: „Gemein von dir, meine Freundschaft zu mißbrauchen."
„Du bist ja noch ein Kind," warf der andere verächtlich hin.
Werner schwieg. Sie rührte sich nicht. Du mußt kämpfen, dachte sie, und sah auf Sören.
„Einen Menschen braucht sie. Du, ein heruntergekommener Student, bietest nichts und kannst's auch nicht."
„Aber ich werde sie mir noch erringen .." es klang ganz eingeschüchtert.
„Ich dagegen brauche sie für meine Kunst. Zeige, was du leistest, und dann wage es, sie von mir zurückzufordern."
Werner schwieg. Ja, so wird es wohl sein, fühlte er.
Eine Furcht, die in ihr aufstieg, wich. Es war belustigend.

Ich suche mir doch meine Menschen selbst, dachte sie, aber sie schwieg.
Stockend entrang es sich den Lippen Werners: „Du hattest doch gesagt, du wolltest bei mir bleiben."
Da lachte sie laut auf, wie ein Peitschenhieb war ihr Lachen.
Aber es wurde gequält und verstummte und Mitleid ergriff sie.
Sie fühlte sich selbst getroffen, und dachte, ein zu dummer Kerl ...
Die Unterhaltung wurde erregt. Sören schrie. Die Kellner standen um sie herum. Die Gäste reckten die Hälse. Dann gingen sie. Auf der Straße setzten sie ihre Reden fort.
Werner fühlte einen Zusammenbruch, ein Ende. Bitterkeit stieg in ihm auf. Er riß sich los.
„Siehst du, da geht er hin," sagte Sören und triumphierte.
Sie antwortete ihm nicht. Wenn er wirklich ginge, dachte sie, und voll bitterer Reue lief sie ihm nach.
„Ich erwarte dich in ..." hörte sie noch hinter sich herrufen.
Wenn er wirklich ginge ...
Qualvolle Angst jagte sie durch die Straßen, durch die Schänken.
Sie fand ihn nicht. Stundenlang hockte sie vor seiner Tür.
Da kam er, schleppend, voll dumpfer Gefühle eines neuen Anfangs. Er ging kopfschüttelnd an ihr vorbei. Sie zwängte sich ins Zimmer. Sie flehte und beschwor ihn. Sie fiel vor ihm nieder, heulte auf.
Er ging im Zimmer schweigend auf und ab. Sie fühlte: der andere ... Sie hing sich an ihn. Er stieß sie zurück.
Da warf sie mit einem Fluch die Tür hinter sich zu. Sekundenlang stand sie draußen wie gebannt. Dann jagte sie die Treppe hinunter. Er nach und holte sie unten ein.
Lange sahen sie sich an und fanden sich nicht. Und immer wieder trafen sich ihre Blicke, und jeder fing den brodelnden Zorn in geballten Fäusten ein. Da lächelte er, und sie schmiegte sich an ihn.
„Du ... glaub mir doch ..."
Und später flüsterte sie:
„Weißt du denn nicht, daß ich immer bei dir bin ..."

X.

Es ging mehr und mehr bergab. Die paar Pfennige, die er verdiente, reichten zu ihrem Unterhalte nicht aus. Sie bewohnten ein kleines möbliertes Zimmer, mitten im Lärm der Stadt.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Man sollte wieder als Modell gehen."

Er wehrte ab. Sie erwiderte höhnisch: „Oder vielleicht zum Theater? Aber ich muß erst Garderobe – – – machen."

Sie verschaffte sich Empfehlungen und ging zu Leuten, die er kannte.

Er redete sich ein, es wäre von diesen eine Gefälligkeit, und das beruhigte ihn.

Als er sie das erstemal hinbrachte, hielt er sie an der Haustür zurück und sah sie lange an. Dann war sie ohne ein Wort im Hausflur verschwunden. Er hätte das Haus aus seinen Fugen reißen mögen. Sie arbeitete drei Stunden vormittags und drei Stunden nachmittags. Er brachte sie hin und holte sie ab. Schließlich wurde ihr Kommen immer unregelmäßiger, und er stellte seine Gänge ein. Ab und zu ging er mit hinauf und trank den Tee, den sie übriggelassen hatten.

Er sah immer eine Fliege, die sich auf ihren Körper setzte, und immer den Mann, der sie mit einem Wedel verscheuchte.

Einmal sah er, wie das dreijährige Töchterchen des Malers zu ihren Füßen spielte und dann mit den belillten Händen den Körper betatschte.

Die „gnädige Frau" rief aus einer Türspalte im Hintergrund mit flötender Stimme das „ungezogene Kindchen" zurück.

Da ging er nicht mehr mit zu den Malern.

Er dachte manchmal: Was nun? – – was hab' ich überhaupt mit dem Weib zu schaffen ..

Sein Verdienst hörte fast ganz auf. Er trieb sich wieder in Kaschemmen herum und brandschatzte alte Bekannte.

Wenn er spät nachts ins Zimmer kam, von Zweifeln müde und betrunken, tastete er mit zitternden Händen, ob ihr Körper schweißig ist ....

Sie sprachen wenig zusammen. Manchmal erzählte sie ihm Atelierwitze oder weinte: „Tu ich denn nicht alles nur für dich?"

Er hatte sich daran gewöhnt, gleichgültige Worte vor sich hinzumurmeln.

„Was hast du denn? – – Ich bin dir wohl zu dreckig geworden."

Haß keimte in ihren Worten.
Einer von seinen Leuten sprach von ihm: „Schade. Er ist an dem Weibe hörig geworden." Und einer seiner Freunde sagte: „Wenn ich wollte, hätte ich sie nehmen können. Man könnte ihm vielleicht einen Dienst erweisen .."
Aber es waren eben keine Freunde.
Er selbst fühlte: Wie feig, daß ich sie damals nicht gehen ließ. Ich hätte aushalten sollen. Acht Tage vielleicht.
An einem leuchtenden Herbsttage raffte er sich auf. Blitzhelle Gedanken hatten ihn durchzuckt. Er schrieb an Verwandte und Studienfreunde, Briefe um Protektion, Bettelbriefe. Es gelang ihm auch wirklich, eine Position zu bekommen. Es ging wieder vorwärts.
Ihr Leben änderte sich. Sie saß jetzt wieder zu Haus und wartete auf ihn. Sie gingen dann noch ein Stück in die hereinbrechende Nacht und weideten sich daran, tausend Kleinigkeiten durchzusprechen. Oder sie holte ihn ab, und sie fuhren weit hinaus vor die Stadt und schmiedeten Zukunftspläne. Man muß sich zwingen, dachte er.
Aber eine zuckende, flackernde Unruhe wich nicht mehr von ihm. Sein Mißtrauen quälte sie, und sie wurde scheu.
Einmal kam ein Paket an sie. Ein Kostüm ohne Brief, ohne Karte.
Sie war erstaunt und verlegen. Ein älterer Herr hätte sie angesprochen und bis ins Haus verfolgt.
Er rang mit sich und schwieg. Sie beschwor ihn und weinte.
Schließlich dachte er auch: Ihre Kleider sind heruntergerissen, es wird ganz praktisch sein.
In der Nacht umkrallte er plötzlich die Gurgel.
„Du – – – ich werde dich erwürgen! Was ist's mit dem Kostüm?"
Es wurde ein Skandal. Sie schlugen sich. Worte fielen, von der Straße aufgelesen, und ihre Erinnerung bespieen sie.
Die Hausbewohner liefen zusammen. Den nächsten Tag warf sie der Wirt raus. Aber es war, als ob ein Gewitter die Luft gereinigt hätte.
Eines Tages schmiegte sie sich an ihn:
„Gib mir ein Kind ... Ich will ein Kind von dir ...."
Sie kaufte sich eine Puppe und einen kleinen Bären und trug sie im Zimmer herum. Gib mir ein Kind .... so waren ihre Träume.

Sie wanderten Hand in Hand durch die Straßen der Stadt und sahen die Leute nicht. Die Gedanken waren frei und leicht, ein sieghaftes Lächeln schwebte über ihnen. Es war wie das Glück. Mit seiner Stellung kamen auch wieder Freunde und Bekannte in sein Haus, und sie blieben sich gute Kameraden.
Oft dachte er über seine Liebe nach.
Was ist überhaupt die Liebe? Vielleicht eine Ordnung, ein Geschäft oder ein Fehltritt, sicher eine Seligkeit ohne Glück.
Oft sagte er, wenn sie schmeichelte: „Ich liebe dich, aber laß mich allein." (Wenn sie die Haare sich waschen wollte!)
Manchmal dachte er: Nein, ich liebe sie nicht, aber ich kann sie nicht missen. Manchmal wiederum kam ihm der Ekel, wenn er sie essen sah, so wie sich das Kind vor den Eltern graut ...
„Was ist überhaupt die Liebe?"
Dann streichelte er ihre Wangen, und sie bedeckte seine Hände mit heißen Küssen.
Oft saß er in der dunkelsten Ecke einer Weinstube und grübelte. Da sah er die Maler, den Athleten, den Kapellmeister, den Kaufmann, den Studenten, den Schauspieler, den Herrn v. B., ein langer Zug, an sich vorbeiziehn. Oh, wer so glücklich ist, dabei zu sein, dachte er.
Er kroch förmlich in sich zusammen und wurde alt.
Es bleibt etwas für mich zu tun, fühlte er, aber ich weiß nichts Näheres, vielleicht eine Mission ....
Im Grunde genommen wurde ihm das gleichgültig. Er träumte: Sie ist müde in der Erfüllung und ruhig. Wie aber die, die in der Sehnsucht altern?
Er ging wieder unter die Bürger und trank.
Einmal hielt er in der Trunkenheit den johlenden Bürgern folgende Rede: Man muß einen Aufruf erlassen. Zur Befreiung eurer Töchter. Gegen die Ladenschwengel und Referendare. Gegen Einjährige und sonstiges Gesindel ....
Da war ihm eine Vision. Er sah den Studenten als Amtsrichter, dickbäuchig, beim Frühschoppen. Man witzelt über Weiber. Der Dickbauch lächelt in sein Glas. Voll leiser Erinnerung. Überlegen. Interessant. Dann nimmt er einen Schluck, sieht sich verstohlen im Kreise um und seufzt erleichtert auf. Im Hafen .... der Hund!
Werner starrt in den Qualm, stürzt hinaus. Der Lärm tost hinter ihm drein. Von qualvoller Angst gehetzt, jagt er durch die Straßen.

„Uh jeh! Wenn jetzt der D., der Kujon, bei meiner Frau liegt," denkt er und jagt weiter. Nach Haus.
Sie sieht ihn vorwurfsvoll an: „Ich sage dir's schon, wenn ich gehe."
Er fühlt: Um Gotteswillen, vielleicht schon Ruine ...

DER TOLLE NIKOLAUS

I.

In den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts wurde Herzog Nikolaus von Oppeln zu einem Bankett des schlesischen Adels nach Breslau geladen.

Der Küfer im Schlosse zu Oppeln rollte die Fässer aus dem Keller. Nikolaus nahm mit seinen Kumpanen den Abschiedstrunk.

Frau Bertha saß am Erkerfenster und weinte.

Gewiß, Nikolaus war wieder in Gnaden aufgenommen, nachdem man ihn jahrelang bei diesem Bankett übergangen hatte. Allerdings war erst vor Wochen der Sohn und Stammhalter ertrunken.

Auf Frau Berthas Geheiß hatte der Vogt die Bauern prügeln lassen. Nikolaus liebte das nicht. Man wußte eigentlich nicht, warum und sprach dies und jenes. Diesmal kam er zu spät, um es noch zu verhindern. Er hatte getobt und die Fäuste gegen Frau Bertha geballt und nachher noch manches in sich hinein gebrummt, daß sie im Innersten erschrak. Dann hatte er die heulenden Bauern mit in den Keller genommen und ein tolles Gelage begonnen. Der Kleine spielte gerade am Weiher, als am nächsten Morgen die Bauern nach Hause schwankten. Man hat niemals erfahren, ob sie nur täppische Reverenzen gemacht und mit ihm Späße getrieben, daß er erschrecken mußte und verängstigt wurde und in den Weiher fiel, oder vielleicht einer aus Übermut Hand an ihn legte und dann vergaß, oder gar eine Verschwörung bestand, das alles hat man nicht erfahren.

Nikolaus wurde zu Frau Bertha hart wie Stein.

Der kleine Nikolaus wurde nachts verscharrt, während die Fürstlichkeiten und Bischöfe, die auf die Kunde von dem Unglücksfall herbeigeeilt waren, den Rausch, der ihnen beim Empfang verabreicht wurde, ausschliefen.

Man fand es zwar absonderlich, aber es wunderte nicht weiter, denn man dachte und mutmaßte so und so.

Jedenfalls wurde er wieder eingeladen. Was tat's, daß er mit den Bauern zusammensteckte und soff. Es standen ernste Zeiten bevor, und auch Frau Bertha hatte heimlich manches Brieflein ausgesandt und teilnehmende Vettern geworben.

Aber ihre Güter blieben unbestellt. Die Pächter warfen die Boten, die den Zins fordern sollten, vor die Tür. Die Prügelmaschine verstaubte. Nikolaus wollte seine Bauern frei. Grund genug, daß Frau Bertha weinte.
Am dritten Tag ritt Nikolaus mit seinen Kumpanen nach Breslau. Als die Schloßbrücke hinter ihm aufgezogen wurde, war es ihm, als sollte er sich umwenden und sprechen oder hinaufwinken oder noch schnell einen Vertrauten gewinnen oder ein ganz klein wenig Anordnungen treffen, aber das Etwas, das aufblitzte und anschwoll und ihn zu zerreißen drohte, zerbarst in dem Rattern und Knirschen der Zugketten.
Es stak im Innersten, was er vor sich hermurmelte.
Es war ein tierischer Laut und wie ein Fluch, so daß auch die anderen begeistert fluchten und lachten.

II.

Die Keller und Schenken in Breslau wurden zu klein. Die Bürger stritten sich mit den Pfaffen, und die Pfaffen mit den Felljuden, die gerade Markttag hatten.
Unter all diesem Volk saßen Nikolaus und seine Gesellen und soffen.
Manch fürstlicher Vetter ritt über den Markt und stieg am Stadthaus ab. Schuster und Schneider liefen zum Empfang geschäftig in Ratsfräcken hin und her.
Nikolaus sparte nicht mit Witz und Schimpf. Das Gejohle seiner Gesellen schwoll gegen die Maskerade, daß die Bürger still wurden. Als der Abend hereinbrach, lagen die Meisterlein unter dem Tisch. Die Weiber keiften.
Dann läuteten alle Glocken, und Fanfaren ertönten.
Nikolaus erhob sich und seufzte schwer.
Die Fanfaren schrieen ihn an und rüttelten.
Aus dem Rülpsen seiner Gesellen sprach jetzt eine leise milde Stimme zu ihm. Er krampfte die Faust zusammen, Sturm war in ihm. Er wollte schreien, brüllen und sah irr um sich. Es schrie jemand in ihm – wie ein Fährmann, dann klang es wie geborstenes Metall.
Nikolaus schritt langsam über den Markt und die Treppe zum Bankettsaal hinauf. Den Kopf hielt er gesenkt. Wie zum Stoß. Die breiten Schultern zitterten.

Man beachtete ihn drinnen nicht sonderlich.
Er fühlte sich bedrückt, gefesselt und tat mit in feinen Manieren.
Stunden verflossen. Der Wein und die mancherlei Reden taten das ihrige.
Nikolaus blieb schweigsam. Kaum daß überhaupt jemand ihm Anrede gab.
Es wurde wie bei jedem Bankett. Welche fingen mit rauhen Späßen an, wieder welche sprachen von Weibern. Es gab wohl auch Püffe und Maulschellen und man vertrug sich dann wieder.
Nikolaus blieb schweigsam. Man hatte ihn zwar eingeladen, aber man beachtete ihn nicht.
Er hätte wohl gern mitreden mögen, und er wunderte sich, daß sie dasselbe taten, was sie bei ihm so verachteten. Er hatte auch jene Weiber besessen, die sie lästerten, die heiligen und die Weiber der Bürgermeister und Schöffen. Er liebte sie noch alle und bewahrte es wie etwas Kostbares, so daß er nie davon sprach.
Er sehnte sich fort. Er dachte, wie er sich doch besser von mancherlei trennen sollte, er dachte an sein Haus, still liegen und in die Sonne schauen. Seine Gedanken verwirrten sich. Er fühlte, daß er die Heilkraft der Ruhe nicht finden würde. Der Ruf von Haus war so trübe und vergiftet und viel zu schwach.
Sie wurden lärmender.
Es war ihm, als ob sie alle von ihm sprächen. Als ob sie ihn um seine Streiche beneideten.
Der Fürstbischof meckerte etwas und alle lachten.
Nikolaus schien es, als starrten sie ihn an, daß jeder etwas Besonderes von ihm wüßte und er jedem mit dem Becher Bescheid trinken müßte.
Er sah sich wie an den Schandpfahl geschlossen.
Plötzlich sprang er auf, daß seine Tischnachbarn vom Sessel fielen.
Er bahnte sich unter dem Gelächter der übrigen zu dem Fürstbischof einen Weg und schlug ihm in das vor Lachen verkrampfte Gesicht.
Es wurde ganz still im Saal.
Nikolaus duckte sich, als ob er unter einer Last zusammenbrechen müßte.
Er faßte blitzschnell die Eminenz und schritt durch den Saal zur Tür.
Und er warf den zitternden Pfaffen die Treppe hinunter, daß das

Volk unten aufschrie.
Dann stieg er langsam die Stufen hinab, schritt durch die Volksmenge und hinüber in seine Herberge.
Seine Stimme bebte, als er seine Leute zu sich rief.
Die Humpen wurden wieder gefüllt. Man hörte aus dem Geschrei der draußen stehenden Menge, wie die Stadtwache aufzog.
Nikolaus saß schweigend und trank.
So will ich mich selbst vertrinken, dachte er und fühlte dumpf, wie eine Woge seine Erinnerungen und Träume hinwegspülte.
Später kamen Frau Berthas Brüder.
„Wir wollen dich vor der Wut des Pfaffengesindels schützen," sagten sie. „Füge dich in unsere Anordnungen."
Dann legten sie ihn in Fesseln.

III.

Viele Boten kamen ins Oppelner Schloß. Schließlich ritten auch Frau Berthas Vettern über die Brücke.
Im Schloßhof saßen die Bauern und soffen.
Es gab ein großes Gelächter, als die Kunde von Breslau offenbar wurde. Frau Bertha sparte nicht.
Manchmal dachte sie: Vielleicht haben sie einen bestimmten Plan, sie hassen ihn alle.
Dann aber wieder: Aber es wird ihm eine gute Lehre sein. Dieser Saufbold! Kein Bauer will arbeiten.
Und auch: Was mag geschehen? Schließlich ein freier Herzog und Späße ... Aber dann lachte sie wieder laut auf. Wie er nur aussehen mag. Der Bär. In Ketten. Vielleicht ganz hilflos. Mit suchenden Blicken. Hin und ihm helfen. Das Tor öffnen und knurren: Na komm, diesmal noch ... und sie sah lange dann starr vor sich hin.
Frau Bertha empfing die Gäste mit Hohn im Blick.
Gestern hätte man ihn nach Neiße geschafft. Vielleicht werde dort ein Gericht sein.
Sie hatten würdevolle Mienen.
Dann wieder schüttelten sie sich vor Lachen.
Die Frau sagte spitz: „Ihr werdet den Spaß zu bezahlen haben, wie ich ihn kenne."
Sie beeilten sich mit Gegenreden. Es läge doch anders und nur ihrem Einfluß sei es zu danken und vor Jahren hätten sie schon

gewarnt. Die Verdächtigungen als Lutherischer, ernste Verwicklungen, die Bauern, die Steuern ... Überhaupt der Adel sei gegen ihn, und wenn schließlich nicht die Frau wäre und die Familie ...
Sie liefen wie aufgescheuchte Vögel hin und her, traten von einem Bein aufs andere und verbeugten sich.
Frau Bertha ließ Wein auffahren.
„Soll man nun eingreifen oder dem Scherz seinen Lauf lassen?"
Da lachten sie wieder und tranken sich bedeutsam Bescheid.
Aber Frau Bertha ließ nicht locker.
Es schade dem Ansehen und auch nur eine Sekunde Ernüchterung wäre der Tod.
Gewiß, und es sei für alles gesorgt.
Dann redete einer bedächtig von Gerüchten, die ihm zu Ohren gekommen wären, ehelichen Zwisten und Frau Berthas traurigem Los und dem abnehmenden Wohlstand. Seine Stimme wurde butterweich. Der andere half mit in Klagetönen. Es waren zwei Stimmen, die sich gegenseitig immer wieder wie Wettläufer überholten und sich scheu nacheinander umblickten.
Frau Bertha sah durch ihre Reden hindurch und hörte sich sprechen: Was wollt ihr von mir, warum quält ihr mich.
Und sie antworteten: Laß ab von ihm. Acht Jahre sind es her, daß wir ebenso sprachen. Der oder Jener. Willst du uns wieder ziehen lassen?
Es war, als ob sie schreien müßte: „Hinaus – – oh ihr – – – – Er und du oder du – – – – haha."
Heben sie nicht die Finger und grinsen?
Frau Bertha fuhr sich über die Stirn und schwieg.
Sie fühlte dumpf, wie etwas Geheimnisvolles, Schleichendes sie einspann. Sie werden Geld verlangen, vielleicht alles Land. Soll ich ihn aufgeben? Sie erschauerte.
Der Liegnitzer sprach von ihrer Kindheit. Sie hatte ihm ein ganz klein wenig Liebe gegeben, damals. Sie war allein, und er war stattlich, voller Pläne. Es sah alles damals so viel und groß aus. Aber jetzt – – – nein. Und war schon Nikolaus für sie verloren, nicht denen da opfern. Nie.
Ihre Miene wurde zornig. Sie sah das Ende ihrer Reden. Sie erkannte geifernde Schwätzer, denen sie selbst nur zu oft Gehör geschenkt hatte. Wie hatte sie dagegen ihn manchmal getroffen und im Innersten erschüttert.

Es zuckte in ihr, krampfte sich, schrie.
Plötzlich fühlte sie, wie sie zum Schlag ausholten, sie sah es näher kommen – – – – nur nicht hören – – – die Bestätigung, die Besiegelung, die Schuld.
Sie sank mit einem Aufschrei zu Boden.
Die Vettern sahen sich betroffen an.
Gurgelndes Stöhnen, leidenschaftliche Anklagen fielen auf sie ein. Hilferufe.
Einige alte Weiber liefen zitternd herbei. Sie hielten sich scheu in einer Ecke des Zimmers und glotzten die beiden an. Die Vettern lächelten gequält.
Der eine dachte: die ist hart wie Stein, und schaute den anderen sonderbar von der Seite an.
Der Liegnitzer reckte sich und fühlte: Also dann das nächste Mal. Vielleicht ein Brieflein?
Sie gingen auf den Zehenspitzen hinaus.
Als sie wieder über die Brücke ritten, dachte der eine, ob ich ihr doch noch einen Boten sende, entweder – oder. Der andere aber besah sich alles Land und sprach bei sich: Man sollte den Herzog retten, und er machte sich eine Rechnung.
Frau Bertha stand im Schloßhof und lachte seit langer Zeit wieder aus tiefstem Herzen.
Ich werde offen mit ihm reden, dachte sie, ein neues Leben wird beginnen. Nicht mehr er, wir. Gegen die anderen.
Tanz und Spiel gingen bis zum Morgen.
Um den Weiher stellten sich die besoffenen Bauern und schwuren, nach Breslau zu ziehen und ihren Herzog zu befreien.
Ihr wieherndes Gelächter ließ ab und zu Frau Bertha erschreckt im Schlafe auffahren.

IV.

Zwischen Obst- und Gemüsegärten liegt die bischöfliche Residenz Neiße.
Um viele runde und eckige Kirchtürme lebt ein Volk von Krämern.
Dorthin wurde Nikolaus gebracht.
Man hatte sich eigentlich nicht mehr sonderlich um ihn gekümmert. Der Adel wollte nicht mithineingezogen werden, der Fürstbischof fürchtete ein zu großes Aufsehen, vielleicht auch

eine Einmischung fremder Fürsten, es wäre ihm sogar lieb gewesen, man hätte den Herzog überhaupt nicht festgehalten. Er wußte, daß jetzt etwas getan werden müsse. Die Scherereien würden kein Ende nehmen. Schließlich stand auch sein Ansehen auf dem Spiel. Das Volk wollte sich in Forderungen und Rachegelüsten nicht genugtun.
Er übergab seinem Kabinett die Angelegenheit zu weiterer Verfolgung und reiste irgendwohin.
Den Kämmerern war die Sache sehr unbequem. Sie schoben den Herzog nach Neiße ab. Die hätten den Vorfall dort ordnungsmäßig zu regeln.
Der Rat der Stadt war in arger Bedrängnis. Der Bürgermeister las das Schreiben, das die Ankunft des Gefangenen ankündigte und schüttelte den Kopf. Es kam ihm dunkel zu Bewußtsein, daß man etwas Besonderes von ihm verlange.
Bald war es den Schustern und Schneidern und sonstigen Leuten bekannt. Eine furchtbare Aufregung kam in die Stadt. Alles lief hin und her. Die Fleischer schlugen Wurstbuden auf, die Bäcker boten frische Semmeln und Brezeln aus, die Komödianten bauten die bereits abgerissenen Zelte wieder auf. Ratsherren liefen mit hochroten Köpfen umher und erzählten einander im Flüstertone, daß etwas ganz Außerordentliches bevorstehe. Der Bürgermeister fieberte. Seine Frau, die lange Jahre bei Pfaffen gedient hatte, besaß mancherlei Erfahrung in Sitten und Rechten. Sie verstand sich darauf, daß der Herzog noch am gleichen Tag hingerichtet werden müßte. Der Bürgermeister schwitzte.
Die Schöffen drängten, sogleich das Gericht abzuhalten. Der und jener hatte keine Zeit, die Weiber keiften am Portal des Rathauses, fahrende Musikanten spielten zum Tanz auf. Es war ein Volksfest, das dem Herzog bei seinem Einzug in die Stadt entgegenflutete.
Der Weg bis Neiße hatte ihn weidlich belustigt. Die Komödie war köstlich und dieser Empfang ...
Er lachte, daß es von einem Tor bis zum anderen schallte.
Das Volk johlte und jubelte auf den Straßen.
Es lag so gar kein Unwillen und Haß darin, so daß Nikolaus nachdenklich wurde.
Was hat dieses Volk, dachte er, sie sind Kinder, die ein Spielzeug zerbrechen, warum lachen sie ...
Er wurde vor den Rat geführt.

Jemand las einen langen Schriftsatz vor.
Er hörte nichts.
Schuster und Schneider sprachen auf ihn ein. Der Bürgermeister schlug auf den Tisch und brüllte.
Der Herzog gähnte.
Er sah, wie sie mit wichtigen Mienen Schriftstücke aufsetzten, berieten, abstimmten, die Köpfe schüttelten. Draußen schrie alles durcheinander.
Der Bürgermeister verbeugte sich gegen den Herzog und begann wieder etwas vorzulesen.
Nikolaus versetzte ihm einen Fußtritt.
Ein Schöffe nach dem anderen schlich sich hinaus.
Nikolaus schrie auf. Er hatte den Bürgermeister gefaßt und schleuderte ihn gegen die Wand.
Sie waren für eine Sekunde allein im Saal.
Dann kamen Schergen und schleppten den Herzog in das Turmverlies. Sie griffen roh zu.
Nikolaus blieb stumm. Seine Miene wurde eisenhart.
Vor der Bürgermeisterei lief alles Volk zusammen. Man hörte das Weib keifen. Teller flogen auf die Diele. Es war ein Gehaste, als ob drinnen ein Toter wäre. Der Bürgermeister hatte sich in die Hosen geschissen.

V.

Die Stadt wurde still.
Der Raum, in den man den Herzog gebracht hatte, war niedrig und fast ohne Licht. Ein schmales Fenster ging auf eine Seitengasse.
Nikolaus schlief. Vielleicht zwei Tage, und es war wie eine Stunde. Er hatte schwere Träume und eine Vision, daß er auffuhr und erwachte.
Nikolaus ...., schrie es, und dann leiser: Nikolaus .... Es fing sich in den Gängen und Gewölben, es kam immer leiser wieder zurück, und doch wie ein Boot, das auf einem schwarzen Strom vorüberschaukelte.
Er brüllte. Wie ein verendendes Tier, nein: ruckweise und dann immer wieder in der Tiefe versinkend.
Dann wurde er wieder ganz still.
Er fühlte: Ich setze mich ins Unrecht damit. Nicht betteln. Was

fällt denen ein? He ....
Niemand antwortete.
Heee .... er tastete sich an den Wänden zum Fenster und zerschlug das Glas. Heee ...
Niemand antwortete.
Wartet .... Er knurrte einen wilden Fluch.
Der Raum war dunkel und niedrig.
Er fühlte: die Brust wird zerspringen – – – oh, wer rief doch? Sie kam wieder. Die ihn quälte, marterte, ihm das Blut aus dem Herzen trieb.
Nicht du .... er brüllte wieder auf.
Dann lauschte er und hörte sagen: „Was tu ich dir, Nikolaus, hörst du, was ...“
„Hee ... du ... ich hasse dich ... du willst mich am Boden sehen ... oh ... du hast gesiegt.“
Er sank in sich zusammen.
Wieder rief die Stimme: Nikolaus .. bin ich dir nicht gefolgt, ich war doch bei dir, du Meines .. du ..
„Hahahaha ....“ Wie Stahl schlug das Lachen gegen die Wände. Aber es sprach weiter: Und siehst du, ich mußte dich quälen, so lieb hatte ich dich, denn das Kind, vielleicht stand es zwischen uns ....
„Hör auf,“ er keuchte, „ich habe dich nicht verstanden.“
Es war totenstill im Raum.
„Du hast dich seit jenem Tag gegen mich gewendet, mich gehetzt, verjagt mit deinem Haß, und du hättest mich streicheln sollen, vielleicht kannst du das, spielen sollen wie früher, noch mehr Kind sein, gutmachen alles ....“
Es war als ob etwas schrill anschlüge: Nein, das hattest du, gerade du ... es schien sich zu zwingen ... und warum kamst du nicht mehr, ich wartete Tag um Tag ...
„Nein, ich ... ich ... ich.“ Er wurde unruhig. „Was wollen die, hee ... was ist?“
Wieder schlief er ein.
Der Raum wurde dunkel und niedrig.
Von allen Ecken wisperte es: Nikolaus ... Nikolaus ...
Er fuhr auf. Als ob er eine Last abschüttelte.
Er seufzte: Komm, laß gut sein. Ich war Schuld und wenn auch ... nur ich, denn du vielleicht warst bei mir, auch so.“
Er schlug gegen die Wand: „Teufel ... meinetwegen, ich lüge.“

„Warum gingst du fort, weiter und weiter .."
Er schrie: „Nein, nein, nicht ich ..."
Seine Stimme schien sich wo anklammern zu wollen.
Dann wurde er ruhig und lächelte.
Komm zu mir, dachte er, ich will dich streicheln, ist es auch meine Schuld ..
Er schlief wieder ein.
Doch bald schrie er auf, er krallte sich in die Mauer ein.
„Du hast mich zu Boden getreten, du .."
Er besänftigte sich: Wer hilft mir, eigentlich wer und wozu?
Er lachte grimmig. Heee ....
Niemand antwortete.
Habe ich etwas getan, dachte er, und was? Heee ....
Er lauschte.
Dann flehte er: Sprich wieder ... Zwar kennst du mich nicht.
Und trotziger: Nein, du – – du nicht und ihr alle nicht.
Er lachte und ballte die Fäuste. Wie gegen Erinnerungen. Stunden verflossen. Vielleicht waren es Tage.
Kinder standen in der Gasse. Der Herzog brüllte und lachte und stöhnte. Es klang immer wie eine Erlösung nach einem verzweifelten Kampf.
Das kann eine schlimme Sache werden, dachten die Krämer und kratzten sich am Kopf. Am nächsten Morgen tupfte der Böttcher Kunze sich seinen Brummschädel und dachte: diesmal geht es noch. Der Mützenmacher Glatzel erhob sich gähnend aus einem Winkel. Der Bürgermeister kroch zu seinem Weibe und dachte: bald wird wieder Ruhe sein. Und so weiter.
Um diese Stunde schlichen Fleischergesellen zum Herzog und schlugen ihm den Kopf ab.
Man weiß nicht, ob er sich gewehrt oder gelacht oder geseufzt oder sonst irgendetwas getan und gesagt hat.

Nachschrift

Viel ist nicht mehr zu sagen.
Ein Gesindel von Geschichts- und Geschichtenschreibern ist an die Arbeit gegangen. Manche sind genauer .. und viele haben damit recht. Was tut's.
Mancherlei ist vom tollen Nikolaus im Umlauf.

In Neiße liegen darüber Aktenbündel, und ein verrostetes Schwert wird gezeigt, vielleicht auch ein Bild, wie Nikolaus auf dem Marktplatz enthauptet wird. Vielleicht hat dabei auch ein Glöcklein geläutet. Das muß spaßhaft gewesen sein.
Vielleicht wird erzählt, daß Frau Bertha mit Roß und Reisigen wutschnaubend in Neiße eingezogen ist oder auch wehklagend. (Mit Roß und Reisigen.) Sicherlich sind auch Boten gekommen, vielleicht kam einer gesprengt mit verhängtem Zügel durch das Stadttor um die Morgenstunde und hat geschrieen: Haaalt .. haltet ein ... Aber aber .... Vielleicht ist mit dem Bürgermeister noch etwas geschehen. Das kommt vor.
Aber man wird verstehen, daß das alles nichts zu sagen hat.

Kameraden ...!
Ein Roman

Wenn ein Gesellen- oder Krieger- oder Feuerwehrverein mit Musik vorbeizieht und eine Fahne steht schräg in die Luft und schwankt oder Soldaten marschieren und viele Kinder laufen nebenher, und es hockt einer an seinem Fenster oder steht an die Wand seines Zimmers gelehnt und draußen gehen weiße und bunte Menschen oder eine geputzte Gesellschaft singt auf dem Heimweg oder ein Hund scharrt und ein Hausdiener lacht sehr laut, löst sich etwas und sticht empor und strahlt zurück und es wird etwas gemeinsam Niederdrückendes, das ist wie eine bange Frage und ein Wimmern und wird stärker und stiller wie ein aufschluckendes Heulen und frißt und ist ein Schmerz, eine Frau wächst über das Haus und weitet sich, ihre Brüste hängen über der Stadt, die alles Leben saugen, ein Hupensignal windet sich durch die Gassen und scheint für Sekunden stille zu stehen und zittert, ein Riß knallt zwischen den Städten, es wogt, eine Fresse speit Blut und ein elender, armseliger, verfluchter Droschkengaul trabt einher, und es ist alles wieder in Ordnung.

Und es gibt ein Auf und Nieder, daß im Café die Kellner aufmerksam werden. Die Musik reißt. Es gibt Exzesse.

Die Kellner werden aufmerksam auf Herrn Karl Ladwig oder Müller oder Schulze. Da sitzen Leute, die Arme zurückgebeugt, Hals angeschwollen, der Kopf hämmert, das Blut knotet sich, und wühlen und zerren, sehnen sich, weinen, wollen frei sein, ballen die Fäuste und schreien.

Während Herr Ladwig eine Zeitung zur Hand nahm, fühlte er, wie um die Säulen Maschinen kreisten, aus den Ecken kroch es auf ihn zu und wisperte an allen Tischen: Finden sie nicht ... dann lauschte er, hörte neben sich: so ein Feigling. Es muß leicht sein ... dann: er hört jedes Wort. Nicht zu glauben.

Ich werde ihnen die Ohrfeige geben, dachte er. Soll ich hingehen – er hustete laut. Niemand stand auf, eine lichtblaue Frau sah über ihn hinweg. Ach was, dachte er, sie wissen es nicht.

Sie wollten es nicht wissen, daß dieser Ladwig einen Streit hatte, daß ein Jugendfreund gekommen war, daß Karl Ladwig den Blick einer Frau nicht ertragen hatte, ängstlich seinen Hut genommen, seine Sachen gepackt und fortgelaufen war und hier saß und jetzt fühlte: Ja, es ist meine Frau, ich muß für sie kämpfen.

In dieser Sekunde stieg eine Erinnerung vor ihm auf: eine Boot-

fahrt, lange Beine und Geborgensein, ein Schwiegervater sagte: sehen Sie sich etwas vor, dann sechs Monate voller Suchen, Bosheiten, Beschwörungen und Glauben an Freiheit und einen Jugendfreund, bitte!
Er ballte es zusammen, knetete, daß eine braune Frau lichtblau werden möge. Es zwängte ihn, er mühte sich.
Ich muß mich aufrollen, fühlte er, und arbeitete und keuchte.
Gestern vielleicht noch, dachte er, aber jetzt, sie war wirklich schmierig, ich muß mir die Hände wischen.
Dann erinnerte er sich wieder: aber ich bin der Erste, ich habe ihr den Weg frei gemacht, sei glücklich. Er holte tief Atem.
Du Gute, ich muß glücklich sein. Es war, als ob eine Freudenwelle ihn streifte. Er lehnte sich zurück und lächelte.
Aber er dachte ein ganz klein wenig an eine Bootfahrt und nahm einen Geruch auf und dachte an grüne Hügel, darüberweg weit hinten Wald und Dächer, und daß er so viele Jahre keinem Mädchen näher gekommen war.
Dann zahlte er.

Er ging mehrmals um das Viertel und stieg dann langsam die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. An jedem Absatz blieb er längere Zeit stehen.
Er fand sie im Zimmer allein.
Merkwürdig, dachte er, warum läuft der da fort, gerade jetzt.
Er glaubte eine Unruhe an ihr zu bemerken.
So, jetzt hat er sie sitzen lassen, fühlte er. Eine jähe Wut stieg in ihm auf. Am liebsten hätte er gedroht: Hab ichs nicht gesagt –
Aber diese Wut hatte mit dem Freunde nichts mehr zu tun, und es schien ihm, als er lächelnd sagte: „Nun Frieda, jetzt bin ich wieder da" – daß hinter ihr etwas emporwüchse, das kalt und abwehrend war, und dem er entgegenknirschen mußte.
Sie entgegnete etwas Belangloses und sah zum Fenster hinaus.
Er erinnerte sich, daß er oft etwas gleich Kaltes an ihr bemerkt hatte, wenn er einen Bekannten zu ihr brachte.
Plötzlich sagte sie kurz: „Ich will gar nicht wissen, wo du warst."
Nach einer Pause: „Es interessiert mich im übrigen auch nicht."
„Ich glaubte dich glücklicher zu finden" – er sprach sehr lang-

sam – „ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, daß du bei mir warst."
Sie horchte auf.
„Man kann sagen, so als ob wir etwas Ganzes wären, etwas Geschlossenes."
„Aha, du dachtest mich los zu sein" – was will er nur, dachte sie.
Er wurde merklich unsicherer. Sie höhnte: „Ich bin wohl noch da, gelt?" „Aber sieh mal" – jetzt muß ich's ihr sagen, fühlte er – „sieh mal, wir sollten doch froh sein, daß deine Freiheit, unsere Freiheit, unsere instinktmäßige Übereinstimmung, unser Zusammensein" – er erschrak: wenn ich sie beleidige, ich sehe ja, ich kränke sie – und er brach ab.
Sie sah ihn verständnislos an, dann stand sie langsam auf.
„Wovon sprichst du, was willst du denn?"
Sie schien über ihn hinaus zu wachsen. Die Hände hielt sie scheu an sich gedrückt. Haarsträhnen hingen über dem Gesicht. Sie trug einen lang herabfallenden roten Rock, sie schien zusammengefaltet wie ein Knabe.
„Was willst du denn von mir," schrie sie. Er ging auf sie zu.
Sie wich zurück.
„Du – rühr mich nicht an."
Der Ton zerriß seine Besinnung. Aus seinem verzerrten Gesicht würgte sich ein Laut, der anschlug und zurückprallte und wie ein Messerstich war.
Sie schnellte an ihm vorbei, lief ins Nebenzimmer, riegelte hinter sich zu.
Er schlug mit der Faust an die Tür.
Kreischen: Mutter, Mutter! Sie riß drinnen die Fenster auf.
Er bettelte um Einlaß, leise, mit verhaltener Angst, und als sie aufmachte, sagte er: „Ich will dir doch nichts tun, ich tue dir doch nichts," und streichelte sie.
Sie stand zitternd am Fenster, der Rock war am Hals aufgerissen.
„Du bist so nervös," sagte er fast kühl.
Dann spann sie etwas ein, das warm und feucht war, das war wie das Sickern des Blutes, wohltuend, wärmend und ohne Form und Spitze, das drückte wie Müdigkeit, und das sie beide wehrlos und gleichgültig nicht ohne Ekel empfanden.

An einem der folgenden Tage waren sie draußen vor der Stadt. Da gingen Handwerker, Gesangvereine, Soldaten, Mädchen, breithüftig mit schweren Füßen, Frauen saßen vornüber gebeugt, mit entblößter Brust, durch die schlanken Stämme grauer Kiefern wimmelten Kinder.
Sie sehnte sich nach dem Meer. Sie ging schnell, den Kopf zu Boden gesenkt; als sie aufblickte, war ihr Gesicht fieberrot.
Er folgte bedrückt, schweigend.
„Ich hasse dieses Pack," stieß sie hervor, „widerlich!"
Er schwieg. Er suchte eine Verbindung mit diesen starkknochigen Mädchen und diesen Frauen, die wie ausgewunden aussahen, er lauerte auf Freude in den Menschen, die ihm begegneten.
Schließlich sagte er: „Wenn es mir gelingen könnte, eins zu werden mit diesen Leuten, ganz aufzugehen – man muß für sie eintreten, helfen."
„Geh' doch, geh'! Du gehörst ja zu dem Volk."
Er wollte aufbegehren, aber er spürte eine Sehnsucht nach Frieden um sich.
„Erst wenn wir alle zusammen gehören ..."
Da keuchte sie: „O du – du bist Dreck –" Sie hielt die Mundwinkel breitgezogen und es fiel ihm auf, daß sie eine niedrige Stirn hatte.
Eigentlich habe ich nichts gesagt, dachte er, aber er schwieg. Er sah, wie sie litt und er merkte, wie ihm etwas weggenommen wurde, wie es entglitt, etwas, das sicher machte und eine Wurzel war.
Seine Gedanken wurden enger und bohrten.
Was mögen sie getan haben – er fühlte, wie er haßte. Er hätte das Volk anspeien mögen. Vielleicht müssen sie so sein. Das Blut stieg und kochte.
Er hörte nicht mehr, wie sie hinter ihm herstampfte, mit schriller Stimme ihn anschrie und grob schimpfte.
Er war wie in einem Trichter und fühlte nur ein zitterndes Wesen, das vor Angst schrie.
Als sie im Zug saßen, schien sie völlig gebrochen. Die Augen waren verquollen.
„Meine Schwester konnte auch diese Leute nicht leiden," sagte er schüchtern.
„Die war ja auch feiner als ich." In ihrer Stimme klang die Erregung nach.

Er zwang sich. „Sie müssen irgendwie etwas Drohendes, Gewalttätiges an sich haben, diese Leute –"
Sie schwieg.
Nach einer Weile sagte er wieder: „Ich erinnere mich, daß einmal so meine Schwester schrie. Sie wollte sich umbringen. Ich mußte ihr den Strick aus der Hand reißen. Ich hatte ihr einen Brief weggenommen, um ihn dem Vater zu geben."
Er überhörte eine boshafte Bemerkung.
„Eigentlich sprichst du so wenig mit Frauen. Ich weiß von dir keine Freundin."
„Das Pack," fluchte sie, „auf dem Bauch können sie liegen, rutschen, winseln, grinsen."
Er merkte, wie sie mit sich rang. Sie atmete stoßweise und zitterte.
Er schwieg. Sie gingen dann langsam in ihre Wohnung.
Er fühlte, wie ihre Gedanken ihm auswichen. Sie schritt neben ihm her, fremd, sie schien um Jahre gealtert und sah abgegriffen aus. Er wurde gleichgültiger.
„Was geht mich deine Schwester an, du mußt dir schon eine andere suchen," sagte sie kühl und warf die Haustür hinter sich zu.
Warum ist diese Frau mir so fremd, fühlte er. Die Erinnerung an seine Schwester stieg auf. Er sprach sich schuldig an ihrem Tode. Er sah, wie er Tag für Tag gebetet hatte, daß sie stürbe, er konnte ihr Kranksein nicht ertragen, wie er jeden Abend einschlief mit der Hoffnung: vielleicht morgen, wie er sich freute, daß alle Mädchen ihn bemitleiden würden. Er spürte wieder, wie es nach Kampfer roch, er hatte gelacht, als die Sterbende stotterte, er war hinausgewiesen worden, und dann war von drinnen gellendes Heulen gekommen. Er sah Soldaten, die den Leichenzug grüßten, Leute mit Zylindern, sah sich immer wieder lachen, befriedigt, stolz.
Er griff nach Erinnerungen, aber diese sahen ihn kalt und höhnisch an. Er fand nichts. Er fühlte sich auf die Straße geworfen. Er fand seine Schwester nicht, und diese Frau blieb ihm fremd.
Er sprach sich schuldig an dieser Kälte. Ich will vor ihr niederknien, dachte er, das arme gequälte Weib, ich, ich habe sie getreten.
Und er schaute die engen Straßen hinunter und sah Dienst-

mädchen vor den Türen stehen und hörte Lachen, ihm war, daß er sich aufblähen müßte, und hinaufgehen und sie zurückrufen und zu ihren Füßen liegen und wachen.

Karl Ladwig verübte Exzesse.
Er blieb Tage und Nächte aus. Er fuhr nachts durch die Straßen und fraß das Licht in sich hinein. Er saß mit Kellnern und Buchdruckern, prügelte sich mit Zuhältern und trat ein Amt an. Er gab sich der Musik hin und trank.
Er tat dies, wenn seine Glückszuversicht im Wachsen war. Frieda saß dann zu Haus oder war mit Aufträgen in der Stadt.
Jetzt denkt sie nicht an mich, redete er sich ein.
Oft hatte er viele Leute um sich. Es begann um ihn herum zu flüstern, irgendeiner sprach ihren Namen, es gelang ihm nicht mehr, eine quälende Empfindung loszuwerden.
Er lehnte sich auf. Verflucht, dachte er, ich muß für mich etwas tun, ich will auch ich sein.
Aber es ließ ihn nicht mehr. Vorher hatte er meistens eine Lüge gebraucht, die Qual wuchs.
Jeder Rückweg schien ihm versperrt, feindliche Gesichter ringsum.
Wie meine Mutter, erinnerte er sich, jahrelang hat sie auf mir gelastet. Ich konnte nicht den Arm heben – ich bin doch ich. Aber es half alles nichts.
Es gab Hunde, die zu seinen Füßen liefen und zu ihm hinauf schauten, diese Blicke waren Schläge, Pferde standen – oh, Pferde, trauernd, welk, er zuckte zusammen vor der Fliege, die im Zimmer summte.
Sie saß zu Haus, lief hin und her, schlug die Fäuste gegen die Wand und schrieb mit Kohle auf die Kacheln: Du Vieh, warum kommst du nicht. Du Mörder.
Es war nichts zwischen ihnen und sie hatten sich nicht verabredet.
Er geht zu den Leuten, die mich verstoßen – sie schrumpfte zusammen, kroch um den Tisch und schaute vom Fenster lange den Menschen nach, die unten vorübergingen, und liebte ihn.
Sie fühlte sich dann eins mit ihm werden, alle Frauen kamen ihr näher, sie lächelte und weinte.
Er aber lief und haßte die Welt. Sein Zorn strich an der Frau vorbei, seine Gedanken wurden eng und spitz.

Es gab Männer und Frauen, die ihr Blick streifte, es gab Steine, auf die ihr Fuß trat, es gab Kleider, Wasser, Sonne, es gab Leute, die hinter ihm flüsterten, es gab Frauen, die boshaft grinsten, dicke Frauen, alte, verrunzelte, die die Hände heben und die Brauen hochziehen, oh, es gab Frauen, giftige, stechende – und es gab Freunde, schmale, schlanke, die wie Birken sind und breite weiße, zu denen man aufweint, es gibt Väter – er hätte heulen mögen und ein Hund sein und stehen und vor Kälte zittern.
Aber dies alles sprach ihn nicht frei.
Er lief von neuem durch die Straßen und dachte: Ich habe ihr nichts getan. Ich will mich zusammennehmen. Sie hat manchmal spitze Finger. Mir graut. Ich muß sie abstreifen, meine Glieder sollen frei sein. Rein. Sonne will ich.
Fremdes stürmte auf ihn ein, Geschäfte, Ämter, Kleider, er zwang alles nieder. Er renkte ein, wo er angestoßen hatte. Er gab alles preis, was er hatte, alle Pläne machte er offenbar und fragte um Rat. Er verschleuderte sich. Er half und arbeitete, drängte auf, aber er trat auch bescheiden zurück. Sein Blick war so weich, daß man ihn immer um Verzeihung bat. Er merkte nicht, daß alle ihn bedauerten.
Er war blind, er tat alles mechanisch und ohne Freude, nur ein Gedanke beherrschte ihn: Ich bin abgehängt.
Er ging immer frühzeitig, ehe man ihn durchschaute und nahm Ruhe und Dank mit. Immer hieß es: Komm wieder.
So fand er langsam zu ihr wieder den Weg. Wenn er dann nach Hause ging, fühlte er: Ich bin der Bruder, wir gehören zusammen.
Sie schwiegen dann beide lange Zeit. Er hielt ihre Hand und sehnte sich, mit ihr hinauszugehen und eine Gemeinschaft zu werden mit den Feinden, mit der Stadt, mit der Welt.
Ihre Züge waren weich und versonnen.
Sie küßten sich.
Die Stille tickt.

Sie wurde schwanger.
In frühen Jahren war ein Kind frühzeitig abgestorben. Sie sehnte sich nach dem Kind. Sie ließ kein Mittel unversucht, ging in die Kliniken und lag wochenlang im Krankenhause.
Er schwieg zu dem allen bedrückt.

Er scheute sich, irgendwie daran zu tasten, es schien ihm unheimlich und bedrohlich.
Sie litt unter großen Beschwerden, aber sie ertrug sie tapfer.
Sie klagte mit keinem Wort und aus jeder Unannehmlichkeit wußte sie sich eine Freude zu machen. Sie sagte statt kotzen – kotzeln.
Als sie die Gewißheit hatte, daß sie gebären würde, lebte sie von einem Druck befreit auf. Sie verlangte nach ihm, sie war ausgelassen, aber ihm schien es, daß sie fremder geworden sei.
Er verstand es nicht, daß sie davon träumte, auf die Straße zu gehen und sich dem ersten besten anzubieten, er verstand nicht, daß sie die Huren beneidete und ihnen eine Kraft zuschrieb, die sie verloren zu haben glaubte.
Er dachte, das muß so sein, und schwieg. Er arbeitete, wild, trotzig mit ungeheurem Eifer, verbissen, er betrog, er scheute vor nichts zurück, seine Pläne waren unbegrenzt.
Sie raffte gierig alles Geld zusammen, trug es in Verstecke, hungerte und gab es dann plötzlich alles aus, sie warf es weg an elenden nutzlosen Tand, oder verschenkte es, und es war ihr jedesmal wieder eine Erleichterung. Sie hetzte ihn, sie war unruhig, wenn sie ihn säumig glaubte, und doch war alles mehr ein Schmeicheln, sie gebrauchte kein hartes Wort, sie drohte nicht.
Aber er fand kein Zusammenstimmen mit ihr.
Er beschränkte sich darauf, den Kopf auf ihren Leib zu legen und auf die ersten Regungen zu horchen. Er schien völlig gleichgültig. Sie sprachen wenig.

Allmählich brach ihre Freude zusammen. Sie ging zu Menschen, denen sie früher nahe war. Es waren da Mädchen, die niedergebrochen waren, sich aushalten ließen und von dem Kind nichts wußten, als das es Geld brachte, und manchmal ein Glück war. Sie waren stupid und blieben sich immer gleich. Es waren da Frauen, die den Mann suchten und denen das Kind ein Opfer war. Es waren da Tanten, Kusinen, die auf Erinnerungen saßen und ängstlich ihr Gleichgewicht hielten, und die sie haßten und niederziehen wollten. Sie wußte, daß es draußen ihr unerreichbar, in den kleinen Städten oder eingepfercht in vererbten Zwang, Frauen gab, starke, stolze, verschmähte, trotzige, die auf ihren Lippen das Wort haben, das den Mann trifft, die vielleicht

sagen: Der Mann stinkt – diese Frauen, hager, unerbittlich, jäh in ihrem Haß.
Es kamen zu ihr Bekannte, Freunde, die sie witterten. Aber sie ekelte sich.
Es gab keinen Menschen, der ihr die Hand reichte. Am längsten blieb sie mit einem Mädchen zusammen, die sie von früher her aus einem Tanzsaale kannte. Dieses Mädchen gab ihre Stellung auf und suchte einen Baron. Es war die einzige, die sie beneidete. Sie teilte die kleinen Freuden und es war ihr wohltuend, wenn das Mädchen weinte. Das Mädchen war krank.
Sie empfand einen Reiz darin, sie zu verkuppeln. Eines Tages war das Mädchen verschwunden. Sie nahm Geld und Kleider mit. Man hörte später, daß sie einen Kuchenbäcker gefunden hat, der sie prügelt.
Frieda rief ihre Mutter zu sich.
Ihre Seele war wie ein Schiff auf dem Meere. Sie erlebte Erschütterungen, die einen Keim herrlicher Sehnsucht hervorbrechen ließen und aufpeitschende Freuden, die sie niederrissen.
Ihre Mutter war wie ein Fels. Sie stand stumm, gebückt, hielt die Arme offen und ließ alles über sich ergehen, sie wich nicht.
So kehrte Frieda scheu und unsicher zu Karl Ladwig zurück.
Die drei lebten nebeneinander, ohne sich anzusehen.
Eines Tages schrie sie ihn an: „Du, hilf mir doch."
Ladwig atmete tief, ihr Gesicht war aufgedunsen. Schweiß tropfte von der Stirn, er scheute sich, sie zu berühren.
Ihr Schrei stieß sich an den Wänden und zerbrach.

Es kam der Tag ihrer Niederkunft.
Er hörte sie wimmern, sah eine fremde Frau und einen Strick am Bett.
Sie legte den Arm um seinen Kopf und stützte sich. Sie jammerte und biß die Zähne zusammen und sah ihn mit langen Blicken an.
Er stand ganz krumm, als erwartete er Schläge. Ich bin ein Schuft, dachte er, ein Rohling, was ist der Mann – ein Vieh. Er hätte in den Boden sinken wollen.
Ihre Mutter schimpfte: „Weiß Gott, daß das Mannsvolk nicht in die hohlen Baumstümpfe geht", dann zankte sie sich mit der Hebamme.

Dann wurde der Arzt geholt, er murmelte etwas zu Karl Ladwig: wir wollen sehen, da muß man, es handelt sich um – und so weiter.
Und Karl Ladwig sah, wie dieser Mann, der erst so freundlich dreingeschaut hatte, sein Gesicht verzog.
Dann sah er ein weißes Tuch und an der Wand einen riesenhaften Schatten und einen leblosen Körper quer über dem Bett und einen krummen, roten schwankenden Arm – und sah, wie die Mutter den Kopf wegwandte. Er fühlte sich hinausstelzen aus dem Zimmer und langsam den Korridor entlang gehen und in ein Nebenzimmer hinein. Er setzte sich hin und blieb still und unbeweglich.
Alles Leben war ausgelöscht.
Nach einer Weile kam das Schnurren eines Kindes, er hörte die Frauen hastig gehen, Stimmen klangen gedämpft und wurden lauter, er hörte nach vielen Minuten Frieda etwas fragen, aber er verspürte keine Freude, er saß unbeweglich und fühlte einen Druck auf sich lasten, der nicht wich.
Später kam der Arzt.
„Sagen Sie mal, hatten Sie – ist Ihnen bekannt – äh"
„Nein," sagte Karl Ladwig. Er war aufgestanden und drehte sich weg.
„Sie müssen –"
„Ich weiß." Er ging hinaus.
Später lief er teilnahmslos durch die Straßen. Er kaufte Rosen und dachte, sicher kauft man bestimmte, weiße oder rote, er wählte rote.
Er ging scheu ins Zimmer und legte sie aufs Bett.
Sie sah ihn wieder lange fragend an. Er wußte nichts zu sagen und wagte nicht ihre Hand zu nehmen.
Er sah die Frauen mit etwas beschäftigt, das auf einem Tische lag, und schlich wieder hinaus.
In der Nacht ging Karl Ladwig am Kanal entlang. Vorbei an Ladekranen, Stapelplätzen, ging unter gespenstischen Bäumen, blieb stehen, lief schneller – weiter, vorbei an Biergärten, Laternen, Gruppen von Zuhältern und an einem Mädchen, das an einer Ecke stand.
Er sah sich nach allen Seiten scheu um, erschrak und ging wieder zurück.
Es mochten Stunden vergehen. Dann warf er über das Geländer

einen Karton, in den die Mutter die Nachgeburt gepackt hatte, und lief davon.
Er hörte nicht einmal, ob es plumpste.

Wenige Tage später kam es zwischen den drei Menschen, die um das Kind herum waren, zu einem Zusammenstoß.
Karl Ladwig dachte wenig über das Kind nach. Man zieht es mit dem oder jenem auf, oft ist es krank, es gibt Leute, die sich darauf verstehen, kommt es fort oder nicht – schließlich ist es eben ein Kind, nicht mehr und nicht weniger – es ist Sache der Mutter, sich zurechtzufinden.
Er fühlte um sich etwas emporwachsen, gegen das er die Zähne zusammenbiß und sich wehrte. Er sah, wie man ihn umlauerte, fragte, bettelte und hätte rufen mögen: Ich tue nichts, will nichts, he?!
Zwischen ihm und den Frauen tat sich ein Abgrund auf, und so sehr er daran arbeitete, ihn immer wieder auszufüllen, er sah das Nutzlose, das Unabwendbare, er mühte sich, er machte keinerlei Bemerkungen, er schwor sich, in allem nachzugeben, und wurde unsicher und scheu.
Karl Ladwig fühlte, wie das Kind sich um das Leben quälte. Es wimmerte den ganzen Tag und blies die Backen auf, es schwoll an, es krümmte sich und zitterte dann schweißbedeckt, aus den Augen quoll Eiter.
Frieda stellte Fragen, hinter denen Schreie hockten.
Ihre Mutter arbeitete verbissen und trotzig. Es schien etwas zu sein, das sie blindwütig angriff und niederzwingen wollte und doch war sie immer zu sehr in einer Gegenwehr, als daß sie planmäßig etwas verfolgte. Sie änderte ihre Maßnahmen fortwährend, sie tat dies und jenes, lief polternd hin und her und blieb immer beschäftigt. Frieda war zu dem allen stumm.
Plötzlich kam sie mit der Mutter in Streit. „Ich will schlafen," schrie sie, „es ist jetzt Nacht!"
Die Mutter beachtete sie nicht und trug das wimmernde Kind weiter hin und her.
„Ich will Ruhe", schrie Frieda nochmals die Mutter an.
Diese Frau, eingefallen, gekrümmt, mit zusammengekniffenen Lippen, die Tag und Nacht arbeitete und ohne Schlaf war, hörte nicht. Es lag eine Verachtung gegen die ganze Menschheit darin, wie sie dem Kinde zusprach.

Da stand Frieda auf, riß ihr das Kind aus dem Arm und legte es ins Bett.
Die Mutter schien wie versteinert. Sie blieb auf einem Fleck stehen und rang nach Worten. Sekunden vergingen.
Das Kind war still.
Frieda keuchte, ihr Gesicht war verzerrt, in ihren Blicken lag Haß.
Die Mutter ging nicht aus dem Zimmer. Sie schrie: „Du Hure, du Aas," sie sprang vor, eine Flut von Schimpfworten stieß sie heraus, sie holte weit aus, ein ganzes Leben zog vorbei, ein Leben, niedergedrückt, bespieen und zertreten. Und mit diesen Flüchen, die vor Schmerz zu brechen schienen, mischten sich kalte, harte, überlegte Worte. Frieda sprach schneidend und sicher. Sie schien erlöst. Sie war überlegen.
Ladwig kam und zog die Mutter hinaus. Er wollte zu Frieda etwas sprechen, sie beruhigen. Er brachte kein Wort heraus. Er fühlte sie stolz, schön, herrlich, aber sie war ihm fremd.
Er schlich wieder hinaus.
Dann hörte er sie weinen und merkte plötzlich, wie sehr ihn ihr Anblick quälte. Er fühlte sich gedemütigt. Er war nicht der Herr.
Er machte der Mutter Vorwürfe.
Vom Zimmer her klang das Weinen stärker.
Als er wieder hineinging, sah er sie über das Kind gebeugt, wie sie den kleinen Körper liebkoste. Sie streichelte den Leib und die Beine und küßte die Geschwüre am Kopf. Ihre Küsse wurden hastiger, er hatte das Gefühl, sie wird mit den Nägeln den Leib aufreißen.
Sie heulte. Er ging hin und her. Er faßte sie am Arm. Sie schrie und schluchzte. Abgerissene Laute. Sie stieß mit dem Fuße nach ihm. Sie sah ihn so haßerfüllt an, daß er wieder aus dem Zimmer ging.
Wiederum quälte er sich gegen die Erkenntnis: Diese Frau ist mir fremd.
Er fühlte, wie er sich dehnen, ausbreiten, die Faust ballen, und schreien müßte: Nein!
Ich muß alles niederdrängen, dachte er, es ist noch unrein, dreckig, ich muß warten. Ich muß feststehen. Mit ihr muß ich wachsen.
Er ging zur Mutter und wollte freundlich sein.

Die Mutter saß versonnen, mit einem Hauch von Frieden. Seine Worte glitten an ihr ab.
Nach einer Weile stand sie auf, tat wieder dies und jenes, ging in das Zimmer und nahm das Kind und trug es hin und her.

Frieda lebte schnell auf.
Karl Ladwig schien den Versuch aufgegeben zu haben, das trennende Fremde zwischen ihm und Frieda zu überwinden. Er verrichtete irgendeinen Dienst mit einer täglich wachsenden Anteilnahme, er sprach viel über kaufmännische Pläne, er stürzte sich in allerhand Wagnisse, immer mit einer fast selbstverständlichen Gewißheit des Erfolges.
Die Mutter fuhr weg und nahm das Kind mit.
Es vergingen unruhvolle Wochen. Sie lebten nebeneinander, er beschäftigt, atemlos. Sie sprachen viel und über jede Kleinigkeit, sie lächelten sich zu, aber sie sahen sich nicht, keiner hörte den anderen, und doch schienen sie zufrieden.
Ladwig war überzeugt, daß sie ein gemeinsames Interesse hatten, sie lebten, und das war ihm genug.
Es kamen ins Haus Ernst Möller, Lotte, ein Onkel, Kollegen und Bräute. Es war da der Jugendfreund Ladwigs, Egon, der wieder aufgenommen wurde.
Sie kamen häufig da und dort zusammen, es wurde geschwätzt, gelärmt und getrunken.
Einmal, als Ladwig ein Mädchen küßte, rief Frieda eine landläufige Redewendung um das Geschlechtliche in die Gesellschaft. Man verstummte, verzog ein wenig das Gesicht. Ladwig dachte, eine kleine Entgleisung, es fehlt doch noch manches, aber er lachte nachsichtig. Es verlief weiter glatt.
Manachmal hatte Ladwig die Empfindung, daß Egon ihn belauere. Egon trug es ihm zu, wenn Frieda mit Möller allein war, wenn Karl Ladwig von ihr Karl Ladwig genannt wurde. Er erzählte von ihrer Schönheit, beneidete Ladwig und gab zwischendurch Witze und Anspielungen wieder, die Ladwig gegen sich deuten mußte.
Ladwig kümmerte sich indessen wenig darum. Ich bin stark genug, dachte er, mag sie mich lächerlich machen, ich werde sie doch niederzwingen, und er meinte dabei zurechtrücken.
Es gab Tage, wo er sich seiner Sicherheit freute. Immerhin blieb er häufiger diesen Zusammenkünften fern.

Schließlich traf ihn ein an sich geringfügiger Verlust, und er erschrak so, daß es ihm schwer fiel, sich darüber hinweg zu setzen.
Er blieb tagelang aus, hatte grobe polternde Worte und stand dann demütig wie ein Bittender.
Die Gesellschaft feierte einen Geburtstag.
Ladwig spielte Klavier.
Frieda tanzte mit einem Freunde.
Ladwig war unruhig. Wie tanzt diese Frau, fühlte er, verschlossen, gierig, bedrohend, ein Tier.
Er spielte ganz leise, mit scharfem Rhythmus.
Ich muß sie wach halten, aufblicken lassen, dachte er.
Immer wenn sie hinter ihm vorbeitanzte, rief sie: „Sieh dich doch um, sieh doch, wie ich tanze." Ihre Stimme klang milde, voll aufdämmernder Sehnsucht.
Er aber dachte plötzlich: Ja, warte nur, auch meine Zeit kommt.
Sie rief: „Sieh doch, Karl" – und immer wieder: „Karl."
Er saß in sich gekrümmt vor dem Klavier und spielte. Er hatte den emporflackernden Zorn schon vergessen, er glaubte sich ausgestoßen, aber es quälte ihn nicht. Man lacht über mich, wenn ich tanze, erinnerte er sich, ich trete auf die Füße; ich bin ein Bär, sagt man. Er fühlte sich unruhig.
Ernst Möller stand neben ihm und lächelte.
Da ließ sie mitten im Saal ihren Tänzer stehen und lief zu Ladwig.
„O du – du bockiges Aas, du quälst mich was. So –" Sie krallte sich in sein Haar und tunkte den Kopf auf die Tasten. „Hier," knirschte sie, „hier lieg" – sie weinte – „wie hab ich dich geliebt."
Dann lief sie zum Ausgang.
Es begann ein Tumult. Man sah, wie Ladwig unter vielen Händen zuckte, hörte verworrene Fragen und: Aber, aber ... und eine schrille rissige Stimme, gellend: Laßt ihn doch, den feigen Hund ... und ein Gebrüll, das sich durchbrach, verschluckte, ein Gelächter wurde und mit höhnischen Worten endete.
Man sah, wie Karl Ladwig langsam aus dem Saale ging.
Ladwig dachte an Selbstmord, Huren und an seine Gymnasiastenzeit. Er fühlte sich schuldig.
Er lachte über sich.
Ich gehe mitten im Glück und sehe es nicht, dachte er, die arme Frau, ich habe sie wirklich gequält.

Er ging auf den Bahnhof und kaufte zwei Fahrkarten.
Am nächsten Morgen fuhren sie irgendwohin ins Gebirge.

Karl Ladwig liebte die langsam ansteigenden Wälder, die wie ein Teppich und eine Treppe waren zu Weitem, Flüsterndem, Sehnsuchtsvollem, die Nebelschwaden, die kalte spielende Sonne und den Rauchfaden, der sich aus versteckten Meilern hinaufzieht.
Er saß auf einer Bank vor dem Gasthaus des Georg Weidlich und sah hinunter in das Tal, über dem eine silbrige Dämmerung lag.
Vor ihm dampfte eine steile Wiesenwand und atmete schwer.
Der Wind warf sich darauf mit aller Wucht, preßte sie nieder.
Auch die Kraft des Windes erlahmte, er kam noch ruckweise, fing sich in den Giebeln des Hauses und starb ins Tal.
Ich werde niemals Frieden finden, grübelte Ladwig. Ich bin gehetzt, ich muß immer schwanken, zittern, niederbrechen. Da sind Leute, die jahraus, jahrein einer Beschäftigung nachgehen, lächeln, zufrieden, Menschen, die an Gott glauben und alles hinnehmen, unerschütterlich, erstaunt, daß man sie schlägt, Kolosse, die niederdrücken, Mütter, die nichts mehr wissen von ihren Kindern. Was mag in diesen allen leben – sie müssen einmal in ihrem Dasein hart und verschlossen gewesen sein, bequem, verlogen oder feig. Es gibt etwas, gegen das sie sich wehren im Menschen, etwas, das fließt, schäumt, das jedes Gesetz umklammert und auflöst, das immer erneuert und immer in der Liebe ist. Irgendwann ist es an ihnen vorbeigegangen oder weggestoßen und bespieen worden, oder es stand jemand gefesselt von tausend Händen gehalten, ein Blinder kniet und hebt beschwörend die Hände, ein Liebender, er will für sich das Licht, du stehst und zauderst, beugst dich nieder, du wirst klein und bleibst auf der großen Straße, alles zieht vorbei. Einmal. Irgendwann.
Ladwig erschrak.
Dies Irgendwann drohte über ihm, etwas, das für immer abgeschlossen war, gegen das man sich täglich in ohnmächtiger Wut wehrte, es bohrte, lachte immer, weil es so nutzlos niederdrückend und langweilig war.

Vor seinen Augen schwankten die Schattenrisse einer Scheune, wuchsen riesenhaft empor und es war, als ob die Wände sich in den Boden wühlen und verankern müßten.
Durch Ladwigs Gedanken huschte ein befreiendes Gefühl. Er fühlte sich eins werden mit den dunklen Wänden, der Bank und dem Haus hinter ihm. Er hätte sich auf die Erde werfen mögen, sich einkrallen, mitatmen, auf und nieder, und vielleicht lauschen und weinen.
Vom Haus kam Stimmengepolter.
Der alte Weidlich rief nach der Marie, die Mutter sprach irgend etwas zum Frieden, eine Tür wurde zugeschlagen, Pantoffeln klapperten, die Plumpe quiekte. Dann kam der Alte und setzte sich neben Ladwig. Es war ringsum Leben und wie ein Schlag in die Dämmerung.
Ladwig sah, während der Alte auf ihn einsprach, wie Marie aus der Scheune herausschlüpfte und hinten um das Haus herumlief. Man hörte in einem Stall poltern.
Sie hat so zuckendes Blut, dachte er, sie glüht. Jetzt wird sie verängstigt sein oder sie lacht – schlickernd, gurgelnd.
Dann sah er den Langer Paul zögernd, etwas selbstbewußt den Weg nach dem Dorf hinuntersteigen.
Der Weidlich schrie: „Seh'n Se, da geht er. Hä. Der und trumpfen. Hä. Nie kriegt er sie."
Ladwig mußte wieder über sich ergehen lassen, wie es die Marie haben könnte, und daß sie in den da versessen wäre, und er, der Weidlich, würde bald alles in Ordnung bringen. Ladwig dachte dabei, daß die Marie ganz strohgelbes Haar hatte und einen warmen glitschigen Körper und so schmutzig war, daß er davon träumte. Er war glücklich, daß sie jetzt im Stalle war, er empfand die Notwendigkeit, sie zu verteidigen. Sie könnte mir eine Sicherheit geben, vielleicht wenn sie in der Stadt wäre.
Dann gab er dem Weidlich wieder auf dieses und jenes Antwort.
Den Wiesenhang herunter kam jemand gelaufen.
Die Männer horchten.
Dann stand plötzlich Frieda vor ihnen, eine Schürze voll Pilzen und einen Korb mit Beeren in der Hand. Starkknochig, eckig, unharmonisch, zu dick und zu dünn.
Sie schrie, lachte, erzählte, umarmte Ladwig und war glühend,

sehnsüchtig und voll lauernder Traurigkeit.
Der Alte tapste ins Haus, um das Abendbrot zu bestellen.
Ladwig griff in die Tasche und gab ihr einen Brief, in dem Egon seine Ankunft ankündigte.

An einem der folgenden Tage standen sie vor dem Haus und sahen die Straße zum Dorf hinunter. Es war schon spät nachmittags.
Ladwig sah noch einmal auf die vor ihm ansteigende Wiesenwand, auf der ein schimmerndes Gewebe lag, er verfolgte den Zaun, der an der Frontseite des Hauses vorbeiführte und gegenüber der Scheune nach innen scharf abbrach, er zählte die Bretter, die längs der Straße lagen, wunderte sich über die vielen Späne und was wohl mit diesen geschehen mag, eine Wagendeichsel starrte drohend und fragend in die Luft, warum hat man sie so hinausgeworfen, er liebte den schmalen Weg, der an der Querseite des Hauses entlang lief und so weich und freundlich war, den tiefsinnigen Brunnen, und er dachte, daß alles wieder so leer, kalt und entsetzlich sei.
„Nun muß er wohl bald kommen," sagte er.
Frieda schwieg, sie scharrte mit dem Fuß.
„Eigentlich freue ich mich auf ihn. Ich habe ihn immer recht gern gehabt."
Sie verzog etwas verächtlich die Mundwinkel.
„Wirklich, ich freue mich, es wundert mich –"
Sie warf ein: „Das ist mir alles höchst gleichgültig." Ihre Stimme klang spitz und überlegen.
„Wieso –" fragte er ruhig. Er täuschte geschickt über ein leises Zittern hinweg. „Ich entnahm aus dem Brief, daß du ihn eingeladen hast."
„Deine Freunde werden mir immer gleichgültig sein."
„Ich fand diese Einladung sehr glücklich. Er hat Schwächen gezeigt, und er soll sehen, daß wir darüber hinaus sind." Es klang triumphierend, etwa wie: Siehst Du –
Sie drehte sich zu ihm um und maß ihn mit einem Blick. „Was willst du eigentlich von mir –" und nach einer Unterbrechung: „Freue dich nur, aber mich laß in Ruh'." Und wieder nach einer Unterbrechung: „Du scheinst dir was auszudenken." – sie lachte – „laß dich nur nicht stören, es interessiert mich nicht."

Sie scharrte fortwährend mit dem Fuß, die Augen waren blutunterlaufen.
Er wurde erregt. Er schluckte ein schnelles Wort hinunter. Er war voll einer bangen Liebe, eine dünne zarte Müdigkeit hüllte ihn ein.
„Du hattest dich hier so erholt," sagte er leise. Warum so sentimental, ärgerte er sich.
Sie schien aufzuhorchen, sie schwankte. Das Gesicht wurde scharf. Ihr Blick war stechend.
Ein Windstoß zwängte sich durch.
Ladwig sagte etwas, daß es wohl doch sehr kühl sei. Er stand gebückt.
Marie kam mit einer Radver Reisig den Weg herauf und rief schon von weitem: „Jetzt komm'se," die Radver holperte, Ladwig sah einen langen grauen, dicken Strumpf, und es dünkte ihm gleichgültig, eine kluckende Stimme, die scheu sich wieder zurückzog, eine Tür knarrte.
Frieda lief an den Zaun und winkte, Egon juhute, einer kam mit einem Koffer direkt auf Ladwig zu, lächelte und stellte ihn dann auf die Bank.
Der Bursche sagte: „Wir sind derweilen unterwegs noch eingekehrt." Ladwig antwortete mechanisch: „Ja, ja, das kenne ich."
Dann war Egon inzwischen im Vorgarten und kam auf ihn zu.
„Na, siehst du" – lachte Egon und schüttelte ihm die Hand, „richtig eingelaufen." Er machte einen müden Eindruck. Sein flackernder Blick strich über Ladwig hinweg, umkreiste das Haus und senkte sich zu Boden.
Ladwig sagte etwas, wie: Na also und einige Begrüßungsworte.
Egon sprach schnell und übertrieben laut. „Merkwürdig genug seht ihr aus, so zerfressen, etwas gealtert, was?"
Der andere lachte verlegen, er dachte, ich sehe eigentlich frisch aus, kühn – sagte sie neulich.
Frieda mischte sich ein: „Was soll man auch hier sonst tun" – sie zuckte die Achseln – „als grübeln und jammern."
Ladwig dehnte sich. Seine Gesichtsmuskeln wurden stark. Er faßte Egon an die Schulter und sagte lächelnd: „Du bringst uns doch sicher viel Neuigkeiten mit."
Der wehrte ab: „Nicht halb so viel, wie ich von euch hören kann."

Auch Frieda bestürmte ihn.
Es folgte ein Hin und Her, Frieda neckte ihn und sah ihn fragend an, Ladwig warf ab und zu ein Wort dazwischen, es gab Zusammenbrüche, Ernst Möller lebte mit Lotte zusammen, die jetzt den ganzen Tag schrie und mit Gift hantierte, Eheexperimente, homosexuelle Exzesse. Über dem ruckweis Erzählten schwebte ein müder unruhiger Ton, der hilflos und wie eine Aufforderung klang.
Inzwischen ging Frieda ins Haus, um irgend etwas zu bestellen und vorzubereiten.

Die beiden Männer waren eine Zeitlang allein. Egon hatte sich auf die Bank gesetzt.
Ladwig sagte nach einer Weile mit Betonung einer gewissen Gleichgültigkeit: „Also wollen wir uns wieder vertragen. Schließlich, geschehen ist geschehen –", und lächelte.
„Du weißt gar nicht, wie oft ich in der letzten Zeit an dich gedacht habe, Karl," – er stand auf, er schien etwas gerührt – „ich habe dich doch sehr gern."
„Es kam mir manchmal vor, als suchten wir beide einen gemeinsamen Weg" – der andere schwieg – „ich habe vielleicht den Fehler begangen, dich zu mir hinziehen zu wollen."
Später sagte Egon: „Ich kann dir versichern, ich bin ein anderer geworden, du sollst sehen."
„Es liegt so viel Hoffnung drin, wenn wir beide zusammen – Egon" – er sah ihn lange fragend an.
Egon streckte sich, er schien aufzuleben, er ging auf Ladwig zu und wollte ihn umarmen.
„Frieda braucht Ruhe," stieß der hervor, „ich glaube, sie ist sehr krank," setzte er dann leise hinzu.
„Siehst du, ich, gerade ich, habe das immer gefühlt. Oh, mir ist eine Binde von den Augen gefallen, ich habe das durchgelitten."
„Nicht so," wehrte Ladwig, „ich meine, daß man auch manchmal fest bleiben müßte, bis sie sich findet. Auch wenn sie ruft."
„Karl, du kennst mich –" zeterte Egon.
Dann umarmten sie sich.
Frieda erschien an der Tür. „Na," lachte sie gereizt, „das ist eine nette Rührszene," und zu Egon gewendet: „Er hat dir wohl wieder etwas vorgejammert."

Karl Ladwig blieb ruhig. Egon trat verlegen zur Seite und lachte gequält.
„Widerlich –" sie stampfte mit dem Fuß, „komm, Egon, wir haben noch manches zu sprechen" – und als Egon schwieg, fügte sie, seinen Tonfall nachäffend, hinzu: „Er würde sagen, der Sonne entgegen."
Ladwig sagte: „Wie du doch lügst." Es klang leise, abgerissen, schwankend.
Egon blickte ihn fragend an. Er lächelte unsicher.
Frieda lief den schmalen Weg voran. Egon hinterher.
Er kam noch einmal zurück, faßte Ladwigs Hand und stotterte: „Du – ich habe dich angelogen. Es ist nicht wahr. Verzeihe. Siehst du, gerade dich muß ich immer anlügen. Karl, hörst du" – dann verschwand er hinter dem Haus.
Ladwig fühlte, wie der liebe schmale Weg scharf wurde und stach.
Der Giebel des Hauses grub sich blutend in sein Hirn.
Der Zaun leuchtete.

Egon unternahm es, den Streit in der Familie Weidlich zu schlichten. Er war erbötig, für den Langer Paul eine Beschäftigung in der Stadt ausfindig zu machen. Die Marie sollte nachkommen. Weidlich fluchte. Behalten kann er sie nicht, meinte er, aber sie soll runter zu Renner ins Dorf, die Wirtschaft führen. Das sei der einzige, der noch was habe. Es half nichts, daß die Weidlich Mutter weinte, der hätte schon zwei Frauen zu Tode geprügelt. „Wenn sie sich gut führt, heiratet er sie," schloß er, „der hat's." Er erzählte mit Stolz, wie sie hier im Dorf die Weiber tauschen, oft braucht einer keine mehr, seine hätte er auch so gekriegt. Und wenn Ladwig einwarf: Aber die Marie – war er gleich dabei zu sagen: Eben deswegen. Sie muß auch dran. Es war immer so. Vielleicht kann sie ihm nützen.
Aber je ärger er fluchte, umsomehr schien es, daß er doch nachgeben möchte. Ein Funken Freude schien in ihm aufzuglimmen. Wenn er schrie: Weiß ich's ob's meine Marie ist, und die Mutter, die immer gebückt ging, dann auftrumpfte: du hast's ja gewollt, brummte er noch etwas und ging davon. Er lief im Haus hin und her, mißtrauisch, polternd, und es kam einmal vor, daß er die Marie, wie aus Versehen, am Rockzipfel zog. Er wiederholte

den ganzen Tag: Ja, behalten kann ich sie nicht, aber den da, hä – und wartete auf Antwort.
Es vergingen ein paar Tage.
Ladwig war wenig zuhause, meistens unterwegs. Manchmal gingen sie zu dreien.
Der Renner kam mal nachsehen und wurde vorläufig wieder fortgeschickt. Der Langer strich abends ums Haus, äugte und schmunzelte.

Es kam alles anders.
An einem Abend, als Marie umständlich am Herd sich zu schaffen machte, der Alte mit verkniffenem Gesicht etwas brummte, die Mutter verlegen seufzte, und die drei das Gefühl hatten, jetzt müßte der Langer kommen, und diesem ein Ende machen, weil ja alles schon vorbereitet war, quollen vom Nebenzimmer in die Wohnstube dunkle Worte, wurden lauter, blieben spitz, Schreie.
Die Glastür flog auf.
Die Frau wurde hineingeschoben. Karl Ladwig keuchte und hatte die Fäuste geballt.
Und ehe noch die Weidlichs schnell alles liegen lassen konnten und hinausgelaufen waren, schrie Ladwig und hielt die Frau am Handgelenk gefaßt: „So. Jetzt wirst du mir antworten. Oho –"
Sie knirschte: „Laß mich." Ihre Hand tastete über den Tisch. „Laß mich los." Ihr Körper spannte sich.
Sie trat ihn. „Oh du –" sie krallte sich in seine Wange.
Er lachte: „Warte nur –" und stieß sie in eine Ecke. „Was ist mit dem Kind, he? Ich werde dir den Krüppel geben." Er schlug sie ins Gesicht.
Da richtete sie sich auf, schrie gellend, stieß heraus: „Der Krüppel" – lachte – „die Kreatur – wie du." Dann heulte sie: „Mein Körper, mein Körper. Du Dreckskerl."
Sie sprach jetzt fast kühl. „Du hast mich genug gebraucht, aber ich werde mich rächen." Und nach einer Pause: „Du zahlst ja nicht mal was."
Er ließ die erhobene Faust wieder sinken. Er konnte nicht länger in ihr fiebriges Gesicht schauen. Ihre Augen wurden schmal.
Er sagte gepreßt: „Was sprichst du eigentlich? Ich verstehe dich nicht."

Sie schrie: „Was soll das? Was ist? Mein armer Körper."
„Du – beruhige dich doch –"
Sie keuchte: „Was willst du?"
Dann sagte er langsam: „Du sprichst, du willst mich zum Krüppel machen, das Kind hättest du schon ruiniert."
„Ihr katholisches Pack."
Egon erschien an der Tür.
„Siehst du," weinte sie, „wie er mich schlägt."
Egon ging auf Ladwig zu: „Aber Karl, was tust du –"
„Laß. Bitte." Er machte eine Handbewegung.
Egon lächelte etwas und zog sich zurück.
Die Frau stand in die Ecke gelehnt, mit großen stieren Augen.
Ladwig schritt auf und ab.
Er nahm ein Holzscheit und kam auf sie zu.
Sie verzog ihr Gesicht. „Du Feigling –" und wandte sich zur Tür.
Als sie in der Tür stand, schrie Ladwig: „Hinaus!" Er stürzte auf sie zu.
Sie sagte kühl: „O, mein Lieber," dann stemmte sie sich gegen ihn.
Sie rangen. Ladwig schlug die Tür zu. Er brach fast zusammen.
Da schrie sie: „Hier – hast du." Die Scheibe klirrte. Geschirr flog ins Zimmer.
Ladwig blieb müde an die Wand gelehnt.
Von draußen polterte der alte Weidlich. Er kam dann hinein und sammelte die Scherben zusammen.
Als Ladwig etwas von Krankheit und Anfall stotterte, sagte er: „Nein, nein, Sie sind auch keiner, man muß sich dazuhalten."
Er erzählte umständlich, wie die seine auch fortgelaufen wäre, und wie er sie immer geholt und zusammengeprügelt und wie er darauf gehalten hat: Du gehörst hierher und fertig. Und die Weiber seien überhaupt nicht zu fragen, und man dürfe nichts darauf geben. Er sagte, es ist doch gleich, man weiß nicht, wanns ihnen gut geht.
Es traf sich, daß der Langer noch diesen Abend hinausgeworfen wurde.
Er stand draußen am Zaun und schrie gegen das Haus: „Er soll sie sich nur behalten, die läufige Marie. Ich find' andere. Die ist wohl was Feineres, gelt – für die großen Herrn. Ich hab

sie schon gesehn, neulich oben. Da kann sie lachen." Er warf Steine.
Weidlich fluchte und drohte. Die Marie saß verschüchtert am Herd und schwieg. Die Mutter machte immer wieder das Fenster zu, das Weidlich aufriß.
Egon kam und bat Ladwig, zu Frieda zu kommen.
Er streichelte sie, maß Egon mit kalten Blicken und ging nach kurzer Zeit wieder aus dem Zimmer.
In einem Winkel traf er später auf Marie.
Er dachte: warum ist sie so still, sie schreit nicht. Ihre Ruhe ist eine Macht. Sie ist bewegungslos. Man weiß nie, wie sie zu einem steht. Er wurde erregt. Es durchzuckte ihn das Gefühl, daß er sie jetzt nehmen könnte. Er wollte sie am Kinn fassen und etwas sagen, er blieb zu unsicher. Er faßte sie am Schenkel.
Aber Marie lief davon.

Egon fand es notwendig, noch in dieser Nacht seinen Koffer zu packen.
Ladwig saß in der Wohnstube gebückt am Tisch, als Egon sich verabschieden kam. Auf der Diele lagen noch die Steine. Durch die offenen Fenster zischelte Sturm, der die Nacht zerriß.
„Hast du ihr schon Adieu gesagt?" fragte Ladwig.
Egon bejahte.
Die beiden schwiegen eine Weile.
Ladwig hatte sich erhoben.
„Ja, dann geh' –" sagte er leise. Als der andere schwieg, setzte er hinzu: „Wir werden auch bald in die Stadt kommen. Der Wirt sagt, er rechnet auf Schnee."
Egon reichte die Hand hin, Ladwig griff zögernd zu.
„Besser ist es schon, ich gehe sofort."
„Ja, wie du meinst."
„Das klang so bitter –?" Egon sprach hastig und schien eine Erinnerung auszulöschen.
Der andere sagte kühl und wog jedes Wort ab: „Allerdings – ohne besondere Absicht. Das schon."
Wieder trat eine Pause ein.
Ladwig machte eine wegwerfende Handbewegung: „Viel haben wir ja uns nicht zu sagen."
Egon schien gequält. Er stieß hervor: „Von Frieda habe ich

wirklich gut Abschied genommen, schließlich hat dein Verstehen ihr wohlgetan. Sie klagte, daß du sie zu diesen Leuten gebracht hast."
Ladwig horchte auf, wehrte sich: „Warum sagst du mir das?" Nach einer Pause: „Ich hab' ihr völlig freie Wahl gelassen."
„Sie wollte mit etwas noch nicht recht heraus, vielleicht hat sie mir mehr –"
„Ich hätte allerdings von ihr erwartet –"
„Nun laß." Er zuckte die Achseln. „Wozu –? Wann werdet ihr also herunterkommen?"
Ladwig gab einen Widerstand auf, er sagte rasch: „In einigen Tagen", besann sich und setzte etwas schwankend hinzu: „Du hättest ruhig noch warten sollen."
Egon gewann Boden.
„Nein, wenn ich etwas erkannt habe –"
Da lachte Ladwig hell und schneidend, ein Lachen, das wie ein Strudel in sich zerging.
Egon blieb ungerührt. Er sagte mit einem flehenden Ton: „Ich mache keine Witze."
Ladwig schien befreit. „O, so sentimental – verzeihe also." Er reichte ihm die Hand. „Leb wohl."
Egon zögerte die Hand zu nehmen. Er sah an ihm vorbei, griff dann zu und sah ihm voll ins Gesicht: „Du – ich bitte dich, rufe mich nicht mehr. Ich kann nicht."
„Und früher?"
„Da war etwas, was vielleicht ein ganz wenig über dich hinaus wollte, aber jetzt weiß ich bestimmt –"
„Warum müssen wir uns so offen sehen, wo wir so gern zusammenbleiben möchten. Ich habe mich nach dir gesehnt."
„Weil du nur inmitten einer Fäulnis fühlen kannst." Es klang wund und bitter, wie eine Anklage.
Ladwig ging darauf ein. Nach einiger Überlegung sagte er gepreßt: „Nicht so. Es scheint doch, daß wir uns trennen müssen."
Aber Egon hörte nicht. „Ich habe dein Ringen gesehen. Und habe geglaubt, so fest wie auf Felsen, wenn er dein Bruder ist, so muß ich den Sieg haben. Aber dein Sieg ist nicht für mich."
Ladwig fühlte, wie er an dem andern zweifelte. Er sah sich zusammenfallen wie einen Aschenkegel.
Ich will dir glauben, dachte er. „Ich sehne mich danach, dir

zu glauben," und er sagte bittend: „Doch, doch, nur für dich. Ich bin dir entgegengekommen und du hast mich getreten. Ich habe dich geküßt, du hast gelacht. Du warst gegen mich, täglich, stündlich – und doch – will ich mit dir gehen."
Egon lächelte gequält: „Ja. So komm."
Ladwig achtete nicht darauf.
„Du weißt, wie ich diese Frau liebe. Ich fühle sie in meinem Blut. Aber oft denke ich – nur mit dir zusammen."
Egon schnitt eine Grimasse. „Belüge dich nicht." Er schien etwas abzuwehren.
Ladwig fuhr auf: „Nicht mich, aber etwas in mir, das ich nicht will, das ich niederzwingen muß. Sonst frißt es mich."
„Du wirst auch darüber hinwegkommen."
„Das weiß ich. Und das fault."
Die beiden Männer sahen scheu aneinander vorbei.
Endlich stieß Egon hervor: „Vielleicht muß ich dich immer verraten –"
Ladwig schwieg.
„Ja, alle deine Worte, deine Küsse – warum schlägst du mich – ich bin wie ein geprügelter Hund."
„Das glaube ich nicht." Ladwig sprach ernst, nachdenklich, als hätte er ein Ergebnis zu verkünden.
Egon schrie: „Du – ich habe sie nie benutzt." Und holte dann tief Atem.
Ladwig lächelte: „Weißt du das bestimmt?" Als wollte er sagen: Laß gut sein, geht es denn darum?
Egon blieb erregt.
„O, sie ist nicht krank, nur ich sehe sie so." Er ging einige Schritte auf und ab. Wie ein Verzweifelter.
Ladwig sagte: „Man muß sie einlullen. Sie will nicht das Kind."
Da blieb Egon vor ihm stehen und schrie: „Sie ist doch selbst zu dir gekommen –" Und Ladwig setzte kühl hinzu: "Und wird auch daran zugrunde gehen. Ich weiß das."
Egon fragte lauernd: „Empfindet sie das? –"
Aber Ladwig antwortete mit einem Ton, als wollte er sagen: lassen wir das, und ging langsam dem Ausgang zu: „Wenigstens habe ich es dir gesagt."
Sie schwiegen eine Zeitlang.
Dann wechselten sie einige gleichgültige Worte. Sie wunderten

sich, daß etwas um sie war, das sie eisern umklammerte und nicht loslassen wollte. Sie sahen sich manchmal verlegen an, und wünschten sich gegenseitig den Mut, ein Ende zu machen. Egon dachte: Welches Recht hat er, einen Fußtritt zu verlangen. Nein, mein Lieber. Ladwig fühlte die Anstrengungen des anderen sich wo anzuklammern und wollte entgegenkommen.
Während sie so sprachen, ging Marie mit einem Pack auf dem Rücken über die Wiesenhänge. Die Weidlichs standen am Zaun und schauten nach.
„Wenn sie vernünftig ist, kann sie sich schon ein paar Taler zurücklegen" und „Du gehst halt runter und siehst nach, tust ihr vielleicht was bringen, ja."
„Was läutet da?" fragte der andere. Egon sagte gezwungen: „Ich habe den Langer bestellt, der wartet vorn an der Kapelle. Weißt du, eigentlich hat ja der Alte, glaube ich, den Dienst. Nun ja, es trifft sich so." Es lag wie ein Flehen in den Worten, „bitte laß mich, gerade jetzt." –
„Hast du irgend etwas ausgemacht?"
„Natürlich. Man muß sich bei mir schnell entschließen. Er soll gleich mitfahren. Er wird schon was finden. Als Kutscher oder so was. Dieser Kerl da, der Renner, läßt ihn doch nicht ran, nicht?" Er sprach stoßweise und in voller Angst nach weiteren Fragen.
Er sah sich scheu um. „Also, wie gesagt, lieber Freund, komm bald. Auf Wiedersehen!"
„Auf Wiedersehen!"
Ladwig fror.
Er setzte sich wieder an den Tisch. Von draußen klappte die Zauntür zu.
Er dachte nicht daran, ob Egon sich umwenden und vielleicht noch einen Gruß rufen wollte.
Er fror.
Es war so, daß jetzt hätte wie früher zu Hause die Mutter kommen können und die Suppe auf den Tisch stellen. So, daß er seine Mutter haßte, weil sie vielleicht im Nebenzimmer hin und her lief und mit Menschen sprach, die er nicht kannte. Und sie würde gewiß nicht kommen, und wenn sie doch käme, würde es sein wie ein Wunder. Aber, er wird nicht gläubig niederknien, nein, gewiß nicht, sondern sein Gesicht verziehn und brummen oder bissig sein, vielleicht die Tür zuschlagen und mit dem Fuß

danach treten. Es fällt mir nicht ein, ewig zu sein, dachte er. Ich will nicht. Mich friert.
Dem hinzukommenden Weidlich sagte er: „Wir werden in den nächsten Tagen reisen, wir haben uns zwar auf den Schnee gefreut, aber es stört doch."
„Nu ja, manche ja nicht," antwortete der. Dann jammerte er über die Leute und auf niemanden sei Verlaß und der Langer hätte, wenn er gerade hätte wollen, bei ihm das Holz hacken können.
Er setzte sich zum Herd, zündete sich eine Pfeife an und nickte langsam ein.
Ladwig ging ins Nebenzimmer.
Frieda schlief.
Er ging auf und ab und weckte sie.
Sie richtete sich erschreckt auf und sah scheu und stechend zu ihm hin.
Sie erwartet Schläge, dachte er und unterdrückte ein wehes Gefühl.
Er setzte sich ans Bett und wollte sie streicheln.
„Gelt, du frierst," sagte er mit unsicherer Stimme.
Sie schüttelte den Kopf und wich zurück.
„Sieh mal, ich will sehen, daß du das Kind zu dir nehmen kannst. Oder ich kaufe dir ein Hundel," sagte er. „Wir wollen zu Leuten gehen, die still sind."
Ihre Züge glätteten sich. Sie schien, wenn auch widerwillig, einen Widerstand aufzugeben.
Ihn durchzuckte ein Gefühl des aufsteigenden Ekels.
Er fühlte, wie sie zitternd atmete.
Er fing ihren Kopf und drückte ihn in die Kissen.
Dann legte er sich zu ihr.

Jemand lief einem Schutzmann nach.
„Sie, hören sie mal –"
Der Schutzmann drehte sich langsam um und sah vor dem Café S. einen Knäuel Menschen. Stimmengewirr. „Man müßte sie totschlagen, so ein – das sollte mir passieren."
Der Schutzmann sah sich den Mann an und prägte sich eine Narbe ein, die links unten am Ohr begann und das Kinn entlang lief. Die Stimmen der Schlosser, Radfahrer, Familienväter wurden verworrener. Mädchen lachten.

Der Schutzmann musterte noch einmal den jungen Mann und schritt auf die Gruppe zu.
Etwas abseits stand Ladwig und hielt eine blutende Wunde am Auge mit dem Taschentuch bedeckt.
Frieda stand mitten unter den Leuten. Sie fand den Weg zu Ladwig versperrt und schrie: „Karl, meine Jacke, meine Jacke. Sie wollen mir etwas tun. Hilf mir doch, Karl."
Es war eine Jacke, die im Café in der Aufregung hängen geblieben war.
Ladwig fühlte, jetzt muß das Ende sein.
Der Schutzmann schrieb die Namen auf. Es blieb ihm manches unverständlich, er nahm Ladwig und Frieda zur Wache.
Frieda versuchte, sich an Ladwig heranzudrängen. Sie sagte öfters: „Du – bleib zurück," lachte gereizt, drohte mit einem Messer, schrie: „Warte nur," blieb dann wieder zurück und weinte, wenn der Schutzmann sie bat weiterzugehen.
Ich könnte ihr jetzt helfen, dachte Ladwig. Einfach mit ihr umkehren, was war auch weiter. Sie wird befreit sein, vielleicht eine Viertelsekunde. Immerhin. Seine Muskeln wurden straff, das Blut sickerte über die Wange. Ich darf nicht. Ich bin stärker. Es muß ein Ende sein. Sie will es.
Er war nicht sicher, daß sie nicht noch einmal mit dem Messer schlug. Er drehte sich fortwährend scheu um und lächelte nervös über die Menge, die hinter ihnen her lief.
Am Tor der Wache blieb der Schutzmann stehen, als ob er noch eine Erklärung erwartete.
Frieda stieß hervor: „Immer komm nur, komm." Sie drohte wieder mit irgendeinem Gegenstand.
Sie gingen hinein. Drinnen gab Ladwig mit stockender Stimme den Vorgang zu Protokoll. Er vermied es, bestimmte Angaben zu machen, gab seinen Worten den Unterton des Bedauerns und stellte alles möglichst harmlos hin.
Karl Ladwig schämte sich.
Frieda blieb in der Nähe der Tür stehen. Sie hielt die Mundwinkel hinuntergezogen, es fiel Ladwig auf, daß ihre Stirn schmal geworden war und schräg über dem Gesicht hing. Sie sah aus, wie ein Mensch, der unter dem Wissen, daß alles verloren ist, sich krümmt. Ohne Jammern, ohne Bitten, ohne Haß, ein Mensch, der darauf gewartet hat, und schreit: Nun laßt mich. Ich bin so.

Ladwig litt darunter wie unter einem Richterspruch, der ihn vernichtete. Er fühlte, daß er sich dagegen stemmen mußte mit einem ehernen zwingenden: Nein.
Sie unterbrach ihn fortwährend mit erregten Zwischenrufen. Sie nannte ihn einen verkommenen Menschen, erzählte diese und jene Urteile über ihn und verlangte eine Untersuchung, da er homosexuell sei.
Der Beamte lächelte freundlich. Er vergewisserte sich, daß kein Strafantrag gestellt wurde und entließ dann Ladwig mit Andeutungen von Vertragen, Entgegenkommen, Einsehen und so weiter. Er legte Wert darauf, daß beide getrennt das Zimmer verließen, und bat die Frau eine gewisse Zeit zu warten.
Draußen war Ladwig nahe daran umzusinken. Er ließ sich einen Verband machen, schleppte sich weiter durch endlose Straßen und setzte sich auf eine Bank, die mitten im Gewühl eines fiebrig erhitzten Verkehrs stand.
Es war spät Nachmittag.
Obwohl der Lärm flitzender Autos, ratternder Trams und der Tausende hastender Menschen gegen ihn anschlug, schien es ihm, als ob eine schwarze unendliche Flut langsam, unheimlich, schwer gegen ihn rollte und sich vorschob, ihn zitternd machte, dumpf brach und eine Leere zurückließ. Es schien, daß die Wagen in diesem Strom dahinkrochen und unzählige Fäuste sich anschickten, sie zurückzustoßen.
Die hellen Blusen der Mädchen stachen. Wie ein Stern zuckte eine Hoffnung auf und glitt hinüber. Immer wieder. Zehnmal. Hundertmal. Immer wieder.
Ihn befiel eine quälende Angst, Ringe schlossen sich enger und enger, er fühlte, wie sein Leben in dieser Frau verwurzelt war. Sie tötet mich, sie löscht mich aus, wenn unsere Gemeinschaft bricht. Ich muß feststehen. Eiserne Pfeiler aufrichten. Es ist gut, daß es kein Zurück mehr gibt.
Er wurde erregt. Er hätte aufspringen mögen, die Arme ausstrecken und rufen: Seht, ich, der ich mit euch allen glücklich war, werfe das weg! Ich fühle euch, liebe euch, alle, Freunde, Mädchen – lachen, weg! Ich baue ein Haus der Einsamkeit. Dann vielleicht – nein dann erst – bin ich frei. Und er hätte schluchzend hinzufügen wollen: ja?
Ladwig fuhr später durch die Straßen, aber die roten, weißen, grünen Lichter drückten ihn nieder.

Oho, wand er sich, der Kampf auf Leben und Tod. man muß die Freude zwingen.
Die Lichter warfen sich auf ihn, daß er aussteigen mußte.
Er ging in eine Destillation und trank viele Kognaks. Erst schweigend, dann lachend, dann mit vielen Reden.
Schließlich warf man ihn hinaus, entweder weil er fortwährend schluchzte, oder weil er die dicke Wirtin belästigte.
Auch weigerte er sich, seine Zeche zu zahlen.

Frieda lehnte sich gegen ihn auf.
Sie verfolgte ihn. Sie ließ ihn keine Stunde unbewacht, sie wollte wissen, was er sprach und warum. Sie drang in seine Gedanken ein. Es gelang ihr immer, sie aus ihm herauszuzerren, sie bat und schmeichelte. Es kam zu Szenen, sie nutzte aus, daß er log, sie sprach davon, ihn an Lotte zu verkuppeln, sie beschmutzte alle Erinnerungen. Sie wollte wieder ein Kind und ließ es sich abtreiben. Sie hatten untereinander eine Abmachung getroffen: jeder für sich. Allerdings hatte er hinzugesetzt, für ihn käme das nicht in Frage, er müßte sich erst Klarheit verschaffen. Überdies wäre er zu jedem Opfer bereit.
Er hatte damals eine erregte Aussprache erwartet, aber sie war stumm geblieben. Ohne Haß, hatte genickt, und ihn bittend angeschaut.
Er dachte sich manchmal, ich habe verpaßt, sie zu prügeln.
Er schnitt alle Möglichkeiten einer äußeren Ruhe ab. Entweder, daß er hoffte, sie aufzurütteln, meistens, weil er sich schämte.
Er trennte sich von allen Bekannten und suchte neue. Egon warf er hinaus, weil Frieda darum bat, und nannte ihn seinen einzigen wahrhaften Freund. Nur Ernst Möller kam noch häufiger.
Ladwig blieb zu allem gleichgültig. Er war müde. Er pflegte zu sagen, man darf nicht alles direkt nehmen. Er merkte nicht, ob Tage, Wochen oder Monate vergingen.
Einmal sah er in einem Lokal einen Hund. Ein kleines Mädchen spielte mit dem Tier. Es rief Harras, der Hund legte sich vor dem Kind nieder und wedelte. Das Mädchen schlug ihn mit einer Gerte über den Kopf und lachte. Harras rührte sich nicht. Es zupfte ihn an den Ohren. Harras schmiegte seinen Kopf an ihre Glieder. Das Mädchen kreischte vor Vergnügen und trat ihm auf den Schwanz. Ladwig stand auf und gab dem Kind eine

Ohrfeige. Da biß ihn der Hund in die Hand. Das Mädchen lief fort.
Später sah er Harras vor der Tür. Er stand angewurzelt, den Kopf schräg in die Luft und zitterte vor Kälte. Ladwig schlich scheu um ihn herum und begann an der nächsten Straßenkreuzung zu laufen.
Er jagte durch die Straßen. Er fühlte, wie die Menschen in ihren Häusern saßen, um Tische herum, sich ansahen. Er blieb in einem dunklen Torweg stehen und hielt sich die Ohren zu. Meine Augen sind wie Gewichte, sagte er. Er sah sie auf- und niedersteigen und bluten.

Frieda jammerte: „Bleib doch bei mir." Sie hatte in Ernst Möller einen Freund, der ihn verfolgte.
Da Ladwig wenig verdiente, kamen Nahrungssorgen.
Er starrte in ihr Gesicht, wenn sie abends nach Haus kam und durchforschte jeden Zug.
Er fühlte jetzt deutlich, wie sie unter der Last seiner qualvollen Angst zappelte, und weidete sich daran.
„Jetzt muß bald meine Zeitung kommen," sagte er. „Nur aushalten. Ruhig bleiben. Nicht eingehen."
Er sah, wie ihre Augen welk wurden. Um ihre Mundwinkel kreiste eine Lüge. Sie ist so schleimig, fühlte er.
Er hielt oft die Hände krampfhaft in den Taschen und wehrte sich. Nur jetzt nicht zuschlagen, sagte er sich, das muß runtergefressen werden.
Etwas Drohendes, Unheimliches lastete auf ihm. Er gab sich keine Mühe mehr, dagegen anzukämpfen.
Er sah sich beschmutzt, etwas umgab ihn, das sich eingrub, faulte, spitze Finger, Schleim, eine Fresse, Knochen, die so langweilig waren, so fremd.
Hinter ihm hämmerte eine Trauer.
Er ging in die Tanzlokale der Vorstädte. Er sah Mädchen, die ihn ansprachen, seinen Arm nahmen, oder vom Nebentisch herüberwinkten. Immer mußte er an die anderen denken, er fühlte das Zittern betrogener Liebhaber, wurde scheu und empfand Ekel.
Es war nicht der Schmutz, den er suchte, von dem er träumte, daß er ihn freimachen könnte.
Es wird alles geordnet sein, fühlte er.

Mitten im Tanze konnte er stehen bleiben, die Schultern hochgezogen, mit stierem Blick, dann hinausschleichen und nach Haus laufen. Er sah, wie eine blonde Frau im Gewühl eines Warenhauses stand. Voller Schreie, die wie Pfeile stachen, wankend, bettelnd, warum denn nur, warum muß ich denn, einen Rayonchef anlächelte und nach winzigem lächerlichen Tand griff, dürstend, jammernd, gewalttätig.
In den Toiletten eines Restaurants ohrfeigte Herr P. einen jungen Menschen.
Der Jüngere sagte: „Sie Affe."
Herr P.: „Lausejunge."
Dann schritten sie ins Lokal und hinaus. Herr P. rechts, der junge links.
Frieda saß allein.
Sie nestelte an ihrem Hut und sah etwas unruhig auf den Kellner.
Sie schien sich zu fragen, wird er, oder wird er nicht –
Einige Herren am Nebentisch hatten sich erhoben.
Da betraten Ernst Möller und Ladwig das Lokal.
Frieda lief ihnen entgegen, wurde dann am Tisch sehr still und schaute Ladwig an.
Ernst Möller sprach nervös etwas über Freiheit, Liebe, Welt und Verstehen.
Ladwig machte einige zynische Bemerkungen.
Frieda sagte: „Wie sprichst du" – und mit sanftem Vorwurf: „Karl, was habe ich dir denn getan, finde dich doch."
Ladwig zog eine Grimasse. Möller blieb stumm.
„Ich weiß ja, daß du leiden mußt. Hab doch Hoffnung."
Ladwig schrak zusammen.
Er sah sie an.
Ihre Stimme war voll und schwingend. Ihre Augen leuchteten hinter Schleiern. Sie war schön. Die, vor der er kniete. Er fühlte Tränen aufsteigen, es löste sich. Eine Erschütterung brach an.
Ernst Möller saß in dumpfem Schweigen.
Da legte sie Ladwig die Hand auf den Arm, wollte sprechen.
Ladwig schrie: „Laß das."
Sie zuckte wie unter einem Peitschenhieb.
Was war das, schoß es in Ladwig auf. Er versank in einen Abgrund, eine unsagbare Angst erfaßte ihn, dann stotterte er: „So geht das nicht. Du wirst Rücksicht nehmen müssen."
Er machte ein überlegenes Gesicht.

Sie antwortete nicht.
Nach einer Weile sagte Möller etwas.
Frieda lachte am Nebentisch.
Ladwig fragte boshaft: „Du hast hier Bekannte –?"
„Wenn ich sie alle anstecken könnte, das Gesindel, die Schweine."
Sie lachte kreischend. Ihr Blick wurde flackernd.
Ladwig lächelte hilflos zu Möller.
„Ja, dich," schrie sie, „gerade dich, du –"
Man wurde aufmerksam. Welche lachten. Stühle wurden gerückt.
Der Kellner forderte auf ...

Der helle Tag war in Ladwigs Zimmer geschlichen. Es klopfte.
Ladwig erhob sich und knurrte: „Was willst du – du hast hier nichts mehr zu suchen."
Von draußen bettelte eine Stimme: „Karl, mach doch auf," wurde fordernd: „Mach doch auf."
Ladwig antwortete nicht.
Sie will mich bedrohen, dachte er, sie hat hier wirklich nichts mehr zu suchen. Es ist langweilig. Er zog sich rasch an.
Sie klopfte stärker. Sie trat mit den Füßen gegen die Tür.
„Ich laß dich nicht hinein," höhnte Ludwig. „Tue was du willst."
Er ging unruhig hin und her.
„Wozu – was willst du denn?"
Jetzt schwieg Frieda. Dann klopfte sie wieder leise und wiederholte mechanisch: „Mach doch auf." Nach einer Weile: „Ich habe dir nur etwas zu sagen."
„Sag es doch so –"
„Karl – bitte –" es lag etwas ausgeglichen Kaltes in ihrer Stimme.
Ladwig überlegte. Für einen Augenblick durchzuckte ihn eine Angst, daß etwas in seinem Plan schon zu spät sei. Was ist geschehen, quälte er sich. Er wußte, sie wird weiterdrängen, es wird ein Skandal werden. Er schwankte, da es gleichgültig wäre, alle Hausbewohner kannten sein Leben mit dieser Frau.
Aber er schloß auf.
Sie kam mit wiegenden Schritten ins Zimmer und sah scheu über ihn hinweg.

„Geld habe ich keins," sagte Ladwig. Er war mit dem Rücken gegen die Tür stehen geblieben.
Sie setzte sich auf den Bettrand und schien nachzudenken.
„Ich finde, daß wir uns nichts zu sagen haben." Er wippte nervös mit dem Fuß.
„Hör mal, wir können uns ja ruhig aussprechen. Neulich sagte mir Möller, du und Lotte würden gut zusammenpassen." Sie sah ihn lauernd an: „Wie?"
„Erspare dir deine Reden," stieß er hervor.
„Nun, ich meine" – sie ließ sich nicht beirren – „Lotte meint es doch sehr gut mit dir."
Ladwig fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg.
„Was willst du denn damit, he? Was geht mich überhaupt diese Frau an – merkwürdig." Er machte einen Schritt auf Frieda zu, als ob er sie schlagen wollte.
„Sieh mal, wie du gleich aufgeregt bist." Sie sprach ganz leise, schien völlig unbeteiligt. Sie sah ihm offen ins Gesicht.
Ladwig rang einen Schrei hinunter. Er keuchte. Sein Gesicht war krampfhaft verzerrt.
„Laß mich doch in Ruh'," schrie er. Dann lachte er gereizt. „Ich weiß schon, wo du hinaus willst."
Sie sagte ruhig: „Du bist doch noch ein rechtes Kind," und lächelte.
Er hätte blindwütig sie erdrosseln mögen, er fühlte, wie etwas um ihn herum ihn einengte, lähmte, fesselte. Er brachte kein Wort heraus.
Ein boshafter Zug kam um seine Mundwinkel.
Sie sagte vorwurfsvoll: „Wer sich zu sehr schmiegt, immer noch viel weniger kriegt. Vielleicht habe ich dich von mir gestoßen" – sie sah ihn wieder lauernd an – „du tust mir sehr weh."
Ladwig erwartete, daß Frieda jetzt laut lachen würde. Ihre gleichgültige monotone Stimme fraß sich in ihn hinein. Ihr Gesicht schien erstarrt. Er zitterte vor Haß und Ekel. Er wollte sie mit der Faust ins Gesicht schlagen.
Er stieß hervor: „Ich weiß gar nicht, was du sprichst." Dann lauter: „Ich dich gequält?" Er schrie: „O, du willst mich vernichten, du hast mir alles genommen, du – du." Er umkrallte ihr Handgelenk: „Ich will es dir zeigen –"
Sie sagte ganz ruhig: „Karl – rühre mich nicht an, es ist doch so häßlich." Sie sah an ihm vorbei.

Er stand wie gelähmt, er war zusammengeknickt. Die Augen waren weit aufgerissen.
„Können wir uns denn nicht vertragen," setzte sie leise hinzu. „Allerdings habe ja ich dich gesucht."
„Ich glaube dir nicht mehr," schrie er, „du Luder." Die Erinnerung zuckte auf, daß er ruhig bleiben müsse. Er wollte sie kommen lassen, sie sollte ihn bitten. Es lebte ja eine Sehnsucht in ihm, eine Hoffnung. Er suchte nach Worten.
Sie lächelte.
„Sprich nicht so. Für wen habe ich denn alles getan? Ich kann doch keinem gehören. Wie du doch blind bist."
„Ich will dieses Leben nicht mehr," sagte er fest. Er empfand, daß er log, und suchte seine Unruhe zu verbergen.
„Siehst du, du hast nie mit mir gesprochen, wie du dir unser Leben denkst." Ihre Stimme klang noch immer schleppend, gleichgültig. Als ob sie mit jemandem sprach, der hinter ihr stand.
Er wand sich unter ihren Worten. Der Haß wuchs in ihm.
„Bin ich denn so viel schlechter als Lotte? – Karl, ich kann dich nicht halten, ich bin zu schwach und krank."
Sie gab sich einen Ruck und sah zum Fenster hinaus. „Aber wenn du gehen willst, so geh'."
Da fühlte Ladwig sich zusammenbrechen. Er stand mit geballten Fäusten und schrie: „So also sprichst du. Ich habe dir gesagt, daß ich Lotte nicht mag, alles habe ich für dich getan. Ich habe dir gesagt, daß, wenn ich noch jemanden lieben würde, diese Liebe so rein ist, daß ich sie nur mit dir zusammen haben kann. Ich lebe ja nur für dich." Er lachte verzweifelt.
„Ich hoffte, du hättest nur mich geliebt. Ich habe geglaubt, daß du mich retten kannst."
„O – bist du dreckig!"
„Du weißt nichts anderes." Die Worte zitterten nach und brachen kurz ab. Ein Widerstand bereitete sich vor.
Ladwig rang nach einer Antwort. Sie tut mir unrecht, dachte er, wie sie mich wenig kennt. Aber es ist gut so. Ich finde auch so meinen Weg. Er sagte tonlos: „Wenn du mir gefolgt wärest – ich habe immer das Beste gewollt – und es ist ja auch jetzt nicht zu spät." Er hätte schreien mögen: Verflucht, laß mich frei. Helft mir.
Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Karl. Du bist nicht stark genug."
Er verstand nicht. Er empfand eine quälende Leere. Er gab sich auf. Er überließ sich willenlos dem, was sie sagte, und wartete auf das Ende. Von draußen hörte man, wie die Leute vorbeigingen. Er fühlte, wie er sich nicht traute zu fragen, was soll nun werden.
„Warum haßt du mich denn?"
„Wer haßt dich?"
„Aber Karl" – sie verzog ihr Gesicht zu einem schwachen Lächeln.
Es schien sich etwas zu lösen.
Ladwig merkte, wie das Zimmer freundlicher wurde. Eine Befreiung brach an.
Er atmete erleichtert auf.
Im Innersten bohrte etwas, suchte nach einem Zusammenhang, wehrte sich. Aber er setzte sich zu ihr hin, nahm ihre Hand und wollte sie streicheln. Seine Bewegungen waren hastig, wie verfolgt, ängstlich und drängend.
Sie entzog ihm die Hand.
„Sieh mal, die arme glückliche Erna hast du doch auch geliebt."
Sie sah zu ihm auf.
„Was für eine Erna –"
„Ich habe neulich ein altes Tagebuch von dir gefunden. Du mußt damals noch sehr jung gewesen sein und sehr rein."
Ladwig sah sie mit verstörten Blicken an.
Frieda zog ein Papier aus der Tasche.
„Siehst du, das schriebst du mir damals, da steht: Du bist ja so treu und so gut zu mir. Wie wohl die Erinnerung daran tut. Ich habe so gar keine Angst, daß du im Zorn von mir gegangen sein könntest. Ich fühle mich so frei und glücklich. Ist es mir doch, als ob dein Körper mich umgibt, so warm und weich. Weißt du, ich werde nicht mehr lange leben. Ich fühle es, wie es langsam um mein Gehirn herumschleicht, etwas unsagbar Großes und Schwarzes, das schon die Krallen ausstreckt zum Zupacken. Ich kann dir nichts geben. Ich bin krank – du – ich warne dich. Aber lieben will ich dich, verehren wie ein Marienbild, mit meinen müden Stelzen dir nachhinken, wohin es auch immer sei. Wenn ich auch unterwegs liegen bleibe. Das schadet nichts. Ich will mich vor dir erniedrigen, zerfleischen.

Damals warst du rein. Würdest du das heute noch schreiben? –"
Ladwig war aufgesprungen und schrie: „Was soll das –" flehte: „Frieda, wie sprichst du denn, laß doch gut sein –"
Frieda verzog keine Miene. Sie drehte das Blatt um.
„Und hier steht: Wie ein reudiger Hund will ich winseln, meine Larve werde ich in den Schmutz stecken, mich verpesten lassen, damit du nicht später in Reue etwa sagst, du hättest dich erniedrigt. Nein, laß es mich doch tun. Dein Weg soll licht und frei bleiben. Meine kurze Strecke kann ruhig besudelt werden. Oder: Ich will immer bei dir bleiben. Ich bin noch so dumm, gelt? Ich kann dich nicht verstehen. Laß nur alles wieder gut sein. Kommt es denn auf mich an?"
Der Ausdruck ihrer Stimme blieb immer gleich. Sie las stockend und schien in Erinnerungen versunken.
Ladwig lief im Zimmer hin und her. Er zitterte.
„Damals habe ich noch gehofft" – sagte Frieda leise. Aber es war ein Urteil. Ihre Stimme blieb bewegungslos.
Plötzlich belebten sich ihre Züge, die Worte klangen rissig, wurden flackernd, stießen spitz: „Ich habe solche Angst gehabt um dich. Man wird dich mir nehmen. Du hast vielen Menschen die Hand gegeben. Ich bin immer hinter dir hergehetzt." Sie versank wieder in ihre Starrheit. „Ich kann dich nicht halten."
Ladwig schrie ihren Namen, er stürzte zu ihr hin und legte den Kopf an ihre Brust.
„Du – wir gehören doch zusammen. Laß uns doch wieder anfangen, von neuem aufbauen. Ich will ja alles tun."
„Mein Junge, mein armer lieber Junge."
„Du – Frieda, es wird ja alles gut werden."
„Du kannst mir nicht mehr helfen."
Er wollte antworten.
„Siehst du, ich bin doch krank."
Ladwig wollte ihr Haar streicheln. Sie wehrte ab.
„Ich habe es dir damals nicht gesagt. Es war schlecht von mir. Ich fürchtete dich zu verlieren und die Angst – neulich habe ich mich wieder untersuchen lassen."
Ladwig richtete sich auf, er nahm nichts an.
„Siehst du, ich bin wirklich krank, schon seit sieben Jahren."
Er antwortete nicht und sah starr vor sich hin.
„Du hättest es am Kind sehen können. Ich habe Tage erlebt,

wo ich es erwürgen wollte. Ich fand neulich dein altes Tagebuch – mir hat niemand geholfen, es wäre so leicht gewesen."
Ladwig sagte mechanisch: „Ja." Er fühlte, wie er mitten durchriß. Es stieg etwas in ihm auf, das kalt und hart war, zweifelte, lachen wollte. Es stürzte zusammen, zerflatterte, drängte hinaus auf die Straße, stieß sich an den Wänden und quälte.
Warum lügt sie so, wollte er rufen – er erschrak, als er ihr Gesicht sah. Es war fieberrot und aufgedunsen. Die Augen wurden rund und füllten sich mit Tränen.
Ladwig zitterte. Ich will hinaus, schoß es in ihm auf. Ich will fort, ich will allein sein.
Aber noch ehe sie seine Hand faßte, zwang er sich. Er setzte sich wieder zu ihr.
Er sagte wie geschäftsmäßig etwas, daß jede Krankheit gewollt ist, sie solle Mut haben, er machte Vorschläge, er ließ sich die Wangen streicheln, er sah ihr ruhig in die Augen.
Er zwang ihren lauernden Blick zu Boden.
Er fühlte sich wichtig.
Frieda weinte nicht. Es schien, daß sie schmeicheln wollte: Wen hab' ich denn sonst – die Worte erstarben auf den Lippen.
Er hatte den Eindruck, daß sie auflebte.
Sie weinte nicht. Der Blick wurde unruhig. Um die Mundwinkel zuckte ein bitteres Lächeln.
Ladwig ging wieder im Zimmer auf und ab und schmiedete Pläne, einen nach dem anderen. Er fragte leichthin dies und jenes.
Er riß das Fenster auf.
„Es wird alles gut werden," schloß er.
Frieda sah nach dem schmalen Stück Himmel, der über den Häusern hing. Sie schien völlig verändert. Sie sieht so fraulich aus, dachte er.
Sie sah später vom Fenster, wie Ladwig die Straße entlang ging und winkte hinab, wie ein gefangener Vogel, scheu, mit einem ersterbenden Lächeln.
Dann gähnte sie.

Ladwig nahm noch einmal alle Kraft zusammen, um in sein Leben Ordnung zu bringen. Er litt darunter. Ich habe mit der Ordnung nichts zu tun, sagte er sich, sie tötet mich. Sie ist der Eisenhammer, der täglich, stündlich auf mich niederschlägt.

Immer, wenn es so in ihm zerrte und zog, sich aufbäumte, sog er wie ein köstliches Getränk, wild beruhigend, einschläfernd die Gewißheit ein, daß er eine Mission hatte.
Obwohl die Rücksicht auf Frieda in allem, was er unternahm, das Maßgebende war, sprach er wenig mit ihr.
Er entwarf Pläne mit einer Sicherheit, daß sie sich anfangs willenlos ihm fügte.
Und doch standen sie sich feindlich gegenüber.
Er fühlte sich von ihr in jeder seiner Bewegungen belauscht. Er lehnte sich nicht dagegen auf, sondern empfand es als Beruhigung. Nach außen zeigte er sich gleichgültig.
Aber er fand auch keine Übereinstimmung mehr mit ihr. Er hielt sich von ihr zurück und sprach davon, daß er ihr die Möglichkeit geben müßte, frei zu entscheiden. „Ich bin stark genug, dir das Opfer zu bringen, du wirst später von mir gehen."
Er wiederholte es so oft, daß es zu Szenen kam.
Sie geht darauf aus, jede Freude zu zerstören, fühlte er. Immerhin, ich suche ja keine.
Seine geschäftlichen Maßnahmen hatten wenig Erfolg. Er scheute vor keinem Mittel zurück. Es wurden Anzeigen erstattet, so daß er gezwungen war, öfter seine Wohnung zu wechseln. Es wurde ein Zufall, daß er noch in Freiheit blieb.
In vielen Dingen sprang Möller für ihn ein. „Man muß vor allem für dich etwas tun," sagte Möller.
So vergingen Monate.
Die Szenen wurden wieder häufiger.
Frieda hatte sich völlig verändert. Sie schien von einem Fieber befreit und war zusammengebrochen. Ihr Blick blieb gleichbleibend stier, das Gesicht war eingefallen und spitz, die Glieder wurden welk.
Ladwig wußte nicht, daß sie in den Nächten weinte.
Er hörte einmal, wie sie mit einer Kette sprach, die sie um den Hals trug. Er empfand es, als ob sie sich ihm entziehn wollte. Er wußte nichts dazu zu sagen, aber es quälte ihn. Er litt unter einer dumpfen Angst. Er zerriß die Kette.
Er schlug mit der Faust auf Tische, Decken, Bilder, die sie streichelte. Er hatte das Gefühl, ich muß alles anspucken, auf das sie sieht. Nur so kann ich sie freimachen. Sie sucht Auswege.

Sie versuchte sich von ihm zu trennen. Es waren da Frauen, die sie aufnahmen. Es hatte sich geradezu eine Partei gebildet, die sie von ihm wegziehen wollte. Aber diese Frauen wollten plumpe Wahrheit. Sie wurde belauert und dann verstoßen. Die Frauen sagten: Der oder mich.
Auch in den Tagen, wo sie nicht bei ihm war, belauerte sie jeden seiner Schritte. Sie trafen sich immer wieder auf halbem Wege zueinander.
Einmal äußerte Frieda den Wunsch, das Kind zu sehen. Sie fuhr hin.
Ladwig hörte dann, daß sie dem Kinde fremd gegenübergetreten war. Sie hatte ihm scheu die Hand gegeben, die Augen zusammengekniffen. Sie hatte sich immer nach dem Kindermädchen umgeblickt. Aber das Mädchen war auf besondere Anweisung im Zimmer geblieben. Sie war noch denselben Tag wieder weggefahren.
Ladwig hatte den Eindruck, daß dieser Besuch einen schlechten Einfluß ausüben mußte, und er ärgerte sich, daß sie beruhigt schien und seltsam weich von dem Kinde sprach. Es war so gar kein Haß in ihr. Sie belügt mich, dachte er. Ich muß schärfer aufpassen.
Es kam jetzt täglich zu lärmenden Auftritten. Sie schlugen sich. Er fühlte sich ihren Antworten nicht mehr gewachsen. Er schlug roh zu, drückte sie gegen die Wand, und starrte sie mit einer verzerrten Grimasse an – bis sie still war.
Auf der Straße ging er dann gebückt. Er hatte immer Angst, daß sie von hinten ihn fassen und niederschlagen würde.
Er wußte nicht, daß sie zu Hause lag, in die Kissen gewühlt, mit den Füßen um sich schlug. Sie hatte keine Tränen mehr. Man hätte eher den Eindruck haben können, daß sie sich vor Lachen schüttelte. Es war alles ausgehöhlt und sengend.
Sie schrie um Hilfe.
Sie las seine früheren Briefe und streichelte sie. Sie gab den Stühlen seinen Namen, und schritt um sie herum, kniete nieder und küßte sie.
Wenn er dann nach Hause kam, saß sie in einer Ecke, bösartig und vergrämt.
Nur einmal ging Ladwig auf sie zu und streichelte sie. Sie zuckte zusammen und wich zurück. Aber in ihren Bewegungen lag etwas, daß Ladwig aufschauen und eine Rührung niederzwingen

mußte. Er dachte dann weiter nicht mehr daran.
Er gestand sich, daß er ihren Szenen nicht mehr auswich, ja, daß er sie häufig veranlaßte. So kommen wir zu einer Klarheit, tröstete er sich.
Sie verlangte nach ihm, und er gab sich ihr, erst unsicher, dann mechanisch, mit einer leisen Verachtung. Sie kann sich nicht zwingen, dachte er. Ich wüßte für sie wirklich Besseres. Aber es stieg dann immer etwas in ihm auf, das diese Gedanken wegstieß. Er sah sich blutend, niedergehalten. Ich muß verrecken, fühlte er, ich kann die Probe nicht bestehen.
Er warf dann alle Maßnahmen um, erniedrigte sich, klagte sich an und sah nicht auf, da er fürchtete, sie würde boshaft lachen. Er wollte es nicht sehen, aber er nahm es hin.
So sah er nicht, daß ihre Züge weich wurden, eine Sehnsucht wurde frei, stieg auf. Es war immer wie eine Bitte um einen letzten Händedruck und daß es ihr erlaubt wäre, zu danken. Alles das sah er nicht.
An einem dieser Tage fuhren sie ans Meer. Die Minuten leuchteten. Er litt. Nur nicht daran denken, fühlte er. Es gibt doch keinen Weg.
Sie kam ihm entgegen. Sie brach unter der sich empordrängenden Hoffnung zusammen. Es kam wieder zu Szenen.
Dann sagte sie: „Ich will fort. Das Meer hat Augen. Ich kann nicht mehr die Sonne sehen." Es war wieder einmal, daß er sie weinen sah.
Sie setzte leise hinzu: „Weißt du denn, wie das ist?"
Er wollte sie zwingen, zu bleiben. Hier kommt es darauf an, ich muß ihren Trotz brechen. Er redete auf sie ein, er sprach von ihrer Gesundheit. Sie sagte nur: „Warum hast du es dazu kommen lassen," und setzte seinen Bemühungen hartnäckigen Widerstand entgegen. Er fühlte, daß er jetzt nicht nachgeben dürfe. Er sah deutlich, daß es eigentlich um sein Leben ging. Er hatte wirklich den Auftritt heraufbeschworen. Aber der Wirt entschied. Er warf sie hinaus. Denn er konnte nicht dulden, daß seine anderen Gäste durch den fortwährenden Zank und Streit belästigt wurden.

Karl Ladwig sah einen Weg vor sich, der zwischen hohen steilen Wänden lief und zusehends enger wurde. Er hatte sein Leben auf eine Mission gestellt und konnte nicht mehr zurück. Frieda

kämpfte dagegen an. Es endete in allem doch immer so, daß seine Pläne durchkreuzt wurden.
Er schloß sich jetzt enger an Möller an.
Ernst Möller erschien ihm stark und skrupellos. Als er ihm eines Tages erzählte, wie sehr er sich vor dem Blitz fürchtete, sagte Möller kühl: „Da kannst du ganz ruhig sein, den Gefallen tut er dir nicht."
Das nahm ihm Frieda gegenüber den letzten Rest von Sicherheit. Er ertappte sich dabei, wie er damit rechnete, zusammenzubrechen, zucken und aufschlagen, die Glieder verrenken, sich strecken, und er hoffte, daß in diesem Strecken noch einmal alle Ruhe und alles Glück ihm zufiel. Dann wollte er eisern stehen und stützen, er hatte seinen Teil.
Er beneidete Ernst Möller. Er sah, wie dieser mit Lotte ein Leben führte, das kalt und doch nicht ohne Glück war.
Ladwig gab sich alle Mühe, Frieda dieser Frau näher zu bringen.
Frieda wehrte sich.
Sie sagte: „Ich hasse alle Frauen. Ich möchte ein Mann, und homosexuell sein." Lotte blieb entgegenkommend. Sie erwies immer neue Aufmerksamkeiten.
Es wunderte Ladwig, daß er diese gegen Möller gerichtet fand. Lotte sprach manchmal über Möller. „Er ist zu feinfühlend, seine Macht liegt im Verbergen. Er wird dir gefährlich sein," sagte sie zu Ladwig. Sie nannte Ladwig einen eingeschüchterten Waisenknaben.
Frieda litt unter großen Schmerzen. Es kamen Tage, wo sie an die Chaiselongue gefesselt blieb. Sie konnte dann plötzlich aufspringen, durch die Straßen laufen, Ladwig immer nebenher. Er dachte: Wieder eine Möglichkeit weniger. Es stieg ein Haß in ihm auf, der ihn zerriß. Er schrie sie an, drohte, stieß sie nach Haus.
Er fand keinen Weg mehr zu ihr.
Ernst Möller kam und wollte vermitteln. Er redete zu Frieda mit leiser Stimme, überlegen, väterlich – mit Ladwig leichthin, mit dem Unterton eines geheimen Einverständnisses.
Für Ladwig war eine neue Hoffnung.
Da beschwor ihn Frieda, Ernst Möller die Tür zu weisen. Sie warf sich vor ihm auf die Knie und bat.
Ladwig konnte keinen Zusammenhang finden.

Aber ihr Blick war frei und offen. Sie flehte: „Siehst du, so hast du gekniet, als ich von dir gehen wollte, und ich blieb – tue es mir zuliebe, dieses eine Mal noch, bitte, bitte –" In ihrer Stimme zitterte eine Angst, die seine Gleichgültigkeit niederzwang. Es war die Stimme, die noch fern in seinem Blute nachklang, alles, was er fühlte, war in dieser Stimme verankert, und er hatte sie so lange nicht mehr gehört.
Er unterlag.
Sie saßen dann aneinander geschmiegt und zitterten. Es war längst wieder eine Wand zwischen ihnen, sie sahen vor sich hin, müde, traurig, mit einem Schimmer von Geborgensein.

Sie lebten einige Wochen völlig allein.
Sie ist schleimig, fühlte er, sie keucht um ihr Leben, sie schwitzt, pfui Teufel.
Frieda blieb ruhig. Sie hatte einen schweren Atem, sie belauerte ihn. Wenn er sich wegwandte, sah sie lange mit großen stieren Augen ihm nach.
Plötzlich schien sie aufzuleben.
Sie ging in Gesellschaften und blieb die Nächte aus.
Ladwig wanderte diese Nächte im Zimmer hin und her. Er merkte, wie ihre Bewegungen starr wurden. Er konnte nicht sprechen, keine Gedanken fassen. Er fühlte, wie ihm die Kraft schwand, sich zu behaupten. Er wagte nicht mehr sie zu berühren.
Da lief er zu Lotte.
Außer dem Haus wurde er ein völlig anderer. Er sah verstört aus, unstet, eingefallen, schien betrunken.
Er verteidigte Frieda. Er trat überschwenglich für sie ein.
Lotte sagte zu allem ja.
Dann zog sie ihn zu sich, streichelte ihn und sagte leise: „Ich habe auf dich gewartet, willst du mich nicht?"
Er erschrak. Er fiel in einen Abgrund. Er wurde völlig willenlos.
Was will sie von mir, zitterte es in ihm.
Aber sie ließ ihn nicht mehr.
„Ich habe so lange auf dich gewartet und du bist nicht gekommen –"
Sie küßte ihn und zwang ihn zu sich.

Ladwig fieberte.
Er sah Frieda und zu spät. Seine Glieder waren schwer, zogen ihn nieder.
Er schleppte sich weiter.
Um ihn herum waren Lichter, alles war dunkel, eine Dämmerung lächelte, aber er kam nicht mehr hinaus, griff ins Leere.
Um ihn herum waren Menschen, Hunde – dreckige, die sie niedergebrochen hatten. Irgendwo, irgendwann.
Er stand gefesselt, gelähmt. Er tat nichts, er stand nicht auf und schrie: Hier – kommt, Hilfe! Kameraden!
Er tat nichts.
Dieser Hund lebte. Irgendwo lief er. Tausende leben hier um ihn herum. Er tat nichts – Kameraden!
Er schleppte sich weiter.
Die Sonne war um ihn. Er durfte nicht zufassen, er durfte nicht trinken, weißt du, wie das ist, hörte er.
„Es nutzt nichts, daß man mir hilft," schrie er.
Es war niemand, der ihn hörte, und niemand, der ihm antworten konnte.
Frieda – Lotte, es war, daß die Lichter ihn stachen. Alle Hoffnung schlug zusammen, schrie in ihm, klirrte.
Er fiel hin, schleppte sich weiter, wußte, daß keiner ihm helfen konnte, bohrte sich ein, lachte gereizt, fühlte sich stark und sicher.

Es waren einige Tage vergangen, als Karl Ladwig eine Nacht im Zimmer wachte und wartete.
Er saß bewegungslos.
Es wurde hell.
Gegen sieben Uhr kam Frieda die Treppe hinauf.
Sie blieb auf jeder Stufe stehen.
Sie probierte am Schloß, seufzte, probierte weiter, tastete mit der Hand die Tür entlang, probierte und schloß sehr langsam auf.
Sie blieb vielleicht zwei Minuten im Korridor stehen.
Ladwig starrte nach der Tür.
Frieda trat ein, prallte zurück und tat einen Schrei. Dieser Schrei rief. Dieser Schrei riß. Dieser Schrei schrie.
Ladwig stürzte zu ihr hin, umkrallte ihren Hals. Sie schwitzt, das Aas, schrie er.

Sie fielen beide zu Boden.
Er schlug ihren Kopf auf.
Sie wehrte sich nicht.
Sie schrie nicht.
Sie sah ihn ruhig und ernst an.
Bis sie erzitterte und die Augen schloß.

Karl Ladwig hatte einen moralischen Erfolg.
Die Tagesblätter nahmen sich seiner an. Es wurde wirklich eine Sensation: Das Martyrium eines Mannes. Psychiater marschierten auf.
Herr Kunze las seiner Gattin den Fall vor, sagte: „Siehste, so kommts," und lachte fett. Tausend Ehen wurden wieder zusammengekittet. Welche, die an der Freiheit experimentierten, ließen es sein.
Der Prozeß bewies unter gütiger Mitwirkung von Caféhauskellnern, Portiers, zwei Medizinalräten und einer Prostituierten, daß dies alles nicht so ernst zu nehmen war. Na also.
Aber das Etwas, das in der Sehnsucht aller Menschen ist, und in manchem drängt und züngelt, schritt gegen die Tür, hinter der Karl Ladwig war, und erschrak, als es Leute in Uniformen sah, denn die mochte es nicht leiden und ging traurig wieder fort, denn Karl Ladwig hatte es gerufen, und es wollte ihn trösten und glücklich machen.
Als es betrübt an der Tür des hohen grauen Hauses stand und sich umsah, riefen auf einmal von allen Seiten tausend Stimmen, da richtete es sich auf und wuchs und gab jedem ein gutes Wort und ein frohes Lachen.
Und es wird wachsen über die Stadt und das Land und die Welt, und es wird alle, die nicht den Glauben haben, verdorren lassen.

Sophie /
Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman

„Ich bin froh, daß die historischen Mauern von Konstantinopel jetzt eingerissen werden. Überhaupt soll man die Wälder um die großen Städte niederbrennen, damit die Bürger nicht darinnen spazieren gehen."
Sophie mochte vor nicht langer Zeit zusammengesunken sein. Sie lehnte gekrümmt an der Wand. Die Augen waren flackernd. Schluckten den langen blauen Fenstervorhang – stier. Sie sprach schwäbischen Dialekt, etwas zögernd.
Der Strumpf einer Gaslampe zerfiel. Knatternd. Schon sehr lange.
Es quälte Sophie, daß draußen vielleicht heller Tag war. Das ganze Haus schien sich zu heben. Ab und zu dachte sie, es regnet. Geräusche wurden lang hingezogen, eintönig, und zitterten, ehe sie kurz brachen.
Sophie rutschte mit einem Fuße aus. Als ob sie erschreckt innehielte. – – Auf einer Chaiselongue in der hinteren Ecke des Zimmers richtete sich ein Mensch auf. Büschel blonder Haare hingen über die Stirn, die Gesichtslinien schienen nach einem unterirdischen Pol hinuntergerissen. Der Mensch wollte sprechen, die Augen öffneten sich weit, er rückte sich zurecht.
Sophie glitt allmählich unhörbar zu Boden. Der Mensch sprang auf, schleppte sich zum Tisch, stützte sich und starrte zur Frau hinunter.
Eine blecherne Stimme rief: „Sophie, was ist denn?" – wartete, schluchzte, weinte: „Sophie, was hab' ich denn gemacht? – Sophie, um Himmelswillen" – stutzte.
Dann sah er sich lauernd im Zimmer um, wurde scheu, unruhig, duckte sich.
Sophie flüsterte: „Die Zikaden, die Zikaden" – wollte sich aufrichten, stützte sich an die Wand. Das Gesicht wurde verzerrt. Sie ließ sich wieder fallen und sagte mild, weit verklingend: „Aber Otto" – wie wenn sie lächelte.
Otto stand unbeweglich, lauschte. Zischte: „Hörst du's nicht, jetzt ... jetzt ..." Lief zur Tür, hämmerte mit den Fäusten. Stand wieder aufrecht und wimmerte: „Hör doch nur ein einziges Mal, Sophie, bitte, bitte."
Dann ging er langsam zu ihr und kniete nieder.
„Feigling hat er gesagt. Finden Sie nicht – so ein Feigling ...."
Er sah Sophie erwartend an. Er streichelte ihre Hand und küßte sie.

Sophie weinte. Sie zitterte. Sie stand mit einem Ruck auf. Sie riß ihn mit empor. „Laß jetzt," sagte sie. Sie wischte mit dem Ärmel über das Gesicht. Otto trat etwas abseits. Er sah sie erstaunt an. Verwunderung zerriß sein Gesicht. Es hing schief. Er sah boshaft aus. Aber Sophie blieb kalt und schweigend. Sie setzte sich.

„Wir werden beide unser Reich nicht sehen."
Er warf den Kopf in die Höhe, sah fragend an ihr vorbei, setzte sich gegenüber.
„Wie – wenn du Moses bist?"
Über sein Gesicht zuckte eine glückhafte Einwilligung.
Sie sprach leise etwas schwankend weiter: „Wir müssen uns opfern – das Glück, das alles bisher zurückstrahlte, scheint mir hart und zwingend –" Sie senkte die Stimme, wurde unsicherer, krampfte die Hand zusammen: „Ah ... brutal!"
„Ja wieso?" Er lächelte. Er fieberte, darauf zu antworten. Er schien alles zu wissen und wartete noch auf ein letztes Wort.
„Wir sind zum Zerstören da. Die Angst wird uns quälen –," sie ereiferte sich, sie wurde atemlos, – „wir müssen, wir müssen ..." sie beugte sich vor, sie starrte ihn mit verzerrtem Gesicht an, wiederholte dumpf: „wir" – und ließ einen drohenden Haß nachzittern.
Der andere war unter dem seltsamen Schweben ihrer Worte ernst geworden, war dann zusammengeschreckt, hatte aufgehorcht, hielt den Mund halb geöffnet, als ob er unterbrechen wollte – da geschah, daß in die Längsseite der Stirn sich eine Falte eingrub, die den großen unteren Teil des Gesichtes fast verschwinden ließ. Als ob ein Mensch sich demütig verneigt, sein Herz ausreißt, das Leben hinwirft. Er murmelte etwas wie: „Meiner Seele ja" – er atmete schwer, er sah sich nach Worten haschen, die jeweilig entschwanden, zwischen ihren Blicken und seinen Gedanken türmte sich ein Block auf, an dem alles zerschellte, er fühlte sich in einen Abgrund sinken –
Sophie sprach weiter ...
Er hörte nicht mehr.
Steine zu werfen in einen Garten, eine Frau die hervorstehenden Brustwarzen mit einer Schleuder, – oha, der Hund, der die Äste von den Bäumen schneidet, damit das Zimmer hell ist, und studieren! Dieser Kloben. Mit dem Hackbeil – er mühte sich

etwas zu fassen, er hörte einem Klang nach, straffte sich wie blutend – den Hut des Onkels auf die weite Distanz doch mit dem Speer zu durchbohren, aber die Frau ist in dieser Nacht nicht gekommen, angebunden von dem Kerl, hinaus – er klammerte sich an ein Wort, das wieder entschwand, biß die Zähne zusammen, fror. „Du! Hab ich geschrieen? Darf ich aufsehen?" – er drohte wieder zu versinken. ... Jemand sprach gleichmäßig, weich verhallend.
Er rutschte mit dem Arm. Etwas fiel zu Boden. Knallte. Oder zerbrach. Knirschte.
Mit einer Stimme, die voller Tränen und filzig schien, hörte er sich sprechen: „Alles das hab' ich in Puntas Arenas gewußt. Eine halbe Stunde entfernt dämmert aus dem Urwald die weiße Orchidee, zieht von diesem Glück alles in sich hinein – er schluchzte. Damals zählte ich die Stunden, während ich vor mich hindachte, falle ich, so bin ich hin, soll fallen, – ich hatte auch genug bei mir, um alles zu erleichtern, – bis ich der Mutter gegenüberstehen würde. Und dann."
Er wurde wieder ruhiger. Sophie schien kaum zuzuhören.
Er sprach ohne besondere Betonung: „Du weißt es ja. Kannst es dir auch denken –" Er sah scheu zu ihr hinüber, bittend, dann verdutzt, daß er keinen Anlaß bekam zu lächeln, und niedergedrückt. – „Sie kam mir entgegen, ich war verloren. Sie sah mich an, ich wünschte mich fort. Ich küßte ihr die Hand. Sie zittert, wartet – ich Trottel, schmeichelt ... Ich weiß nicht, wie ich über diese Minute hinweggekommen bin, sagt dann: Du verdrehst ja so die Augen ..." jetzt lachte er leise auf.
„Was soll das. Was ist daran so wichtig?" Der Ton ihrer Worte war verletzend kühl.
Er rief: „Das war es. Das. Das! Ich hätte die Welt gewinnen können. Wie soll ich das gutmachen!" Er sprach in abgerissenen Sätzen von Schuld und Sühne, verlor sich in Betrachtungen über den Alten, Wichtigkeit, Rache etcetera und gebrauchte in gewissen Steigerungen die Wendung: „Verstehst du denn nicht ..."
Plötzlich hielt er inne. Er schien nachzudenken, sah Sophie erschreckt an – da begann Sophie, die die ganze Zeit das Gähnen unterdrückt hatte, laut zu weinen.
Er sprang auf. Wollte zu ihr hinlaufen. Sie schrie, lief in die Zimmerecke, wühlte sich in die Wände. Er blieb gebannt stehen,

sank in sich zusammen. Es wurde ein Heulen. Ein Fluß. Ein Strom, der unter der Unendlichkeit der Himmel sich krümmt.
Er schlug sich vor die Stirn. Richtete sich dann auf und ging eilig im Zimmer auf und ab.
Er blieb stehen und zitterte. „Sophie, du mußt das begreifen."
Er fing ihre Hand und hielt sie eisern umklammert. „Sophie, du darfst nicht krank sein. Du bist alles. Sophie – ich kann dich so nicht sehen – was hab' ich dir getan?"
Es wurde für Sekunden still. Dann sagte Sophie leise, bebend vor Anstrengung, ruhig zu erscheinen: „Willst du mit mir sterben –?"
Er war nicht erstaunt. Er schien es zu wissen. Er schrie sofort: „Ich will doch mit dir leben –," lauschte.
Sie flüsterte: „Du kannst doch nicht leben." Es war wie ein Streicheln.
Eine furchtbare Stille glitt langsam zu Boden.
Schreie. Gurgeln. Entsetzliche Qualen. Zerrissen fluteten, stauten, wuchsen, brachen Schreie. Gurgeln.
Er hielt die Frau am Handgelenk und schüttelte sie. Er raufte sich das Haar, schlug die Faust gegen die Wand, stampfte, keuchte, warf sich über den Tisch, fiel zu Boden, schlug um sich, und blieb dann mit einem langen Seufzer regungslos liegen. Über seinen Körper gingen noch schwache ruckweise Erschütterungen.
Sophie stand vornübergebeugt. Mit saugenden Blicken. Sie wuchs. Sie erfüllte das Gemach. Sie wölbte sich zu einem Gebet. Sie wurde ein Kelch. Die Ränder züngelten. Höher. Leuchtender.

Bis sie zu dem am Boden Liegenden kniete, die Haarsträhnen aus dem Gesicht streichelnd, flüsterte: „Hör mir zu."
Er richtete sich willenlos auf, blieb die Beine kreuzweis übereinander geschlagen sitzen und hielt den Kopf gesenkt.
„Du – ich war doch die letzten Tage mit Georg zusammen."
Der andere schwieg, blieb teilnahmslos.
„Ich hab es dir nicht gesagt, weil ich – es war mir so fern, daß ich davon sprechen sollte, ich weiß nicht –"
Otto nickte. Er war ganz ruhig geworden. Er sah mit großen, klaren Augen Sophie an. Sie saß neben ihm, die Beine ausgestreckt.

„Ich war, wie soll ich es dir sagen, so sehr allein." Sie sprach ohne Scheu. Sie schien etwas, das sie sehr gequält haben mußte, bereits überwunden zu haben.
Als er immer noch schwieg, fuhr sie stockend fort: „Ich wußte es wohl, daß ich sehr weit fortging – und ich habe es dir die ganze Zeit nicht einmal gesagt." Sie sah ihn offen an.
Er lächelte etwas. Dieses Lächeln blieb auf seinem Gesicht stehen. Es grub sich plötzlich ein. Es wurde stechend. Es quälte. Sophie sah zu Boden. Ihr Gesicht wurde rund und weich. Blieb unbeweglich und gab sich hin.
Otto aber schwieg. Er wollte ihre Hand fassen. Sie entzog sie ihm. Schmeichelnd. Flehend. Inbrünstig, fiebernd. Oh – atemlos. Zitternd im Zerbrechen. Du!!! Knirschend. Sie sah auf, schloß die Augen. Gluckend. Zerfließend. Sehnsüchtig müd. Er sah es nicht.
Und doch – er hob sich mit, ließ sich von ihrem Blick tragen, glitt vorüber und wartete.
Das Lächeln wühlte sich ein.
Und während ein Schmerz sich breitete und dahinfloß und ein Aufseufzen wurde und alles erfüllte, fühlte er, wie etwas Fremdes in ihm emporstach, umklammerte, würgte, preßte: alles ist aus. Höhnte: verraten. Auch er. Wimmerte: Georg. Stach: so also. Endlich. Er hat sich gezeigt – es loderte.
„Du – Otto –," es war halb eine Frage.
Ich will nichts hören, dachte er. Er dehnte sich in diesem Schmerz. Er fühlte, diese Wärme hüllt mich ein, eine wohltuende Ruhe. Ah, ich wußte es.
Sie sagte wieder: „Höre mich an –"
Über die Träume, die ihn umflossen, hüpften Funken. Glimmten und knisterten. Fraßen sich ein und leckten. Dieser Hund! Der einzige, an den ich noch geglaubt habe. Warum hat er mich verraten – das durfte er nicht. Mit welchem Recht –
Er schrie: „Nein! Nein!! Nein!!!"
Plötzlich rief er mit heller Stimme, und seine Worte überstürzten sich: „Das durfte er nicht. Was hab ich mich mit dem Kerl gequält. Ich bin vor ihm gestanden: jetzt schlage ich dich nieder, wenn du das Zimmer verläßt, bevor nicht alles heraus ist, den ganzen Dreck hab ich gefressen, oh, das Schwein –"
Er lauschte. „Weißt du nicht mehr, in der Mühle –"
Sophie sah scheu zu ihm hinüber.

„Dort hätte er uns alle retten können. Dieser Hund! Wie du glücklich warst, als das Licht ausgelöscht wurde – so kann ich frei sein – aber dieser Kerl saß wie ein Stock. Diese Bedientenseele! Er hätte sich ja vor mir zeigen müssen. Ah – jetzt sehe ich den Kerl." Er stutzte.
Sie sagte mit einem leisen Vorwurf: „Aber diesmal hab ich mir ihn doch genommen."
„Du hast ihn genommen," wiederholte er mechanisch.
Sie ereiferte sich: „Er ist körperlich einwandfrei."
„Du hast ihn auch einmal einen Waisenknaben genannt oder Konfirmanden oder so –," lächelte er.
Sie nickte.
Eine Zeitlang schwiegen sie.
Seine Miene blieb starr verzerrt.
Sie legte die Hand auf sein Knie, sah plötzlich gehetzt an ihm vorbei: „Ich dachte, zu dir komme ich, wenn alles gut ist."
Er preßte die Hand zusammen. Sie unterdrückte einen Schrei. Wimmerte. Ihre Bewegungen wurden eckig und gleichgültig. Er keuchte etwas nieder. Lehnte sich zurück, so daß die Linien seines Gesichtes hervortraten, beweglich wurden und die Wangen umflossen.
„Ja," murmelte er, „ich habe ihn sehr geliebt. In jener Mühle habe ich ihn geliebt –"
„Er hat noch gesagt, ich sehe so fraulich aus." Sie sagte es in einem Ton zwischen Anklage und Entschuldigung.
Und hastiger: „Ich habe mich ja eigentlich weggesehnt. Als du mich dann einfach aus dem Haus führtest – ich weiß nicht, wie das kam, ich wollte und wollte auch nicht, auch jetzt denke ich an ihn." Plötzlich sah sie zu ihm auf, sie hatte Tränen in den Augen: „Ich darf doch nicht hier sein," und als er schwieg: „jetzt noch nicht –"
Eine Erschütterung ging durch seine Glieder. Ein krampfhafter Ruck schreckte ihn hoch.
„Ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht was ich tun soll. Otto – du darfst mir nicht helfen."
„Weißt du noch, wie du in Dresden diesen Doktor genommen hast – ich mußte ihn einfach an mich reißen, damit er mich nicht frißt – Sophie! Denkst du denn nicht daran." Er flüsterte: „Hat er dich denn gefressen –"
Sophie schwieg erschreckt. Dann stieß sie hervor: „Der Georg,

der Georg" – schüttelte sich: brr, fuhr sich mehreremals hastig über die Stirn, reckte sich, sah mit großen Augen Otto an, fing seine Hand und küßte sie.
Otto stand auf. Er nahm Sophie in seine Arme und legte sie auf die Chaiselongue. Sophie schwieg. Er nahm die Decken, die auf den Boden geglitten waren und deckte sie zu. Er zog seinen Rock aus und schob ihn ihr unter den Kopf. Er rückte den Tisch zurecht. Er hob eine Anzahl Gegenstände vom Fußboden auf. Dann ging er im Zimmer auf und ab. Mit dröhnenden Schritten.

Er blieb am Fenster stehen. Sein Blick glitt an dem Vorhang hinunter zu Boden, sog sich wieder ein, spiegelte zuckend eine ferne Glut.
„Du – Bewahren das Leuchten der Blüte. Verschmelzen den Klang mit den hastigen Stößen des Weiter. Das Aufhorchen, unterzutauchen. Glühendes Dehnen bröckelnd aus flammenden Spitzen. Immer zu deinem Tag.
Du – Flattern saugenden Schein. Krümmen Wurzeln in Atem Erlösung. Heben Blut, keuchend rollen sich ein. Zitternd aufzuhalten Sehnen des Glücks des Zerfließens. Rasend – brechender Schrei! Knieen verwirrt zu deiner Stunde. Dein sein.
Du – Formen Sterne in Ewigkeit. Ballen zusammen. Sinn fremder Sehnsucht. Schenken den Glanz ferner Freude – zu fallen. Atemlos wimmernd. Flehen. Der Schlag! Keinem Bruder. Aufzugehen in Wärme strahlende Höhen. Lächeln des Verschmähten. Sich glaubend zu beugen deinem Aufleuchten. Wartend deines Zurufs. Richte mich!"
Seine Hand war eingekrallt. Er zuckte zusammen. Der Vorhang riß an einer Seite herunter.
„In Fiume ziehen die Störche als ein silberner Strom in die dunkelnden Klüfte des grauen Abends. Nein, du weinst nicht. Du bist stark. Ich darf dich in meine Arme nehmen. Du sprichst nichts den ganzen Tag. Dieses stille Hotel. Dieser Balkon und dann die Schiffel, es waren soviel Tage. Nimm mich fort, habe ich wohl gesagt. Ja, das ist wahr. Oder doch nicht. Ich hielt's nicht aus. Ich verstand nichts mehr. Du sprachst ja auch nicht mit mir. Das heißt, der Wirt warf uns hinaus. Ich störte in der Nacht. Ich lief die Treppen auf und ab. Mich rief jemand, das

heißt, er beschimpfte mich, oder so – Allerdings hat sie geweint. Sie hat sich ans Gitter geklammert. Mit den Füßen nach mir getreten. Sie hat auf der Straße geschrieen. Wir wurden eingesperrt. Wir mußten die ganze Nacht laufen. Es war ein furchtbarer Sturm. Sie hat immer gewimmert. Ich weiß nicht, wie das alles war – und doch war ich so glücklich, ich hatte gar keine Angst, eine frohe Zukunft blühte auf: Sie litt für mich. Für mich. Ich durfte wieder zu ihr beten ..." Er ließ jetzt den Vorhang, den er noch immer fest in der Hand hielt, los. Begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. Und wie jetzt – was ist jetzt?

Er warf den Kopf nach hinten. Sein Gesicht wurde gelblich verschwommen. Die Augen quollen auf. Er blieb stehen, krümmte sich. Stützte sich mit der Linken auf den Tisch, er wäre sonst gefallen.

Er schien verzweifelte Anstrengungen zu machen, einem Kreis von bestimmten Gedanken zu entfliehen. Er spürte um sich herum alles taub und hohl.

Erinnerte sich hartnäckig, wie er als kleiner Junge mit einer Schleuder Schrotkörner nach den Brustwarzen der Nachbarin schoß und später mit einem großen Stein einen Fuhrknecht traf, aber weil der die Pferde geschlagen hatte, und daß er immer allein im Garten herumlief, daß er die Fäuste an den Stämmen blutig schlug.

Er richtete sich plötzlich auf.

Die Augen suchten. Er zitterte.

Er machte den Eindruck, als wollte er sehr schnell irgend wohin laufen.

Der Kopf hing herum. Wackelnd. Ganz für sich.

Ah, wurde gerufen. Laut, bestimmt, freudig.

Er hob vom Fußboden eine Schachtel auf.

In weniger als einer Minute hatte er auf eine Oblate Opium geschüttet, für einen Augenblick gestutzt, sich umgesehen – noch eine Oblate gesucht und gefunden, das Ganze hinuntergeschluckt.

Er stand kerzengerade, den Blick starr nach einer Ecke des Zimmers gerichtet.

Dann nahm er vom Tisch ein großes Stück Schokolade und stopfte es sich in den Mund.

Nach einer Weile nahm er den Stuhl – er trat jetzt sehr leise

auf – stellte ihn so, daß er für Sophie im Schatten blieb, und setzte sich. Alle Verzerrung war von seinem Gesicht gewichen. Es wurde verklärt und überirdisch schön.

„Sophie – suchst du die Kälte, um zu erfrieren? – nicht du, ich war schwach, ich blieb weg von deiner Seite – du zitterst in der Einsamkeit, du siehst dich um, streckst sehnend die Arme, weinend und bittend, krampfst die Faust, strafst dich.
Sophie – die Stunden des Lebens sind doch nicht starr. Sie kreisen. Niemals bleiben sie. Es gibt keine Schuld in dir. Du mußtest mich treffen. Ich sah dich nicht. Ich hörte dich nicht. Ich war eigensinnig. Ich bin schuld. Ist es nicht gut so? Für mich hast du es gelitten –
Sophie – du mußt nicht nach mir sehen. Vielleicht bin ich krank. Ich stehe still. Alles bewegt sich. Geht weiter. Es tut nichts. Keine Minute hat Bedeutung. Aber der Glauben – du wächst höher, du wirst blühen, sieh nicht nur auf dich und mich, blühe – wie sollen wir leben, wenn ich schwach bin und du dich quälst – und wir müssen, müssen ...“
„Aber Otto –“ Sophie lächelte vor sich hin.
„Moses hast du mich genannt. Ja, ich werde das Land nicht sehen. Da ist der Vater, dieser Hund. Der spukt in mir, der läßt mich die Zähne knirschen, hinaushorchen zum Fenster. Er wäscht sich im Nebenzimmer die Hände, ja – ich habe mit ihm Ball spielen müssen, ich bin dann weggelaufen und mußte mich übergeben – warum hatte ich nicht die Kraft, ihn niederzuschlagen. Das ist's. Deswegen werde ich das Land nicht sehen. Aber du. Du wirst blühen, du zerreibst dich an mir. Ich bin angekettet. Ich kann nicht leben, ich habe die Hoffnung in dir. Nicht nach mir sehen. Du hast nichts getan. Du bist nicht krank. Du bist allein, weil ich so und so bin. Glühend in deiner Sonne und kalt, zerrissen, boshaft, tötend.“ Er stürzte zu ihr hin. „Verzeih mir, kannst du mir verzeihen?“ Er suchte ihre Hand. Legte den Kopf an den Rand der Chaiselongue und sah sie strahlend an.
Sie lächelte wieder: „Aber Otto –“ und dehnte sich.
Otto hob den Kopf. In seinem Blick lag etwas, das aufjubelte, die Wände hätte niederreißen können. Er lachte. Es war, als hätte er gesungen. „So muß es sein. Wie damals, als wir im Wagen saßen, eine Kutsche kam vorbei, ich grüßte, denn ich

dachte, ich wäre der König – und ihr habt gelacht. Das war himmlisch." Er sah wieder Sophie an.
Aber Sophie schwieg.
Er sprach schnell weiter: „Ich verstehe manches nicht. Du mußt mich lehren. Ich glaube dir. Ich will immer bei dir sein!"
Er sagte das letzte ganz leise und senkte den Kopf.
Sophie blieb nachdenklich. Nach einer Weile stieß sie hervor: „Wir waren damals nicht allein –"
Er entgegnete stockend: „Auch Frieda war damals noch bei uns," und freudiger: „Ihr waret so einig über mich ..."
„Und es ist doch nicht mehr gut geworden zwischen euch."
Otto schwieg.
Nach einer Weile sagte er bestimmt: „Es wird gut werden. Du wirst über uns sein. Wir werden zu dir emporsehen." Er sah Sophie an. „Du bist die Freude. Du wirst uns führen, wir glauben. Auch Frieda, nur eine kleine Zeit noch –"
Sophie atmete erregt.
Hatte er geseufzt?
Sie fragte: „Otto?"
Er sprang auf. Er wurde geschoben. Er beugte sich über sie. Sein Blick grub Furchen in ihre Stirn und ließ wieder schmelzen.
Sie seufzte, dehnte sich, fuhr etwas zusammen und sah zur Seite. Sie lächelte zu ihm auf. Sie erinnerte sich einer Herde Schafe, die im tollen Kreise um sie herumgelaufen waren, und flüsterte: „Aber Otto!"
Dann ließ sie die Decke hinabgleiten. Sie zog ihn zu sich. Er wühlte den Kopf in die Kissen.
Sie umfing seinen Kopf. Er zitterte. Sie zog ihn näher zu sich. Sie hüllte ihn ein.
Auf ihrem Gesicht blieb ein Lächeln. Es entfaltete sich wie eine Blüte. Es wuchs. Es leuchtete. Es wurde verklärt. Zuckte und fror allmählich wieder ein.

„– Es tut mir so weh, wenn du mich allein läßt. Ich weiß, daß es sehr häßlich ist von dir."
„Ich bin doch aber immer bei dir."
„Wenn du aber zu andern gehst, du reist manchmal mit ihnen fort, ich bin ganz vergessen."
„Gerade weil ich weiß, daß wir immer zusammen sind. Die

anderen sind doch krank. Denen muß ich doch helfen."
„Ja –
Und dann quält mich, daß du so wenig nach meinem Leben fragst."
„Aber ich weiß alles. Du erzählst doch so gern davon."
„Nein, nein, du achtest nicht darauf."
„Ich mußte immer Sonntag mit meinen Eltern spazieren gehen. Ich mag die Menschen nicht. Diese Natur hier ist mir zu eng. Es ist alles rausgeputzt."
„Du sprichst oft davon."
„Nun und?"
„Und daß du in Florenz auf einer Brücke gestanden bist, unten fahren die Eisenbahnen, und da stehen unzählige Waggons, die Männdeln wimmeln dazwischen, dahinten ist alles Rauch und Ruß – da hättest du alles so zusammenpacken können, nach Haus tragen, dort warst du glücklich, und dann hast du dich zu Haus hingesetzt und eine Plastik gemacht, eine schreckliche Frau, die sah so gequält aus, daß ich sie hab nicht sehen wollen, und 'Um Gotteswillen' und 'Pfui Teufel' geschrien, und du warst sehr böse, hast sie in die Ecke gestellt, es wäre dein Bestes und deine Kunst, gelt? Und du bist doch die Sophie, unsere Sophie –"
„Ja –
Aber weißt du, dann hast du auch manchmal nicht den Mut, bös zu sein."
„Das kann ich nicht."
„Das ist Bosheit. Du willst mich quälen, du lachst mich aus."
„Aber du – du zankst, du wirfst mir was an den Kopf, aber ich sehe doch, wie du leidest, wie kann ich denn da bös sein."
„Ich denke dann nach, was ich machen kann, daß du schnell wieder gut bist."
„Nein, du mußt bös sein – ja, einmal hast du mich geschlagen."
„ – – – –"
„Doch, du hast mich geschlagen. Weißt du, nach dem Gewitter –"
„Du, sprich nicht davon. Es ist mir so schrecklich."
„Warum nicht, ich denke manchmal darüber nach."
„Es ist mir noch unerklärlich. Ich habe mich nie vor dem Gewitter gefürchtet. Als es uns damals im Walde überraschte, schriest du so furchtbar, ich konnte das nicht hören, ich warf mich auf die Erde und hätte meinen Kopf eingraben mögen,

mein Gott, war das schrecklich. Nachher hast du mich gehänselt. Ich weiß nicht, was dir in den Sinn gekommen war. Ich hatte doch solche Angst um dich. Aber deine Späße konnte ich nicht mehr ertragen. Ich wurde direkt verrückt. Ja, ich schlug dich, ich hätte dich weiß Gott ..."
„Aber warum denn, warum denn – ach, wie hast du mir – du hast mich gehaßt, ja, du haßt mich."
„Du – du, was sprichst du denn –"
„Ich sehe noch dein Gesicht. Als ob du weglaufen wolltest, und ich hielte dich fest. Nun ja, was ist auch weiter."
„Ich hab's ja gar nicht mehr getan. Ich weiß selbst nicht, was es war."
„Siehst du, du weißt es nicht, und willst immer weiter, immer weiter. Ich aber will bleiben. Ich will ein Nest, ein Nest."
„Um Gotteswillen ja, du!"
„Ein Nest, und – und – ja ein Nest – du?"
Gepeitscht. Scharf abgerissen. Sie streckte sich. Krallte sich in sein Haar. Sie beschrieb mit der andern Hand eine Bewegung. Zitterte etwas oder wollte sprechen. Sie legte ihm die Hand auf den Mund. Er zog sie näher zu sich. Sie zitterte. Wie jemand, der immer wieder voller Hoffnung ist –

Sophie richtete sich auf, stützte den Kopf, sagte bestimmt: „Ich glaube dir."
Otto wandte sich zu ihr um, sah sie erwartungsvoll an. „Der Mensch kann sich selbst nicht ertragen. Vielleicht schämt er sich Gott zu sein, es ist alles Angst, die ihn beherrscht, nichts Böses" – als er schwieg: „Gelt nein, ich soll mich nicht fürchten. Die Menschen sehen mich so an. Schnalzen, schlecken, sie reißen die Augen auf, sie ziehen immer was aus mir heraus und tragen's fort. Hamstern. Sie sagen ffeiiin und wischen den Mund ab. Ojee ... Ich mag nicht mehr unter die Leute gehen, gelt nein?"
Der andere schwieg geduldig.
Sie sprach lebhafter. Die Augen blitzten. „Ich hab's. Du willst immer den Leuten helfen. Sie hassen dich. Du stichst in die Wunde. Du willst immer gleich alles ausreißen. Das tut doch weh. Du reißt die Menschen in Stücke. Das Kranke ist auch ein Stück vom Leben!"
„Meiner Seel ja." Otto jubelte.
„Wahrheit ist Angst, fürchterliche Enge. Wen kann eine Lüge

treffen? Krüppel, Feinde. Warum schert es dich, wenn ich lüge. Ich lüge für mich, trifft es dich – nein!"
Er sah sie wieder ergeben an. Er hatte den schrillen Ton dieses Nein überhört. Er schwieg.
„Du lügst so verletzend. Wenn du erzählst, du wärst von dem Fullah-Mädchen davongelaufen, so willst du mich treffen."
Er lachte. Wollte sprechen.
„Du hättest mit ihr gehen müssen."
„Hör zu. Auch wenn sie sich wohl den Mann selbst wählt, aber doch nur den, von dem sie am meisten Geld erhofft."
„So." Sie ereiferte sich. „Und wenn sie dich wählt, läufst du fort."
„Weil ich Huren nicht quälen kann."
Er wurde merklich unruhig.
„Sie will dich aber doch. Was kommst du denn mit dem Geld? Siehst du, siehst du –" sie verzog das Gesicht, „ich bin das Fullah-Mädchen – –"
Otto lachte fröhlich auf und wollte nach ihr haschen. Sie wich aus.
„Laß sie doch. Wenn sie auch dumm sind, für sich sind sie doch glücklich."
„Im Haß gegen den andern," warf Otto ein. Er war nachdenklich und schien jetzt nur oberflächlich zuzuhören.
„Der lehnt sich auch nicht dagegen auf. Er weiß es ja. Du selbst hast diese Frauen damals mit mir zusammen beneidet."
„Ich kann dich nicht traurig sehen." Er sprach so gleichgültig, daß Sophie betroffen schwieg.
Er dachte daran, daß Sophie weinte, wenn ihr die Leute nicht nachsahen, vor allem hoffte sie auf die vorüberfahrenden Kutscher – aber der Gedanke war so flüchtig, daß er ihn nicht mehr aussprechen konnte.
Er sah, wie Sophie betrunken durch die Straßen von Berlin taumelte. In Begleitung eines Nordländers, der so viel Punsch trank. Sie wußte nicht, wohin mit ihrer Liebe, die sie quälte. Direkt auffraß, erinnerte er sich. Sie muß alles verschenken, sie nahm den Mann zu sich, hatte sich schon entkleidet, und während er noch herumnestelte, mußte sie lachen, weil der so komische Laute ausstieß. Sie zog sich wieder an, während er auf den Knien lag und schwor und ganz desperat war. Sie hatte ihn damals zu sich gerufen. Er kam von weit her. Sie freute

sich, warf ihm eine Tasse an den Kopf, hieß ihn hinausgehen, suchte ihn dann im Zoo. Sie weiß, daß ich nur bei den Tieren sein kann, erinnerte er sich.
Er sah, wie Sophie in dem Hotel in Brioni unbekleidet am Fenster stand und den Schiffern winkte und Kußhände zuwarf. Leute hatten sich angesammelt. Aber alle schwiegen. Sie machten ernste Gesichter. Sie verzogen keine Miene. Sie gingen weiter, blieben dann wieder stehen, und gingen weiter. Nur er war irgendwo in einer Ecke gestanden. Seltsam war ihm zumute. Gedanken waren um ihn, greifbar, daß er sie hätte fassen können. Ungewohnte, daß er manchmal noch erschrak. Sie waren erniedrigend, dachte er – er bekam Angst. Sie waren häßlich. Auch hatte er sie damals mit Gewalt vom Fenster weggezogen.
Sie gingen durch Pinienwälder. Sophie mochte die Eichen nicht. Sie lachten über die Einsiedlerkrebse. Sophie weinte, daß der Krebs hinten so häßlich ist und sich immer verstecken muß. Er sollte den ganzen Tag Zikaden bringen. Sophie sprang vom Kahn ins Meer, die Schiffer fluchten, sie hätten viel Arbeit, sie sollte sich eine andere Zeit aussuchen – er kicherte in sich hinein.
Sophie hatte bereits wieder etwas gesprochen und schien zu warten.
Er erschrak und antwortete schnell: „Ja, ja."
Sophie mußte plötzlich laut lachen. Ganz hell, daß man dahinter sich einen Knaben hätte denken können.
Sie beschäftigte sich dann weiter mit dem Advokaten aus Nürnberg. „Bis Ingolsburg bin ich mit ihm gefahren."
Otto erinnerte sich. „Siehst du, selbst der ist über die Kluft nicht hinweggekommen, trotzdem du ihm weismachen wolltest, du wärst ein Tippelschicksel."
„Wieso? Er ist doch mit mir auf einen Neubau gegangen, wir haben uns oben hingesetzt. Er hat mir unter die Röcke gegriffen. Dann bekam ich Angst. Ich habe mich vor Puschelkopp gefürchtet – und dann, als er immer weiter wollte, hab ich ihn weggestoßen –" sie hielt etwas inne – „Ich hätte ihn auch lassen sollen."
„Warum nicht gar." Er schien vergnügt. Dann sagte er leise: „Du hast doch nichts ändern können. Er ist sicher unglücklich geblieben, wie er war."

„Wie ich ihn dann noch ein Stück auf der Bahn begleitet habe, war er so still und hat mich immer so merkwürdig von der Seite angesehen" – sie lachte, wurde plötzlich erschreckt: „Der hat mir so leid getan." – Dann schrie sie: „Ich hätt ihn auch lassen sollen."
„Nachher hätte er auch nicht mehr gewußt," brummte Otto.
Aber Sophie schüttelte beharrlich den Kopf.

Otto lag unbeweglich in die Decken gewühlt. Doch war alle Starrheit aus den Gliedern gewichen. Er lächelte vor sich hin.
Sophie hielt den Kopf gestützt, der Oberkörper hing über die Chaiselongue hinaus. Sie hatte die Augen geschlossen und schien auf etwas zu lauschen.
Otto holte tief Atem, sagte leise, wobei er nach jedem Wort eine Pause machte: „Es wird alles gut. Ich bin ganz glücklich."
Sophie schlug die Augen auf. Fieberglänzende große Augen; es war, als ob sie lange Zeit auf ein weiteres Wort wartete, und schloß sie langsam wieder. Unwillig, traurig.
Sie schwiegen beide. Und doch hielt sie etwas miteinander verbunden, das immer wieder wie im Gebet emporwuchs und im Streit zersplitterte.
Die Lampe flackerte stärker. Nur der Vorhang blieb erstarrt. Das Licht prallte zurück und hüllte die beiden ein und zog immer engere Kreise.
„Sie muß hier fort," sagte er. „Es ist ihr zu eng, sagt sie. Diese Berge und so weiter sind lächerlich. Vielleicht muß sie doch wieder nach München. Trotzdem fürchtete sie sich. Sie hat dort gewohnt, den Friedhof vor Augen. Doch war es so schön. Jeder Stein war sie, jeder Baum, jedes Haus, alles, alles. Das ewige Auf und Nieder. Das Zuckende, hin und her gestoßen, immer Sophie. Es hat mich gequält, mich in Winkel gepreßt, ich habe mich an die Häuser gedrückt, um nicht verschlungen zu werden von dem, was um sie war. Sophie. Der Name erdrückt mich. Frißt mich auf. Die Zimmer, in denen sie war. Die fremden Leute. Jedes Körnchen tut wohl, der Stuhl, die Worte, die Gesichter – ich habe Angst gehabt, aber so unendlich glücklich. Wir wollen nicht mehr schlafen, sagt sie. Immer uns ansehen, immer sprechen. Der Schlaf ist ein Feind. Wir müssen die Welt einteilen. Das vorausbedenken, dem vorbeugen und so. Alle werden für uns arbeiten. Sie wird in einer Hütte wohnen, zu der die Men-

schen wallfahrten. Sie will eine Zigeunerin sein, die Freunde werden kommen und bei ihr schlafen, der, dem sie einen Blick schenkt, wird kommen. Und ich bleibe immer bei ihr. Ich sitze zu Füßen. Ich habe an allem teil. Ich will immer mit ihr glücklich sein. Sie wird die Mutter eines Stammes sein. Ihre Söhne werden kommen und bei ihr schlafen. Niemand wird mehr hinter mir herrufen. Keiner wird sagen: Feigling, da geht er, Trottel, so einer. Sie sind nicht mehr da, sie fürchten sich. Ich küsse ihre Hände. Alle Frauen werden zu mir kommen. Sie werden über mich lachen und mich liebhaben. Sophie wird bei ihnen schlafen. Ein Volk wird um uns sein, das uns trägt und die Tage nach unserer Liebe zählt. Wir werden nicht mehr essen. Möchtest du auch nur den Tag eine Tablette nehmen wollen, hat sie gefragt. Nur eine Tablette. Nur eine Messerspitze. Das Essen zerreißt alles, zerstört, hindert. Es gibt keine Uhr mehr. Es gibt keinen Vater, keine dicken Beine, die sich drohend aufpflanzen und fordern. Kein Zwang, gerade von dem da soll ich sein, dem lächerlich Aufgeblähten, der mich ekelt. Man wird nicht mehr von einem sein. Man braucht nicht mehr an Entleerungen zu denken. Sophie wird über allen sein. Sie wird immer den besten wählen. Sie kommt plötzlich zu einem und sagt: hier bin ich, und das Glück ist da. Sie bleibt bei einem stehen und sagt: komm mit, und der lebt auf. Sie kommt zu mir und sieht mich an, wir weinen und zittern vor Glück. Denn wir werden über diese Menschen und diese Welt hinaus uns treu sein."

Er dachte an den gestrigen Spaziergang. Lange Zeit an einem Fluß entlang, ein schmaler Pfad durch Weidengebüsch. Sie erzählt und erzählt. Von ihrer Schwester, die so fromm und bürgerlich geworden ist. Sie weiß gar nicht mehr, ob die Schwester noch an sie denkt, sie hatten sich so sehr geliebt. Gewiß nicht. Er soll sie schützen, daß sie nicht so wird wie die Schwester. Dann hatte sie gelacht und sich geschüttelt, als müßte sie diese Gedanken von sich abwerfen. Auch an der Mühle sind sie vorbeigekommen, sie hat sich dicht an ihn gedrängt und nicht einmal aufgesehen. Er hat immer ihre Hand gehalten und überhaupt sich kaum ein Wort zu sagen getraut. So viel Angst, und irgendwo im geheimen so große Hoffnung, daß er hätte auf den Zehenspitzen gehen mögen. Es war, als ob sie ganz befreit gewesen wäre, und doch war er unruhig geblieben, jetzt wußte er, daß sie

nicht alles gesagt, daß sie sich den ganzen herrlichen Tag über vor ihm geschämt hatte, und eigentlich am liebsten weggelaufen wäre. Und er hatte in seiner Dummheit an alles mögliche gedacht. Und war bereit, alles fallen zu lassen, überall nachzugeben, hatte seinem Glauben abgeschworen. Sie war dabei immer trauriger geworden. Natürlich. Ihre Reden quälten ihn mehr und mehr und gingen gar nicht auf ihn ein und liefen von ihm fort, und er war entschlossen, sich immer mehr noch aufzugeben, bis sie dann ganz verschlossen geworden war und ihn im Zimmer nur noch in dieser schrecklichen Angst starr angesehen – Gott sei Dank, fühlte er – und ihr Bild grub sich jetzt so scharf in ihn ein und löste glückhaft quälend aus der Tiefe so viel versteckte Wut und eisiges Mißtrauen zu befreiter Sehnsucht, daß sich sein Gesicht in bitterem Schmerz zitternd verzog.
Da drehte sich Sophie zu ihm, wurde noch trauriger, sagte leise: „ja ja" – und streichelte ihn.

Sie sprang mit einem Ruck auf den Boden. Machte einige schnelle Schritte zum Fenster hin. Wollte den Vorhang herunterreißen, den Flügel aufmachen. Aber sie blieb plötzlich stehen. Schien sich etwas Fernliegendem zu erinnern. Gleichgültiger kam sie langsam zurück. Sie ging die hintere Zimmerfront mehrere Male auf und ab, an der Tür vorbei und fuhr mit der Hand über die Klinke. Es wurde offenbar, daß sie mit einem Gedanken rang, der zwischen quälenden Entschlüssen zu vermitteln schien. Sie sah starr zu Boden, zuckte zuweilen mit den Mundwinkeln.
Otto hatte anfangs wieder vor sich hingelächelt. Wurde jetzt aufmerksamer. Aber wie einer, der darauf wartet, zu einer nebensächlichen Hilfeleistung gerufen zu werden.
Sophie schloß: „Mit deinen zeitweiligen Verschwommenheiten hast du am meisten geschadet."
Er horchte auf den Ton. Der Klang der Stimme war irgendwie brüchig.
„Deine Geschichte mit dem Negerhäuptling kommt mir jetzt schmierig vor. Ich sehe dich direkt, wie du als kleiner Junge mit dem Finger im Straßenkot Kreise ziehst." Sie überlegte. Die Stimme schien ihr selbst nicht zu gefallen. Sie wurde so rauh. Sie schien die Gewalt darüber zu verlieren. „So ist deine Geschichte –" zwang sie sich.

Was hat sie nur, dachte er. Der Negerhäuptling? „Ach so –" rief er. Er lachte. Fühlte Rührung aufsteigen. Der Häuptling eines von den Franzosen unterworfenen Stammes soll deportiert werden und bekommt die Vergünstigung, seinen Harem mitzunehmen. Er hatte das von den Siegern großartig gefunden. Der Streit war gekommen, als er weiter erzählte, wie die Frauen sich weigerten, dem Häuptling ins Exil zu folgen, und der Oberst, der sich nicht genug darüber wundern konnte, schließlich zwei von den Frauen gewaltsam mittransportieren ließ. Hier war Sophie wütend geworden, während er nicht nur die Ritterlichkeit des Offiziers anerkannt wissen wollte, sondern einen Haß gegen diese Frauen zu bekunden bereit war. Er war gar nicht zu Wort gekommen, so heftig hatte ihm Sophie jede Entgegnung abgeschnitten. Ich habe sie damals nicht verstanden, erinnerte er sich.

„Ja so –" wiederholte er. Dunkel merkte er, wie etwas Beunruhigendes sich in ihm sammelte und darauf wartete, sich auszubreiten.

„Dieser Mann hat nicht das Recht, die Frauen in den Dreck zu ziehen. Was haben sie ihm getan – sind sie vielleicht schuld?"

„Ja wie denn, wie meinst du das?"

„Dieser Häuptling ist abhängig geworden. Ein halber Mensch. Er hat den Wert verloren. Er hat kein Recht mehr, mit einer Frau zusammenzusein. Die Komödie, die da aufgespielt wird, ist schmierig. Zwingen zu wollen –" sie machte eine verächtliche Gebärde.

„Aber ist er denn schuld –" man merkte, er war ängstlich. Er rang etwas nieder. „Man kann sich doch die Umstände denken, wie er besiegt, gefangen wird, am Leben bleibt, vielleicht um sich später zu rächen, vielleicht ..."

„Laß das!" Ihr Gesicht wurde rot angeschwollen.

„Aber bestand denn nichts, was die Frauen an den Mann kettet –" rief er mit zitternder Stimme. Mit niedergekämpften Tränen.

„Kettet – kettet?" Sie höhnte. Sie schien aufheulen zu wollen, aber verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. „Was sollen die Frauen da mit dem Krüppel. Und dann noch angekettet –"

Er nahm sich mit aller Kraft zusammen und blieb ruhig. Er antwortete mit leiser belegter Stimme: „Wenn er sie sehr geliebt hat, so wird er sein Glück darin gesehen haben, zu wissen, daß sie immer an seiner Seite stehen werden."

Sophie blieb stehen. Sie wuchs schwarz empor. Sie sprach mit eisiger Stimme: „So – Pfui Teufel" – und spuckte aus.
Da huschte ein Lächeln über sein Gesicht, spielte um die Augen, umspannte die Wange, sank dann ein und drängte – blitzschnell, daß er die Worte nicht mehr halten konnte: „Und du? Könntest du auch so sein?"
Sophie stutzte. Streifte ihn mit einem abweisenden Blick. Überlegen. Als ob eine Gefahr vorüber wäre.
Er aber erschrak. Widerstrebende Gedanken hetzten hin und her. Ich habe sie beleidigt, schoß es ihm auf. Er wagte sie nicht anzusehen. Er stieß hervor: „Bitte, denk nicht das – ich meine, du an Stelle des Häuptlings" – er erinnerte sich später, wie er gefühlt hatte, Gott sei Dank – ich hab's noch schnell sagen kör nen.
Sophie aber schlug mit dem Körper gegen die Tür. Sie richtete sich wieder auf. Wie ein sprungbereites Tier. Hing vornübergebeugt. Wollte schreien. Würgte. Ächzte. Wie von dem Pfeil getroffen, bäumte sich auf, schlug die Faust gegen die Tür, heulte: „Jawohl", schrie fünfmal, zehnmal: „jawohl", krächzte.
Er zog mit einem Ruck die Beine an, so daß er in hockende Stellung kam, und starrte sie für Sekunden bewegungslos an.
Er schien in einen Abgrund zu versinken. Er blieb wie von einer Mauer umgeben.
Gebrochenes Flehen: „Was hab ich denn gesagt – Sophie, lassen wir doch das alles sein. Ich hab ja nichts gesagt. Was hab ich denn getan – Sophie!"
Er mochte das mehrmals gestöhnt haben. Es kam von weit draußen her. Es mischte sich bereits der leise Ton einer Kränkung hinein, daß sie nicht auf ihn hörte.
Sie wurde ohne jeden Übergang plötzlich ruhig. Man merkte kaum, daß sie geweint hatte. Sie sah bedrückt aus, nur ihre Mienen zitterten stark und zwangen ihr ein Aussehen auf, das über alles hinwegzugleiten schien. Es gelang sogar, als ob sie verstohlen lächelte.
„Eben, was ist auch weiter," sagte sie leichthin.
Sein Gesicht zog sich zusammen, als hätte er einen Schlag bekommen. Wie wenn er sich von einer Fessel befreien müßte.
„Du weißt doch, ich habe immer solche Angst. Ich werde ja auch weggeschafft werden. Freilich ist es dumm, diese Angst."
Sophie zuckte die Achseln.

Er sprach schnell weiter: „Und dann, überall messe ich mir so viel Schuld bei. Meine Cousine kann ich immer noch nicht vergessen. Das wird sich alles rächen, denke ich, und das macht mich so unsicher."
„Deine Cousine?" fragte sie nebenher. Sie sah bereits wieder starr auf den Boden.
„Oh, ich hab dir schon erzählt. Auch da ist mein Vater schuld;" – er holte Atem und setzte sich etwas zurecht – „sie war bei uns zu Besuch. So mit sechzehn Jahren. Einmal ist sie im Garten vor mir hergegangen und hat sich immer umgedreht," – paßte es hier her? schoß es ihm durch den Kopf – „dann so in eine Hecke hinein, ich habe mich erst gar nicht getraut, ich wußte nicht, was ich machen sollte, dann bin ich doch noch schnell nachgelaufen, bin ihr um den Hals gefallen, hab sie geküßt und gleich wieder fort. Und wie ich dann so erregt ins Zimmer gekommen bin, hat mich der Vater von oben bis unten angesehen, hat sie rufen lassen und mich vor ihr einen Lümmel, den man ohrfeigen müßte, genannt und mich weiter vor ihr herabgesetzt." Um Gotteswillen, dachte er, was soll ich nur machen – „Ich bin ihr dann immer ausgewichen, ich dachte, erst muß ich den Vater erwürgt haben, ehe ich wieder zu ihr sprechen darf, aber ich habe ihr bei der Abreise einen Zettel noch zugesteckt, daß ich hinkommen würde und sie heiraten. Nach ein paar Jahren hab ich sie wiedergesehen. Mir fiel alles ein. Ich dachte, wenn auch nicht heiraten, aber wir könnten zusammensein. Als ich ihr das sagte, hat sie mich angesehen, daß ich zu ersticken glaubte. Sie stand im Garten mit einer Gießkanne, ganz hager, und hat überhaupt nicht mehr auf mich gehört. Erst war ich ganz erschrocken, dann hab ich einfach gelacht –" Er hielt inne. Schien etwas noch zu prüfen, ob er es aussprechen sollte.
Sophie blieb schweigend.
„Heute weiß ich, daß ich irgendwie schuld bin. Ich muß büßen. Ich hasse solche Frauen."
Sophie schwieg.
Sie schien nicht auf ihn zu hören.
Plötzlich schrie er: „Du! Verstehst du denn nicht, diese Unsicherheit, die immer ist – und mit deiner Schwester, Sophie – sprich doch!"
Es war, als ob sie erwachte. „Aber es ist ja nichts ..."

„Du! Laß mich doch nicht so sitzen, Sophie!" Er hatte Tränen in den Augen.
„Nun ja," sagte sie leise, „ich weiß doch nicht." Und munterer: „Es hat ja mit dir nichts zu tun. Hörst du, gar nichts mit dir. Überhaupt niemanden. Es ist ja alles vorbei. Das ist so. Hast du dich geschreckt?"
Er lauschte. Er sog die Worte ein. Aber es wühlte etwas in ihm, das er immer wieder hinunterstieß. Die Cousine war ihm sofort wieder entschwunden. Er fühlte sich direkt gekränkt. Wurde unruhiger. Er erinnerte sich später, er hätte sich winden mögen.

„Ich war sehr, sehr gern bei dir."
Er runzelte die Stirn. Der Ton schien so verwischt. Will sie mich reizen –?
„Bitte, vergiß das eben. Es hat wirklich nichts auf sich. Ich bin jetzt häufiger dem ausgesetzt."
Sie will sich für etwas rächen, schloß er. Wir werden es noch herausbringen müssen.
„Von dem ersten Tage an, da ich zu euch kommen durfte, habe ich mich so unendlich wohl gefühlt."
Er sah sie hilflos an. Er blieb im Zweifel, ob er sich freuen sollte.
„Ich habe nie daran gedacht, daß man mich verwöhnt oder gar einschläfern will," – als er fragend zu ihr aufsah, ganz aus allem Zusammenhang gerissen – „Nun ja, du und Frieda und die anderen alle wart immer so gut zu mir – ich war wie ein gefangener Vogel. So eingeengt, daß ich gar nichts gemerkt habe."
„Aber Sophie," – er hatte sich einen Sinn zurechtgemacht und sprach ruhig mit einem leise durchklingenden Vorwurf – „du bist doch unsere Führerin. Nach wem sollen wir uns denn sonst richten."
„Du bist immer der Bonze, zu dem die Leute gelaufen kommen, und ich soll die Bonzenfrau sein."
Er lachte sie an wie ein Kind, das weiß, daß man ihm zuletzt doch noch etwas schenken wird.
„Ich mag nicht die Bonzenfrau sein. Ich will die Leute alle nicht mehr. Wäre ich nur allein geblieben."
„Aber Sophie, aber, aber ..."
„Nein, ich will nicht." Sie stampfte mit dem Fuß auf.

Er wurde aufmerksamer. „Du hast früher anders gesprochen. Ich erinnere mich, daß du mit zuerst die Idee unserer Gesellschaft aufgenommen hast."
„Doch als Bonzenfrau," bestand sie hartnäckig.
Was mag sie nur meinen, dachte er. Sie sucht etwas gegen mich und warum nur.
Sie ließ die Mundwinkel drohend herunterhängen.
Sie ist ein Raubvogel. Sie wird mich zerhacken. Er freute sich.
„So wie ich bin, darf ich das alles nicht sein." Sie dachte daran, wie sie mit ihm die Welt eingeteilt, die Gehilfen ausgesucht und so viel schon von ihren Plänen erreicht hatte, und schüttelte sich. „Es war eine dumme Täuschung. Ich habe gar nichts darin zu suchen."
Wie ihre Schwester spricht sie, fühlte er und erschrak. Doch ließ er nichts merken.
Er glaubte sich zurückgesetzt.
„Und wenn du wirklich in allem recht hast – ja, ich glaube alles, alles – so bleibt es für mich ein Traum," – er blieb teilnahmslos – „ein gefährliches Experiment," – sie sah ihn lauernd an. Er zwang sich, den Blick nicht zu beachten. Ich werde schon finden, was sie meint, dachte er.
Er schüttelte den Kopf. „Wie du dich quälst." Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: sie ruft mich, sie schreit um Hilfe – es jagte um ihn und ließ ihn tief hinuntersinken, er hatte eine Gedankenreihe aussprechen wollen, alles war verschwunden, es tobte, zersplitterte, schichtete sich auf und umgab ihn wie eine unermeßlich hohe dichte Mauer. Er griff nach dem Kokain, das unter einer Ecke des Kissens lag, man hätte den Eindruck haben können, er träumt vor sich hin. Er dachte nicht einmal: was soll ich tun – er spürte es deutlich, wie er nach diesen Gedanken als einer Erlösung sich mühte, aber vergeblich, er war irgendwo eingespannt. Eher hätte er vor sich hinpfeifen können. Er schämte sich später daran zu denken. In der Ferne schwebte der Wunsch, sich zu erstechen. Es verschwamm alles. Es war ihm, als ob er davonlief. Er ruckte mehrmals und verschüttete das weiße Pulver. Dann schnupfte er aus einer langen Glasröhre. So, daß zu erwarten war, er würde sich sogleich nach jemandem umdrehen. Irgendwelche Erklärungen einem geben, der neu hinzugekommen ist. Aber er schwieg. Er hatte jetzt alles vergessen. Es verhallte noch in der Tiefe wie ein abziehendes Ge-

witter. Er befestigte sich allmählich wieder auf der Position des Zurückgesetzten.
Sie hatte ihm zugesehen, ohne eine Miene zu verziehen. Ihr Gesicht wurde wieder regelmäßig und weich. Es ist wahr, sie sah ihn mit unendlicher Liebe an.
Er hielt sich an dem Gedanken fest, wie soll ich es nur machen, daß sie weniger leidet, und mühte sich.
Sie sagte: „Ich muß immer daran denken, daß es zwischen dir und Frieda nicht mehr gut geworden ist. Es liegt schrecklich auf mir, daß es dir nicht gelungen ist."
Er schwieg. Blieb in die aufsteigenden Erinnerungen verstrickt.
„Als ich aus Florenz kam, wollte ich alles in die Hand nehmen. Wär ich doch nicht fortgefahren."
„Daran ist dieser Mensch schuld –"
„Nein, daran bist du schuld. Weißt du nicht mehr, wie du davon sprachst, du müßtest mich erst einholen, ich wäre frei und das alles. Damit stand ich draußen." Sie zwang ein Lächeln.
„Mit Frieda war damals nicht viel anzufangen. Sie war doch die ganze Zeit mit ihren Leuten zusammen und hätte sich wenig um uns gekümmert." Er sprach jetzt mit einer heiseren Stimme, die nach einer ruhigen Klarheit strebte. Ohne innere Erregung. Ganz sachlich.
„So ähnlich sprichst du eigentlich immer."
„Nein!" Er begann sich zu ereifern. „Ich glaubte dich damals so zu verstehen, ich soll mich von Frieda ganz trennen. Ich war bereit dazu, und ..." er schwieg.
Über ihr Gesicht glitt ein Leuchten. „Nun und?"
„Es ist ja auch so dazu gekommen ..." Er senkte den Kopf.
„Siehst du, wie frei du bist –!"
„Was denn – ich bin und war bereit."
„Nicht so. Ich wollte damals Frieda wieder zu dir führen, ich verstehe nicht, wie du das jetzt anders sagst."
Er merkte, daß sie sich entschlossen hatte, zäh daran festzuhalten, und schwieg.
„Ich bin ihr ja auch entgegengekommen. Aber ich glaube, nur deinetwegen ist sie so wenig darauf eingegangen."
„Aber du. Sie hat dich so glücklich aufgenommen. Sie hat dich betreut."
„Ja warum das. Ich hab ihr doch nichts getan. Ich bin doch kein Aschenbrödel."

„Sieh mal, es soll doch kein Vorwurf sein, ich hätte es doch so gern gesehen, wenn ihr ganz zusammen gewesen wäret, und ich weiß bestimmt, Frieda wollte das auch. Nur du warst mißtrauisch. Etwas störrisch, ich hab dich dafür so liebgehabt .."
„Liebgehabt?" Die Stimme wurde hart.
„Ich konnte dich streicheln und immer wieder gutmachen."
„Ach!" Sie wehrte ab, als ob sie ein nebensächliches Gebiet betreten hätte. „Gerade das hat mich immer fortgetrieben."
„Als du dann zu ihr ins Bett wolltest und sie hinaussprang, war sie vielleicht sehr unglücklich. Ich kenne an ihr diese momentanen Zusammenbrüche. Sie häuft sich Schuld auf. Und dann ist's auch nicht mehr gut geworden."
„Wie schnell du damit bei der Hand bist. Dasselbe sagst du seit damals, als du sie ersäufen wolltest. In Venedig oder wo." Ihr Gesicht zuckte jetzt unaufhörlich.
„Auch." Er sprach immer schneller. Der Speichel rann aus dem Mund. „Aber du warst die Hoffnung, verstehst du denn nicht. Gerade für Frieda."
„Ich? Gerade ich?" Sie lachte höhnisch auf.
„Aber Sophie, so quäl dich doch nicht. Auch in vielen anderen Dingen ist es doch nicht mehr mit Frieda gegangen."
„Ja, ich weiß schon, ich stand im Wege."
„Ja, als Stern. Als Sonne. Sie hat sich immer mehr mit Schuld beladen, sie sank hinunter und rächte sich, statt sich anzuklammern."
„Anklammern, an wen denn?"
„Meinetwegen nicht anklammern. Aber sie mußte ja leiden, wenn sie zu uns ganz kommen wollte. Sie hat sich entweder geschämt und nicht mehr getraut oder wollte eben nicht mehr."
„Weil du – du nicht für sie da warst. Überall zersplittert nach dahin und dorthin und nicht für sie allein."
„Das ist nicht wahr," stieß er bestimmt hervor.
Sie stutzte. Sah über ihn hinweg.
„Ich habe furchtbar darunter gelitten. Wenn du nicht gewesen wärst, war schon lange vorher alles aus. Ich hatte sogar das Gefühl, als reize sie mich, damit ich sie umbringe. Sie hat manchmal den ganzen Tag dagelegen und mich so beobachtet, nie hat sie sich für meine Arbeiten interessiert – bis du kamst."
„Es war doch alles anders." Etwas Zitterndes lag in ihrer Stimme.

„Jede Stunde ging sie weiter von mir fort. Ich wurde ganz verzweifelt. Je mehr ich ihr entgegenkam, desto schlimmer wurde es. Und was hat sie mit den Medikamenten alles angestellt –" er sprach überaus eifrig, wie zu einem dritten. Mit der Hand, die noch das Glasröhrchen hielt, fuchtelte er hin und her.
„Du wußtest doch aber, daß du ihr gehörtest," beharrte sie wieder.
„Sie wollte aus ihrer Enge heraus, sie suchte mich, ja, und entzog sich immer. Vielleicht habe ich irgend etwas angegeben – ich weiß heute noch nicht, was eigentlich der richtige Grund ..."
Da fiel ihm Sophie heftig ins Wort: „Sie hätte immer zu dir stehen müssen. Sie schiebt alles hinaus, bald das, bald jenes, was sie hindert, sie hat keinen Mut, keinen Glauben," – ihr Gesicht wurde fiebergerötet. „Und doch gehört sie zu dir." Sie sprach die letzten Worte bereits wieder leise und gleichgültig. Brach kurz ab, als müßte sie sich schämen. Als hätte sie auch jetzt wieder vergeblich auf etwas warten müssen.
Er schwieg. Er hätte sagen wollen, es ist ja alles nicht so.
Nach einer Minute, in der beide das Schweigen peinlich bedrückte, sagte sie: „Du hast doch einmal von ihrer Freundin eine Ohrfeige bekommen."
Er lächelte – überhaupt hörte er die letzte Zeit weniger auf das, was sie wirklich meinte. Es war, als hätte er das alles zu Frieda sprechen können. „Ach Gott, ich hab ihr damals eine dumme Antwort gegeben, als sie auf einem Spaziergang durch den Wald von mir verlangte, ich solle sie erwürgen."
„Ich erinnere mich." Sie sah ihn lauernd an.
Nach einer Weile sagte sie: „Glaubst du nicht, daß dieser Wunsch das Höchste ist, was eine Frau geben kann?"
Er riß die Augen auf.
„Das Höchste, Heiligste," schrie sie. Sie verzerrte das Gesicht. Stierte ihn an.
Eine furchtbare Angst würgte ihn. Er brachte kein Wort heraus. Sie mag mich nicht mehr, dachte er. Sie wird mich ganz verstoßen ...

Sophie kümmerte sich nicht darum.
Nach einer Weile begann sie hastig und stoßweise zu sprechen: „Es ist der Fluch der Könige, daß um sie herum Volk ist. Sie werden heruntergezogen, entweiht, mit Dreck beworfen.

Warum können wir uns nicht oben halten." Sie schaltete leise ein: „und sind immer schon so zerbrochen und krank von Anfang an," – sie schritt im Zimmer auf und ab. „Alle Leute hängen sich an uns. Man muß verzweifeln und zugrunde gehen, wenn es nicht gelingt, sich ganz zu demütigen, alles in sich aufzunehmen und zu überwinden. Oh, diese Härte, die in uns ist! So, daß ich zerrieben werde." Sie lauschte eine Weile. „Ich bin gern zu euch gekommen. Ich mochte mit dieser Lehrerin nicht länger mehr leben. Es war bei ihr alles so fertig und eingeteilt. Ich war eigentlich froh, daß sie mich zwang, ihr zu Willen zu sein. Das Leben war ein schmaler Gang, man sah immer die Tür vor sich, mit der es unweigerlich geschlossen war. Es war schön, in dieser Enge etwas zu durchbrechen, daß ich jemandem zu Willen sein konnte. Nein, du irrst. Es hat mir nichts geschadet." Sie schwieg wieder. Biß sich in eine Erinnerung fest. „Es geschah alles freiwillig. Eigentlich hat sie mich niemals gezwungen. An allem bin ich selbst schuld. Ich wollte einfach mal mit einem Mann zusammen sein." Sie lauschte.
Er erwachte. Wurde von etwas hin und her bewegt. Quälte sich.
„Es geschah mir recht, daß ich gleich angesteckt wurde. Wie sollte ich etwas anderes erwarten – Ich hatte die ganzen Jahre davor solche Angst."
Er antwortete grob: „Du hast es so gewollt." Dann besann er sich: „Und du bist doch auch bald wieder gesund geworden. Ich dachte, du hättest das alles schon längst hinter dir."
„Wieso – ich war doch nun einmal krank. Kann man das auslöschen?" – indessen, man merkte, sie glaubte nicht recht daran.
„Auslöschen nicht. Aber man soll den eigentlichen Grund herausschälen und ihn sich immer warnend vor Augen halten." Hastiger: „Du bist doch gesund geworden. Was quälst du dich noch damit, das ist übertrieben. Du hast keinen Grund mehr. Du hast so viel Schönheit gegeben ..." er empfand es unerhört peinlich, daß seine Stimme nicht warm werden wollte, und wurde unsicher.
„Ich mag nicht die Frage nach dem Grund. Ob ich mich damals einordnen wollte, wie du sagtest, mich beschmutzen mußte, um nicht allein zu sein, – wie hört sich das an! Das sagst du nur so. Wozu willst du mich einschläfern. Mir ist's, als könnte

das heut noch alles wieder so sein."
Er sagte ärgerlich: „Ach!" Er hätte sie prügeln können.
„Warum hast du dir denn mit diesem Maler solche Mühe gegeben. Bist mit ihm weggefahren, du wolltest ihn herrichten, sagtest du –"
Er antwortete höchst ungern, es war, als ob er beinahe wimmerte: „Ich wollte ihn doch für dich herrichten, damit du nicht eine so große Enttäuschung erleben solltest." Er schloß mürrisch: „Es ist ja auch nicht gegangen" – und als hätte er noch hinzufügen wollen: verflucht, hör damit auf!
„Warum bist du denn mit ihm weggefahren und nicht mit mir!"
„Um Gotteswillen." Er schlug die Hände zusammen. „Versteh mich doch!"
„Was hat er getan? Ich hab mir ihn doch ausgesucht. Er hatte einen so starken Willen. Ich wollte mit ihm die Welt erobern. Was hätte denn auch dazu gefehlt! Schließlich war und ist es doch auch meine Sache, mit ihm aufzuhören."
„Ich konnte dich doch aber nicht mehr bei ihm lassen – Außerdem habe ich ja auch wirklich nichts dazugetan, im Gegenteil."
„Eben," sagte sie kühl.
„Eben," wiederholte er dumpf. Er konnte sich nicht mehr beherrschen. Er zeigte, daß er sich tief gekränkt fühlte.
„Einmal hast du ihn aufgedrängt, dann wieder fortgejagt." Sie kreischte. Er hatte diesen Ton noch niemals an ihr gehört. Er war ihm ganz fremd. Er fühlte sich im Innersten erschrocken und haltlos.
„Fortgejagt habe ich überhaupt niemanden," zwang er sich.
„Es ist einerlei! Du weißt Leute zu treffen. Vielleicht schlimmer als fortgejagt," sagte sie eisig und sah ihn an.
„Ich habe immer dein Bestes wollen," murmelte er. Aber er blieb gekränkt.
Da löste sich in Sophie die Spannung. Sie fiel ein. Ihre Augen wurden glänzend. Als wollte sie ihn zurückrufen oder hierhalten. Sie wollte auf ihn zukommen, aber blieb festgebannt stehen. Schwankte.
„Hättest du es immer getan. Allen Leuten hab' ich dienen müssen," sagte sie leise. Und weich verhallend: „Ich mag nicht mehr leben."
Eine unendlich wohltuende Wärme breitete über die Klüfte und Sturzbäche seines Inneren einen Schleier. Er fand keine

Kraft mehr nachzudenken oder sich Rechenschaft zu geben. Er fühlte eine strahlende Liebe wieder sich wölben und sank in einer fortreißenden Sehnsucht nach einer Hoffnung in wohlige Tiefen.
Er schwieg.

Noch einmal klammerte sich Sophie an das Glück, das im Menschen verborgen liegt und unaufhaltsam nach Erlösung drängt. Für Minuten hetzte sie wieder ihr Leben durch, verweilte in den Tagen ihrer Münchner Zeit und schlürfte das innige Verwachsen mit diesem Menschen, der jetzt vor ihr saß und in soviel Hoffnungen befangen war, daß er sie ganz vergaß. „Otto," rief sie leise, „wenn es mein Bruder wäre, würden alle nebligen Zweifel vor seinem Blick auseinanderstieben; und so sehr ist er mein Bruder, daß ich vor meiner täglichen Schuld zittern muß," stieg es vor ihr auf. „Ich glaube an ihn, aber ich kann nicht mehr mit ihm leben, ich kann mich nicht befreien, ich bin an ihn festgebunden, und alles treibt mich in neue Schuld. Ich will dienen, und darf nicht so sein, wie er will. Ich darf nicht und kann nicht, ich muß dienen. Aber ich kann dann auch nicht mehr bei ihm sein. Und ich habe solche Schuld an ihm. Sie glüht in fiebriger Hast. Er muß mich freigeben. Ich will alles leiden, verstoßen sein; das Glück seiner Freiheit erdrückt mich. Ich kann doch nicht rein bleiben." – Es war immer wie ein Strudel, in den sie hineingerissen wurde, aber jeweils stieß sie mit quälender Anstrengung sich frei. Vielleicht nur eine Kleinigkeit zu überwinden, irgendein Punkt noch, eine Spitze, dann wird es sicher gehen. Sie schüttelte sich. Sie fror. Nur aushalten! Sie biß die Zähne zusammen. Und wieder fraß die schleichende Einsamkeit sie auf. Steuerlos trieb sie umher, das schrille Zerbrechen ihrer Gemeinsamkeit in den Ohren. Sehnsüchtig sich zerreißend nach neuen Keimen. Und wieder blitzte das Glück, strahlte, flutete, hob sie empor, ließ sie anklammern und – schwieg. Erzitterte und verblutete. Haltlos, niederreißend. Wühlte von neuem. „Du –!" Lauschte. „Hörst du?"
„Ja?" Er atmete schwer.
„Warum soll ich nicht wieder krank werden?"
„Du hast doch gar keinen Grund." Er sprach müde und schleppend.
Sie war nicht befriedigt. Sie spreizte die Finger aus und krümmte

sie dann zusammen. Als wollte sie etwas erzwingen.
„Ich meine doch die Folgen!"
„Gar keine Folgen," seufzte er.
Sie verzog den Mund. Es schien, er hatte sie maßlos beleidigt. Es muß noch heraus, betete sie leise. Dann ist vielleicht alles gut. Sie wartete eine Weile.
Endlich sagte sie, als ob sie von jemandem gestoßen würde: „Du weißt doch, ich wurde damals krank, als Frieda das letzte Kind bekam."
„Du hast es doch überstanden, und dann hatten es ja auch alle vorausgesehen."
„Ich hätte mich ebenso auch freuen können."
„Das hast du gewiß." Er riß sich zusammen. Er zitterte.
„Ich weiß, daß ich ein Kind nicht mehr bekommen kann."
„Du hast schon an die neue Basis geglaubt. Dafür wird die Welt und alles Schöne in dir die Mutter sehen," beteuerte er.
„Und wenn auch – da müßte ich doch damals sehr kleinlich gewesen sein, wenn ich Friedas Kind nicht mehr ertragen könnte. Weißt du noch, wie du mich geärgert hast, als ich dir sagte, Frieda ist zu früh da."
„Ich sehe es heut besser. Du hast doch sehr recht."
„Du! Versteck dich doch nicht! Das Kind war ja von Georg, warum hätte ich denn an dir leiden sollen?"
Es war, als müßte er zerspringen. Er glitt von der Chaiselongue und glitt zu ihr hin.
„Hast du nie bedacht, daß aber das Kind mein Gesicht trug!"
„Das haben wir alle gesehen. Frieda hat sich doch besonders darüber gefreut." Er blieb stehen. Geduckt und scheu.
„Siehst du, wie sie mich kennt!"
„Ich verstehe nicht, versteh' dich wirklich nicht," seufzte er.
„Du lügst," schrie sie. Sie sah sich nach Hilfe um. Plötzlich lachte sie laut. Er hätte unter die Erde sinken mögen. Fortlaufen. Er wollte nichts mehr hören. Er stöhnte etwas vor sich hin.
„Was willst du noch! Ich gehöre doch zu Georg. Ha." – Sie zeigte die Zunge. Das Gesicht war zerrissen. Die Haare hingen über die Stirn.
Er tat nichts. Er konnte sich auch später an die Sekunden nicht mehr erinnern.
Sie wich an die Wand zurück.

Er sagte dann: „Frieda wollte sich auch damals nur ersäufen, weil sie ein Kind von mir trug."
Er fühlte sich ergriffen von einer rasenden Unruhe, die ihn folterte und zerriß. Quälend klar stand vor ihm: Es ist etwas zu tun, es wartet jemand, schnell doch – er keuchte. Er begann aus der Nase zu bluten.
Wie eine Rettung stieß er hervor: „Ich war überzeugt, daß dieses Kind das Ende unserer ganzen Hoffnungen gewesen wäre. Die Frau war damals nicht reif genug für das Kind." Dann wie um eine Anknüpfung zu suchen: „Ich hab' mich überhaupt nie darum gekümmert. Mir war es schrecklich." Er wartete auf eine Antwort.
Sophie ging mit festen Schritten an den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, legte die Arme auf und verbarg ihr Gesicht. Er hatte später an ihr Aussehen keine Erinnerung mehr.
Seine Unruhe wuchs und wuchs. Er spürte bereits keine Schmerzen mehr. Es war, als hörte er nur noch ein motorisches Knattern, das ihn zerrieb. Er erinnerte sich an das und jenes. Das Auge blieb haften an einer Häuserreihe, die gegenüber auf dem hohen Ufer eines wunderbar ruhigen Stromes ihm breit leuchtende Farben sandte, die ihn erdrückten. Dazwischen hob sich eine liebe gute Frau, die ihm winkte und winkte, während er in einem Kahne mit einer herrlichen Frau trieb und trieb und den Nachen zerschellen ließ und sank und sank, und er tat nichts hinzu, denn ihm war alles betende Ruhe und Glück, das er von Kindheit an so gesucht. –
Nur der Motor knatterte.

Oh – es knatterte. Jagte. Kicherte.
Er fühlte dumpf, ich muß etwas tun. Er machte Schritte. Er sah sich an der Wand entlang schleichen.
Jetzt hörte er es deutlich. Es kicherte. Er blieb gekrümmt stehen. Eng an die Wand geschmiegt. Es war entfernt, als ob er einen Plan schmiedete, er hielt den Atem an und lauschte.
Sie wird mich ganz verlassen – aha, zitterte es in ihm, o ja, ich hör's – sie will mich nicht. Immer schon – wahrscheinlich. –
Er schnellte den Kopf zur Seite. Sah dann starr nach dem Fenster. Er bewegte die Augen, suchte. Hielt sie zusammengekniffen.

Er war immer ein Feigling – eine Ohnmacht bäumte sich auf. Penng, schlug es. Penng – Penng.
Ein Geräusch lief von den Wänden, schwoll an, zersplitterte: er hat ruhig zugesehen. Der weiß schon.
Er zwang in sich: es hat nicht in meiner Macht gelegen, es aufzuhalten. Dann schüttelte er sich. Noch nie hat sie so wenig zugehört. Sie wird mir ganz fremd. Ich weiß gar nichts mehr. Gestern noch – Er lauschte. –
So ein Verräter. Gestern noch –
Er hob den Arm. Wollte gegen die Wand schlagen. Fuhr zusammen. Sah scheu zu ihr hinüber. Sie atmete ruhig.
Er blickte geringschätzig umher. Was will er – er verzog in furchtbaren Qualen das Gesicht und lauschte. Sie ist hart zu mir. Sie leidet an mir. Sie steht so hoch. Aber alle verstoßen mich. Wo soll ich hingehen, sie hat mir doch auch so oft gesagt – er sank wie unter schweren Schlägen wieder zusammen, nein, sie muß es wissen. Wir gehören doch zusammen. Die ersten zwei Jahre beweisen das. Alle haben das empfunden. Man ist uns scheu aus dem Wege gegangen. Niemand hat sich getraut.
Er holte erlöst Atem.
Hetzte weiter: der Grund liegt nicht über mir. Sie will mich treffen. Vielleicht auf die Probe stellen. Ich soll mich immer von neuem beweisen. Es ist klar, daß sie bei mir bleiben wird.
Warum pflanzt sie in mich dieses Mißtrauen? Nur sie allein kann mir den Glauben wiedergeben. Werde ich sie noch erreichen – ich habe doch nichts getan.
Genau unter ihm prägte sich ein tobender Streit. Spitze Schreie. Nie hat dort jemand gewohnt, dachte er noch.
Und während aus allen Ecken Schimpfworte auf ihn niederglitten, sie blieben eine Zeitlang in der Luft schweben, zerplatzten und stießen ihn leise an – hob sich durch die Katarakte seiner aufgepeitschten Angst ein stiller schwarzer See, der den im Schweiß Zitternden in sich hineinsog.
Er fühlte wie das Leben verrinnt. Minuten sprangen auf und glitten hinab. Für immer. Und jede nahm etwas von dem Glück dieser Welt mit hinweg, das ihnen wieder verloren war. Es schwindet dahin. Wir grübeln und schlagen uns blind und stehen abseits und können uns nicht mehr hören, wir wollen einander nicht mehr die Hände geben, niedergedrückt von der Schuld, die unser Leben achtlos zerfließen läßt – und unsere Scham ist

groß. Und sind einander im Weg und müssen uns so immer erwürgen.
Es verging wie ein Strudel. Der Streit tobte und riß ihn mit hinein.
Er wird sie noch umbringen, heulte es.
Er zerkratzte sich das Gesicht. Er war bis auf die Brust mit Blut befleckt.
Bitte doch, höhnte es. Es steht bei mir. –
Er fühlte, er wird auf die Knie sinken, winseln, betteln, kriechen –
Sein Gesicht wurde bösartig, hinterlistig. Der Kopf hing nach vorn gestreckt. –
Er brachte einen ächzenden Laut heraus, schluckte. –
Dann richtete er sich straff auf. Spannte sich. Gut! Ich nehm's auf mich. Ich bin überflüssig. Ich weiß meinen Weg. Gut!
Die Dämmerung zerriß.
Er unterschied in dem Flackern des Lichtes, daß sie davontrabten. Sie hinkten, die Schweine.
Er traute sich einen Schritt weiter ins Zimmer hinein.
Er lauschte. Etwas ungeheuer Schwarzes schoß um ihn herum empor, hüllte ihn ein und schützte ihn.
Er dachte: wie sind die Tiere doch besser als die Menschen. Dann: es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo der Mensch die Menschen noch mehr lieben wird als die Tiere. Was wird man da in der Welt tun. – Dann: Ich hatte zuviel Schwere herumzuschleppen. Tränensäcke. Dann: Es hängt mir an, daß ich nicht ein einziges Mal etwas Lebendes, jemanden, erwürgen konnte – fassen, zudrücken und aufatmen. Dann: Wenn man nur einmal mich lieben würde wie einen weißen Schäferhund oder eine Zikade oder ein Albanerpferdel.
Er ging mit sicheren Schritten zur Tür und klinkte auf.
Sophie hob den Kopf auf und fragte: „Was ist?"
Er stotterte etwas und gebrauchte das Wort: „Der Schimpftrottel."
Sie sagte sehr schnell: „Willst du denn fort –?" und dann langsamer mit müder Stimme: „Was willst du denn tun?"
„Ich will etwas Wasser holen."
Sie nickte.

Sophie stand auf und blieb mitten im Zimmer stehen.
Sie machte einen tiefbekümmerten Eindruck. Doch schien es, als ob sie sich einen verbissenen, gewaltsam hochmütigen Zug aufzwang.
Sie spielte noch einmal mit dem Gedanken, hinauszulaufen und sich von neuem zu demütigen. Aber nur ganz nebenher. Lediglich eine Feststellung. Etwas wuchs in ihr und flüsterte mit befriedigender Eindringlichkeit: Es ist genug.
Sie ging langsam zur Tür. Kehrte zurück, an der Chaiselongue vorbei, ging um den Tisch herum, trat auf Scherben, daß es knirschte.
Das Leid der Welt ist hohl. Wozu sich opfern, versicherte sie sich.
Nur Otto – aber ich darf ihn nicht länger halten, wußte sie. Er muß frei werden für seine Mission. Niemand darf sich an ihn hängen. Es war, als ob sie lächelte. Sie hätte ihn gestreichelt.
Aber ihre Augen blieben stechend. Es gibt keinen Schmerz. Alles Ohnmacht. Winselnde Lüge. Ich bin nicht fähig. Doch nur ein Krüppel. Kann ich es verhindern, daß sie um mich herum jammern. Überall verzerrte Gesichter. Und ich bin so schwach. Nichts kann ich aufhalten. – Aber es waren alles nur Feststellungen. Sie drangen von außen auf sie ein. Etwa wie Auszeichnungen, die man sich willenlos ansteckt.
Taubes Reis, und bin immer im Wege dem Glück, das zu den Menschen kommen will, die mich lieben – ich will nicht betteln. Alles geschieht mir recht. Es bleibt keine Erniedrigung mehr für mich. Ich muß nachhelfen. Sie hätte das alles laut deklamieren können, auch Musik hätte sie nicht mehr gestört. Nur auf ihrem Gesicht blieb ein hastender Wechsel zwischen ängstlichem Bekümmertsein und starrer Entschlossenheit. Doch auch nur so, daß eine Aufgabe, die sie in sich trug, Zweifel wisperte, sie wird nicht fähig sein, auch hier versagen, denn es ist ein Gesetz, ein Gesetz ... Gegen dieses Gesetz stieß sie mit loderndem Haß.
Ihre Furcht wuchs.
Die Wände begannen zu kichern. Die Decke neigte sich hohnlachend. –
Sie stürzte zum Fenster, riß den Vorhang in Fetzen herunter, stieß die Flügel weit auf. –
Da geschah – der Gestank der menschlichen Fröhlichkeit

gluckerte blechern hinein. Plumpe Häuser rissen wartend das Maul auf und grinsten, sie zu verschlingen. Protzige Bäume krümmten sich vor Lachen. Blüten spieen in erstickender Geilheit. Etwas Helles, Kaltes, Glitschiges umklammerte sie und wollte sich auf sie werfen. – Als hätte sie jemand geschlagen, erinnerte sie sich plötzlich, daß genau aus diesem Zimmer eine von seinen Bekannten sich hinausstürzen wollte und hängen blieb und so furchtbar blutete. Sie wurde sich über den Grad ihres Erschreckens nicht klar. Sie hätte sich auslachen mögen und schalt sich in irgendeinem Winkel ihres Innern aus, wie ein scherzhafter Streit zwischen Mutter und Kind.
Indessen wurde alles wie von einem Nebel verhüllt.
Sie sah sich hinausstarren wie über ein unendliches Meer. Sie sah ihre Augen sich weiten. Sie wurden riesengroß und drohend und spähten umher und wollten sie verschlingen.
Sie fühlte, wie sich jetzt etwas auf sie legte und erdrückte. Sie konnte sich nur noch ein wenig bewegen. Immer noch ein paarmal atmen. –
Ihre Furcht wuchs.
Sie sah sich gehetzt davonlaufen. Sie lief toll hinter einem Menschen her. Der sah aus wie Frieda oder wie ihre Mutter, aber die hat sie ja nie gemocht, sie hörte sich gequält über das alles stöhnen und jagte und jagte, es kam der Verfolger, er war schon aufgeschwollen. –
Sie zuckte zusammen, sah sich um.
Er war bereits wieder im Zimmer.

Sie standen sich gegenüber.
Sie sagte: „Ich bin an der Erbsünde schuld."
Er merkte wohl, daß er sehr erschrak. Aber er fand bestätigt, ich kann sie doch nicht mehr erreichen. Zudem hatte er vergessen, sich das Gesicht von dem Blut zu reinigen. Er dachte einen Augenblick daran und suchte in den Taschen nach einem Tuch.
Er sprach mit sachlichem Ernst einige Sätze über die Erbsünde und deren psychologische Beziehungen und Zusammenhänge, woraus zu entnehmen war, daß er teils an sich gegenteiliger Ansicht war, teils ihre Worte übertrieben fand. Sie hatte sich wieder gesetzt. Er ging im Zimmer auf und ab. Jedoch war er bemüht, nicht in die Nähe der Tür zu kommen.

Zeitweilig unterbrach sie ihn mit einer Antwort, die auf das Thema einging.
Dann rief sie: „Otto, wie hab' ich dich doch lieb."
Aber der Klang ihrer Stimme schien sich selbst verwundert umzuschauen, schwankte etwas, als müßte er sich schämen und verkroch sich schnell.
Man merkte, er sucht nach etwas fieberhaft. Es fiel ihm ein, daß das Flackern der Lampe unerträglich wurde. Sie stört entsetzlich!
Er wußte nichts zu erwidern. Es war, als ob er beschloß, sich das vorzumerken. Was sollte er jetzt damit anfangen. Sie ist an der Erbsünde schuld, wiederholte er. Mein Gott! Er ging mit dröhnenden Schritten auf und ab.
Nach einer Weile sagte er: „Du wirst sehen, ich bin fest entschlossen, mir meine Narkotika abzuschaffen, es hat uns doch manchmal gehemmt."
„Warum denn? Ich hab' sie doch gern gehabt. Gerade so hab' ich dich lieb."
„Wir werden aber dann unabhängig sein. Es läßt sich leichter aufbauen."
Sie schwiegen wieder eine Zeitlang.
„Du hast auch schon lange keine so schönen Schachteln mehr mitgebracht wie früher. Mit Bildern obendrauf. Ich hab' sie doch immer sammeln können."
Ihm war, als würde er zerrissen. Er hielt krampfhaft die Lippen aufeinander gepreßt.
„Ich muß sehen, daß ich welche bekomme," stieß er endlich hervor.
Dann sagte sie: „Manchmal fällt mir ein, ich darf eigentlich nur – – Ich mag nicht mehr bei einem Mann schlafen."
Wie ein Blitz durchzuckte ihn eine neue Hoffnung. Er wagte nicht zu atmen. Sie bleibt Königin, zitterte es in ihm, aber er fühlte sich schon zu schwach. Er konnte nirgends zufassen. Er schwankte hin und her. Ihm blieb nur ein Blick. – Du guter herrlicher Mensch!
Überhaupt ist das Feuer schon lange ausgegangen, fiel ihm ein. Er lief plötzlich zu dem kleinen Kamin. Raffte herumliegende Scheite zusammen. Fand Zündhölzer.
Sie sah ihm zu.
„Es ist gut. Ich glaube, es ist furchtbar kalt –"

Da begannen die Wände heftiger zu zittern. Die Decke verbeugte sich: es ist Zeit. Die Ecken wisperten: hee, wirst du – hee, wirst du –
Als ob sie angestoßen wurde, preßte sie heraus: „Du –," zwang sich etwas, „ich hab Zahnweh."
„Ja? Soll ich dir Kokain geben? Eine Messerspitze –"
„Gib her. Ich mach's mir selbst –"
Er hockte am Feuer und schürte die Feuerung, alles schien davon abzuhängen. –
„Gib mir auch noch etwas Schokolade," sagte sie dann mit einer klaren, wunderbar befreiten Stimme.
Diese Stimme zwang eine unheimliche Stille herauf.
Er spang auf. Er fand keine Schokolade mehr – Sie schluckte noch. Sie sah ihn neugierig an. „Jetzt habe ich deine ganzen Schachteln ausgefressen."
Ein heiserer Schrei quoll: „Sophie!" Als wollte er sie schlagen.
Während er noch würgte und zu zittern begann, sprach sie: „Komm her. So gibt es keine Vergewaltigung mehr." Sie nahm seine Hand und küßte sie. „Ich danke dir."
Sie stand auf. „Führ' mich" – sie nahm seinen Arm.
Er geleitete sie zur Chaiselongue. Er war Feldherr und Gott, der nach unten weist.
Dann brach er zusammen. Er schrie. Tobte. Rannte den Kopf gegen die Wand. Schlug sich die Fäuste in die Brust. Warf sich vor ihr nieder. –
Sie sprach noch einmal voller Vorwurf: „Du – Otto – –"
Da preßten sich Worte hindurch. Eine Flut von Bitten, Flüche, Selbstanklagen, Fragen schwoll an –
Sie drehte sich weg.
Er wollte ...
Da sagte sie mit einer Stimme, die ruhig und schneidend und bestimmt war: „Du kannst mich – –"
Er griff nach hinten. Wollte eine Faust packen, die ihn am Genick hielt. Hing und zappelte –
Dann lief er hinaus, um den Arzt zu holen, und – lieferte sich den Feinden aus.

Opferung
Ein Roman

VORBEMERKUNG

Worauf kommt es an –
Das Leben zwischen den Menschen wird brüchiger. Die Geschehnisse des täglichen Hinvegetierens wechseln willkürlich die Farbe. Es hilft nichts mehr, eingreifen zu wollen, etwas herauszuheben, aufzublasen, anzupinseln – es sinkt wieder kraftlos zusammen. Stinkt vor Unsicherheit – die Systeme, Ideen, Religionen – tropft kärgliche Verzweiflung: Man setzt sich den Zylinder auf, hockt ergeben vor dem Grammophon, auf den Straßen wimmern erlöst die Niedergetretenen – es ist so langweilig, sich der Entscheidung des Todes anheimzustellen, kaum ein flüchtiges Dämmern Besoffener – aber sperrt die Ohren auf! Aus den Vergewaltigungen der Straße, Mädchenmorden, Pferderennen, Messerstechereien, Hypothekenschiebungen, Kreischen, Hilferufen und der ersehnten Blutschande quält sich ein Rhythmus, wächst auf die Beziehung zweier Menschen eingestellt und will sich verschenken .....
in seinen Schwingungen, die noch vergeblich hinausklingen, in seinen Verknotungen, die anschwellen, seinen Zusammenbrüchen, die noch überlaut das Maul auftun – der hergeholte Rahmen äußerer Geschehnisse gibt dem noch abseits Stehenden die verbindende Hand.
Zerschlagt Euch! Reißt Euch entzwei! Macht Euch frei. Laßt die Menschen um Euch herum endlich leben! Denn die Kraft von dem Glück und der Schönheit dieser Welt wird nicht eher Ruhe geben.

DU HEISSES BLUT, EIN ZUCKENDES HERZ WIRD BRECHEN

Die Freunde nahmen schließlich den noch immer sich sträubenden Studenten am Arm und führten ihn auf die Straße. Hans Böhme zitterte heftig, als er durch die leeren Hallen des Bierausschanks hinausging. Seltsam vertraut schwammen die Tische und klobigen Bänke, das wehmütige Gläserklappern war ganz verstummt, die Schankkellner lümmelten längs des Büffets – voll lockendem Widerwillen sah er sich herausgerissen und schutzlos preisgegeben. Draußen quälte die Mittagssonne des späten Februar, rollte die beiden glänzenden Straßen vor ihnen auf, wies starr und grausam durch schmale Tore auf die Ebenen der Sehnsucht, vor denen dem Studenten schauderte. Ich will damit nichts zu tun haben, dachte der Böhme, und ich fürchte mich – und hörte über die Unsicherheit des einen verstört hinweg, der ein Kaufmann war, wie ein Hund noch vor Monaten einer Frau nachlief, eine Schauspielerin und jetzt irgendwie verlobt, plötzlich wieder aufgetaucht ihn in ein Café bestellt hatte, eigentlich nie richtig eine Schauspielerin war, vielmehr roh und ein Dämon und doch wieder und doch wieder auch, na und daß er sie alle mitnehmen muß, man weiß nicht und so fort.

Der Student konnte sich dem allgemeinen Hin und Her der Vermutungen nicht länger entziehen, allerdings immer heftiger gereizt, als man auch noch in ein Stadtviertel kam, das er fast gar nicht kannte, und ein Café betrat, von dem er noch nicht einmal den Namen gehört hatte. Während sie an einem mehr versteckten Tisch Platz nahmen, dachte er ärgerlich, daß dieser Kaufmann ein rührseliges Verhältnis mit einer Kellnerin unterhielt, ja er hätte beinahe lachen müssen, da ihm der Mann selbst oft wie eine Tränenstange vorkam und aus großen blauen Schwimmaugen jetzt vor sich hinglotzte, und er war daran, sich irgendwie zu wehren, daß man ihn mit hineinzog, und wollte ein besonders großes Glas Rum bestellen – bis die Bedrückung so allgemein wurde, daß plötzlich jemand das elektrische Klavier spielen ließ, das zudem und merkwürdigerweise ausgezeichnet war. Der eine beugte sich vor anscheinend doch beschämenden Erinnerungen und hockte krumm. Der andere nahm hastig eine Zeitung, blätterte, sah scheu darüber hinweg. Der Student horchte auf,

griff nach der Perlenschnur einer hüpfenden Melodie wie nach einem langentbehrten Spielzeug – von draußen leuchteten Wagen und Menschen weniger feindlich, Schleier glitten hinab, eine dicke Kruste dehnte sich dumpf, wollte bersten – sah groß auf, glaubte sich wehmütig den Kopf schüttelnd, zitternd – als eine hohe schlanke Frau zu ihnen trat, sie fröhlich schillernd ansah, dem Kaufmann stockend die Hand reichte, so daß für Sekunden die Raserei einer unaussprechlichen Qual entstand, und sich am Tisch niederließ.

Hans Böhme erschrak für diese Frau. Hans Böhme, der von sich nicht gewußt hätte eine Eigenschaft aufzuzählen, der in den Jahren der Studentenzeit sich ängstlich gewöhnt hatte, bei allem sich ganz zu hinterst anzuführen, erschrak und erstaunte in aufschwillendem Zorn: Was tun diese, dachte er verächtlich. Der wimmernde Kaufmann, der Beamte, der zwar immerhin viel Geld ausgibt, aber – merkte gar nicht, wie erregt er war – diese Leute und diese Frau, lächerlich! Er überhörte die Abstufungen der einleitenden Gespräche, ließ die Erzählungen von dem und jenen stumpf vorüberziehen, sog beruhigt ein, als sie von ihrem Verlobten sagte: Ein ernster, stiller Mensch und so – wagte die Stunde über kaum ein Wort zu sprechen, lächelte verschämt und doch kaum höflich, wenn sie lachte, und sah immer geradeaus, ohne etwas zu sehen, weich und bittend – bald wird es vorüber sein – oder er senkte plötzlich für den Moment interessiert den Blick zu Boden. Wenige Handbreit nur vor ihm wuchs immer von neuem ein schwarzer Sammethut herauf, die Ränder kreisten tief nach unten, Augen öffneten sich und wanderten suchend umher. Böhme sank unter dem fernen Grollen heller Erschütterungen und hätte ganz entsetzlich trinken wollen. Endlich spürte er befreit, daß Verabredungen für den Abend getroffen wurden, er maß kühn die Zartheit ihrer Hände, reckte sich in der wiederkehrenden Sicherheit, sie anzusehen, ohne indessen obenauf zu bleiben, als sie beim Abschied auch ihm die Hand gab und ihn freundlich anlächelte. Er merkte noch, wie er eine winzige Anspielung des Kaufmanns auf ihre Handtasche, die recht umfangreich war, derart peinlich empfand, daß er beschloß, für immer diese Gesellschaft zu meiden. Aber es gelang ihm nicht, einen gärenden Haß durchbrechen zu lassen. Er zersplitterte, sank in sich zusammen. Es tat weh, als der Freund ihm sagte, sie erwartet dich auch heut abend, sie hat mir's nachgerufen –

er hatte sogar die Frechheit, ihm ins Gesicht zu sehen. Oh, das tat sehr weh. Und was soll ich, empfand er. Ihm war, als müßten ihm doch die Zähne knirschen. Gerade diesmal. Knirschen.
Abends kam Hans Böhme schon gleichgültiger. Sie gingen alle in einen Tanzsaal. Es war für ihn an und für sich entsetzlich. Es stieß ihn nicht ab. Die schleifenden Schritte, die erhitzten Gesichter wiegten sich ein, höhnten: der Schwächling, schrien: mir auch – und kicherten. Der Kaufmann hatte auf besonderes Drängen jener Frau die Kellnerin mitgebracht. Sie tanzten alle nicht. Sie unterhielten sich hastig untereinander. Die Frau blieb allein. Es stellte sich heraus, daß sie mit dem Kaufmann häufig in diesem Saale war. Die Geliebte ließ die Gesellschaft einen Weinkrampf erwarten. Es geschah nichts. Es war gar kein Grund. Die Seltsame griff ein Mädchen aus der Menge und tanzte mit ihr. Mehr gelangweilt. Sie sprach wenig. Sie gingen dann alle wieder in das Café. Der Kaufmann hatte ein dickes rotes Gesicht bekommen und zappelte. Der Beamte vergaß sich. Er setzte sich dicht neben die Frau. Wollte den Arm um sie legen. Es war höchst lächerlich. Sie merkte es so wenig, daß er verlegen wurde. Die Frau sah manchmal den Böhme an. Er fühlte ihren Blick schwer gegen sich anschlagen. Es gab kein Entrinnen, er fühlte es zu klar. Sie sprach auch zu ihm. Er gab immer Antwort. Sie fragte näher, was er tut. Was er denkt und so. Er gab Antwort. Er fühlte ihren Blick auf sich ruhen. Sie sprach auch mit anderen. Man ließ das Klavier spielen. Er wollte heraus hier. Er mußte immer erst ein Stocken überwinden, wenn er sprach. Er hätte sagen wollen: Vor sechs Wochen war ich erst mit einem Mädchen zusammen; sie tanzt für Geld in einer Bar; war traurig, wenn sie mit anderen ging, wir erwarteten sie immer morgens im Café; einmal nahm sie mich mit in ihre Wohnung; wir spielten dort Karten; ich betrank mich vorher, wenn ich mit ihr gehen sollte; ich scheute ihre Nähe – und war traurig, daß ich gar kein Ende wußte; ich war auch eifersüchtig; ich habe Geld von ihr geliehen und kann's nicht wiedergeben. Ich wollte ihr so vieles schenken ... – Er weidete sich daran: So bin ich – und antwortete weiterhin verschiedenes und quälte sich: Ein paar Monate früher lebte ich überhaupt nur in Dirnenlokalen; ich glaube, eine habe ich sicher geliebt; in der Frühe ging ich mit ihr in die Wohnung; sie schlief gleich ein, ich trank immer weiter und ließ ein Grammophon spielen. Wenn Besuch kam, mußte ich raus; auch ihren Körper

habe ich gesehen; er lag ganz zusammengerollt, kam mir so zart vor – ich weiß nicht, was ich hätte tun können; aber es schreckte mich alles so; sie wurde dann eingesperrt; ich habe damals geweint; ihre Freundinnen kennen mich alle noch ... Er zitterte und mußte aufpassen, nicht verwirrt zu antworten. Er wünschte sich weit fort. Aber er dachte auch an zwei Mädchen, die ihn ein paar Tage in ihrer Wohnung beherbergten, er war ja immer so sehr betrunken, eine hieß Ludtka; sie gaben ihm Essen, waren um ihn; gewiß mochten sie ihn aber nicht; sie sprachen so viel von ihren reichen Freunden. Und dann an ein Mädchen, dem er als Schuljunge nachgelaufen war; sie war schwindsüchtig und starb bald; sie hat einmal gesagt, sie würde ohne weiteres mit ihm verreisen, was er sich eigentlich denke – das Herz stand ihm damals still; aber die ging auch mit Reisenden, die in die Stadt kamen. Und dann noch an eine mit braunem Haar, der er schrieb und immer mit klopfendem Herzen auflauerte. Und: in einem Seebade liebte er eine große Blonde, die Cilly hieß; er mußte damals mit einem schwerkranken Onkel den ganzen Tag Karten spielen – wie er jedes Spiel davon abhängig machte, wie alles werden wird – und sie ist fortgefahren, ohne daß ich sie gesprochen habe. So bin ich, triumphierte er, und kroch unter ihrem Blick zusammen. Und wußte jetzt gar nichts mehr. Nur, daß er die Mutter von früh an gehaßt hatte; ins Tagebuch geschrieben, sie lügt. Sie belauert mich. Und eine Schwester – aber er wollte nicht denken, er trotzte. Sah boshaft wild auf – war plötzlich gestorben – er konnte den Blick der Frau nicht länger dulden, doch – sie sah ihn vielleicht gar nicht mehr an, er hörte sie ja lachen – ja, und die Schwester, ihr Tod war ihm nicht unlieb, wenngleich – seine Gedanken verloren sich.

Sie hatte ihn immer an die Hand genommen, er war ja auch mal ganz klein, so ein Pummer, klein und dick. Da aber sagte unerwartet die Frau zu ihm: Heißen Sie nicht Martin – und sah ihn ernst an, dann lächelnd: Schade. Ihr Gesicht zuckte. Böhme sah, daß es ganz weich war. Es war, als ob ihre Blicke ihn aufhöben und behutsam davontrügen. Er lächelte verlegen. Sie gingen dann auf die Straße. Sie verabredeten bald wieder eine Zusammenkunft. Kommen Sie auch mit, sagte sie dem Studenten. Der war indessen fest entschlossen, sich durchzuarbeiten. Er wollte dieser Frau als Etwas kommen. Später natürlich. Ein paar Jahre. Er ging dann allein immer weiter die Straßen entlang.

Er schleppte sich mit etwas. Ein Ungeheures war auf ihn gefallen. Er haßte sich. Grinste: Maria – und suchte Bekannte auf.

Für wenige Tage später hatte sich Maria mit ihm verabredet. Er kam sehr viel zu spät. Voller Unruhe, aber doch etwas befriedigt: So ist es wenigstens gleich aus, aber später; ich werde mich schon herausmachen. Indessen Maria wartete noch. Es fiel ihm quälend ein, daß er gar nicht gedacht hatte, sie könnte überhaupt nicht kommen. Er verwunderte sich, brachte kein Wort der Entschuldigung heraus, er schämte sich. Wenigstens konnte er befreit über Alltägliches mit ihr sprechen – mit einer gewissen Zurückhaltung, die ihm jedoch allmählich fröhliche Unbefangenheit auslöste. Sie schlug einen Spaziergang nach einem entfernten Park vor. Sie gingen den langen Weg zu Fuß. Das Ungewohnte erschien ihm jetzt selbstverständlich. Maria erzählte wieder von ihrem Verlobten. Sie sagte, er spricht wenig. Man hat lange zu tun an jedem Wort. Hans antwortete, er möchte ihn kennen lernen. Er war sehr offen. Ein Weg blitzt ihm auf: Die beiden aufzusuchen später, wenn er fertig war. Der Nebel hing schwer über den kahlen Ästen und streichelte ihn. Ein feiner Sprühregen rieselte ihm Bestätigung. Die beiden Menschen strahlten ein Glück vor sich her. Maria sprach von den Freunden des anderen. Sie hatten auf einmal einen, den sie gemeinsam kannten. Der sich überdies erschossen hatte. Maria verteidigte. Leichthin, milde. Der Böhme sagte, es sei sehr schwer; man hat so wenig Berechtigung. Sie sprachen lange über den Freitod. Sie wollte mehr hören, sie hörte aufmerksam zu. Er entwickelte eine Theorie. Es war ja unsagbar kindlich. Ihre Blicke tasteten immer über sein Gesicht, das mürrisch geworden war. Er mühte sich. Wollte sich zeigen, er war ganz darin beschäftigt. Aber was denn, um Gottes willen, fiel ihm auf? Er war nahe daran, überlegen zu lächeln. Er hatte so große braune Augen, die er fragend aufschlug. Sie tastete über sein Gesicht, er hatte auch braune Haare. Er ist sammetweich, dachte sie, die Nase ist kühn geschwungen – Maria mußte an sich halten. Sie gingen den langen Weg wieder zurück. Stockend, als sei gerade an dieser und jener Stelle noch etwas besonderes zu sagen. Maria war ängstlich geworden. Sie hatte heftige Rückenschmerzen. Wenn er es merkt, fürchtete sie. Es war zu sehen, daß er beim Gehen Schmerzen hatte. Ich bin, scheint's, geschlechtskrank, dachte er. Es war

einfach unerklärlich. Aber es waren untrügliche Zeichen. Sie benutzten dann doch die Tramway. Jetzt bin ich gar noch geschlechtskrank, frohlockte er und bestärkte sich in seinen Vorsätzen.
In allem, was sie noch sprachen, kam er ihr zutraulich entgegen. Wenn wir wieder zusammen sind, darf ich ihn bei der Hand nehmen, fühlte sie. Sie verglich ihn später mit dem kleinen Martin, mit dem sie als Mädchen immer zur Schule gegangen. Sie durfte sich alle Tage einen Apfel kaufen, an dem sie ihren jüngeren Weggenossen beißen ließ, doch der mußte ihr auch ein Stück von seinem Butterbrot dafür geben; sie gingen den Weg hin und zurück. Sie sah sich in ihrem Stolz, jemanden führen zu dürfen; sie war als Kind immer ganz allein, ganz ohne Spielgefährten. Und hatte ganz lange dünne Beine, daß alle darüber lachten. Und immer solche Furcht vor den fremden Menschen. Sie wollte dem Böhme das alles erzählen, als sie in der Tramway saßen. Sie begann auch plötzlich von der Kindheit zu sprechen. Im allgemeinen natürlich. Sie sah sich von einer Höhe hinabgleiten. Es war nicht mehr aufzuhalten. Sie beobachtete ihn in zitterndem Entsetzen. Aber sie mußte davon erzählen, wenn sie auch manches noch verschlucken konnte. Sie hörte sich von so vielem sprechen. Daß sie als kleines Kind hinter der Schranktür versteckt gewesen ist, Butter genascht hat – immer alle Finger voll; daß sie stundenlang unter der Bettstelle sich versteckt hielt; sie mochte kein Spielzeug, schrie alle Besucher zur Tür hinaus. Sie war später ein böses Kind – das sagte sie. Spielte mit kleinen Jungen. Sie wußte aber schon alles, sagte sie. Ihr schwindelte. Sie sah, daß sie sich unaufhaltsam zerriß. Eine widerliche Fratze tauchte auf. Sie hörte sich eisig lachen. Voller Bosheit. Wollte die Zunge rausstrecken, wühlte nach einer Erniedrigung, suchte ein Schimpfwort. So verging der zweite Tag. Sie verabschiedeten sich. Er hatte lächelnd zugehört. Auch manchmal hineingesprochen. Erfahrungsgemäß – selbstverständlich. Aber er schüttelte nicht einmal den Kopf. Er hatte gar nicht verstanden und dachte nicht mehr daran. Maria aber fühlte, sie muß sich noch heute was zum Possen spielen. Ich bin doch nur Dreck, schluchzte sie. Es war indessen kaum ein Schluchzen ungebändigter Freude. Aber es blieb soviel, daß sie dem Studenten für diesen Abend aus dem Wege ging. Ich will mit dem Kronprinzen schlafen, entschied sie.

Und es vergingen noch viele Tage wie diese. Böhme mied ihre Gesellschaft. Ging aber doch mit anderen Leuten. Trank wieder. Einmal war Böhme betrunken, als er zu ihr kam. Sie ließ sich zu seiner Wohnung führen und bat kühl um den Brief, den sie nach jenem zweiten Tage ihm geschrieben hatte. Er gehorchte dumpf, holte den Brief herunter. Es war eigentlich kein wesentlicher Inhalt darin, mehr eine weitere Verabredung. Doch waren ihm die Buchstaben so lieb. Es wuchsen drinnen bunte Blumen. Ein warmer Atem, er fuhr mit der Hand über die Seiten. Es schmerzte ihn sehr, daß dieser Brief nicht mehr sein war. Er dachte, es hätte mir ein Halt sein können. Aber er sagte nichts, er holte den Brief und gab ihn zurück. Nicht trotzig, nicht mal eigentlich traurig, ein kleinwenig wehmütig, weich und verwirrt. Er dachte, sie weiß schon; es muß so sein. Sie stammelte, ich kann nicht etwas von mir bei einem anderen wissen. Sie war wieder ganz unsicher, zitterte: Behalte ihn doch, reiß ihn mir aus der Hand – und dankte ihm voll herrlich aufströmender Freiheit, daß er so ruhig und bedrückt neben ihr weiterging. Sie gingen zu dem Lokal zurück, aus dem sie ihn telephonisch herausgerufen hatte. Sie standen lange Zeit vor der Tür, er wagte nicht, sich zu verabschieden, sie sprachen kaum ein Wort, er merkte, es ginge nicht an, einfach ein Band, das unerwartet vorhanden war, zu zerreißen; er war mehr erstaunt und fühlte dumpf, was wird noch werden? und war froh, als sie ihm vorschlug, mit ihr ein Café aufzusuchen. In dieser Nacht zog sie ihn an sich und küßte ihn. Er hätte weinen mögen.

Und dann ging sie in der folgenden Nacht mit hinauf in seine Wohnung. Es war beinahe, als ob sie seine Bedenken niederringen mußte. Sie blieb am Tisch sitzen, nötigte ihn endlich ins Bett. Er schlief auch ein, voll ungewisser bohrender Fragen. Sah sie in der Frühe schlafen, den Kopf auf beiden Armen – und atmete schwer, sie erwachte. Sie gingen den ganzen Tag umher. Maria war glücklich. Nahm seinen Kopf. Er zitterte. In dieser Nacht schliefen sie zusammen im Bett, sie berührten sich nicht. Er war so scheu. Aber er schmiegte sich eng an sie und zeigte ein unendlich weiches fernes Lächeln, als er schlief. Maria erschauerte. Ich müßte beten können, fühlte sie dumpf.

Sie war bald alle Tage bei ihm. Sie schauten zusammen in den Tag. Aber sie machten keine Pläne. Nur er dachte manchmal an sein Repetitorium oder ging hin. Oder schrieb seinem Vater um

Geld. Mußte lügen. Er fuhr auch auf einen Tag nach Haus. Sie gab ihm Reisegeld. Aber sie merkten alles dies weniger. Nur daß er dann sich häufiger betrank. Es war aber auch so, daß auch Maria schwankend war, sich haßte, ihn meiden wollte, weglaufen, gerade wenn er dabei war, sich zu verlieren. So blieb sie bei ihm. Der Ring war wieder eisern. Und einmal mußte sie ihn nach der Wohnung schleppen. Tragen. Er fing sogar Händel auf der Straße an. Bekam von einem Passanten Ohrfeigen. Und mußte, endlich zu Bett gebracht, brechen. Sie wollte ihm helfen. Er besudelte sie. Sie brachte ihm Früchte und Konfekt und mühte sich um ihn, bis er schlief. – Und wartete und mühte sich um das Leben, das von fernher in ihr emporwuchs.
Sie reiste mit ihm über das Land. Sie fieberte. Raffte alles Geld zusammen. Log alle Menschen an. Sie legten sich in den Wald, schauten in den Himmel. Es wird bald Frühling sein, fühlte er. Und dachte nichts weiter.
Und wieder einmal plötzlich, als sie sich an ihn schmiegte, umfing er sie und tat die braunen Augen weit auf und liebte sie.

Bald litt es Maria nicht länger in der Stadt. Sie wurde unruhig, die Unruhe wuchs. Sie waren den ganzen Tag zusammen, aber es blieb etwas zurück, das quälte, unerträglich wurde. Böhme lebte fast unberührt inmitten der anschwellenden Angst, er machte entfernt einen Plan, nach einer anderen Stadt zu übersiedeln, prüfte die Möglichkeit, Geld zu verdienen, unabhängig vom Vater. Alles so nebenbei. Dachte, ich bin glücklich, warum gerade ich – sah dankbar zu ihr auf, doch traf ihn auch häufig der Wunsch, auf später Etwas, von dem er eigentlich nichts Näheres wußte, hinauszuschieben. Maria wohnte bei ihrer Mutter. Sie ließ das auch alles im Dunkeln. Einmal mietete sie plötzlich ein Zimmer. Schloß sich drei Tage mit Böhme ein. Jetzt muß etwas geschehen, fühlte sie. Gab es ein Leben –? Sie sahen sich dann zum ersten Male feindlich an, ohne daß er es merkte. Er erzwang sich, daß er frei hinausgehen konnte. Eine aufbäumende Geste, der er nicht Herr war, stieß sie zurück. Sie war fiebernd heiß; sie klammerte sich an ihn. Er wollte fort. Er bekam auf der Straße Angst, lief wieder zurück. Und vergaß bald alles wieder. Sein Plan wurde schärfer. Maria blieb gedrückt. Sie knüpfte Verhandlungen mit einer Variététruppe an, mit der sie schon früher gereist war. Sie beobachtete ihn scharf.

Sie erzählte viel von diesen Reisen. Von der Eintönigkeit, nachtsüber in den Cafés herumzusitzen. Der Langenweile der Gesellschaft, säte Ekel. Alles war ihm fremd und lockte. Ich werde schon irgendwie mitarbeiten können, beschloß er, so oder so; es wird sich was finden, wir können zusammen bleiben. Er war begeistert. Erst muß ich hier fort sein, dachte er. Sie wagte nicht mehr, sich offen zu sträuben; sie wurde mit hineingerissen. Böhme nahm beinahe überlegen die Sache in die Hand. Sie sollte der Truppe nach Petersburg nachreisen. Er drängte sie direkt hinaus. Der Verlobte hatte Geld geschickt. Er hatte noch kein Geld, doch war welches zu erwarten. Maria litt und wußte nichts zu sagen, sie hätte soviel zu ihm sprechen wollen. Hoffnungslos zuckte sie die Schultern: Er wird mir wieder entgleiten. Hätte schreien mögen: Es ist ja alles nicht so. Und glaubte doch, wenn Hans sich von der Idee begeistern ließ. Mußte glauben und haßte sich. Es war noch einmal in meinem Leben eine Möglichkeit – dachte sie, ich bin doch verloren. Ich möchte gut werden, träumte sie. Gut und rein. Sie hatte als Kind immer die Mädchenbilder in den Modeblättern gesehen; die waren dadrin so sauber und schön gekleidet; spielten Reifen; sie lief geflickt herum, sie war arm, mußte sich die Augen nach allen schönen Sachen aussehen; sie wollte nicht mal welche; sie mußte sich lieber unters Bett verkriechen. Ja, das war sie. Beschmutzt, Zuschauer. Ein Gitter war da, Hohn, alle mißtrauten, sahen sie schel an. Sie mußte sich alles erzwingen. Ich bin ja schön, wußte sie. Die hohlen dreckigen Männer laufen mir nach – immer nehmen, auspressen und sie vom Leibe halten; so zerstörte sie sich. Schmeißfliegen.

Sie liebte Hunde, spielte – und es kam auch vor, daß sie die Tiere mit ihren Tränen benetzte. Und zart, weiß, zitternd unter den vielen Menschen herumging. Wieviel Schritte nur – ich bin ja so krank, fühlte sie. Der Böhme beschwor und drängte. Unter dem sprießenden Grün lustiger Maibäume standen sie noch einmal lange Zeit hinein bis in den feuchten Abend. Sie konnte nichts mehr sagen. Wollte seine Hand nehmen und küssen – so war sie. Er dachte, nur fort und ich hinterher. Er sprach viel und immer dasselbe. Sie nahm seine Sachen gleich mit. Ich warte nur hier auf das Geld, wiederholte er immer wieder. Schreibe, wenn der Zug abgefahren ist, sagte er. Er führte die Zitternde nach Haus. Er wartete einen Tag. Nichts. Ich kann noch

nicht. Hans ... komm noch einmal zu mir. Er hielt sich versteckt. Den andern Tag fuhr sie ab. Schrieb: Leb wohl und einiges auf Plan und Reise Bezügliches.

Ein Telegramm meldete ihre Ankunft, weitere Nachricht abwarten. Böhme fürchtete sich, allein zu sein. Suchte seine zahlreichen Bekannten auf, trieb sich in den Lokalen und Spelunken herum, trank hastig – es mußte der Tag kommen, wartete. Es wurde eine Qual, die sich nicht übertrinken ließ. Er mußte hinaus aus der Stadt. Der Frühling johlte, es war lächerlich warm. Wollte tanzen draußen, wo die Huren des Nachmittags ihre Kavaliere fingen. Ja, aber den Mut dazu – bissig, grölend. Lieber saufen. Er warf den Bierkrug unter die Tanzenden. Man tat ihm nichts. Es kam noch immer keine Nachricht. Als er etwas Geld erhielt, das gerade zur Reise langte, fuhr er ab. Besoffene Studenten begleiteten ihn zum Bahnhof, es war ein richtiger Spaß. Er fuhr zwei lange entsetzliche Tage und drei Nächte. Lag fiebernd auf dem oberen Bett in dem schmutzigen Abteil. Hörte sich verfolgt, die Leute im Abteil sprachen über ihn. Man wird ihn gleich wieder ausweisen, hörte er, der kommt nicht rein. Er stand zitternd am Fenster, während der Zug durch Gott weiß was für Ebenen kroch. Er sah keinen Menschen, keine Häuser, keine Wälder. Er betete etwas laut vor sich hin. Er setzte sich plötzlich zu einer Frau und bat weinend, sie möchte doch ihren Mann bitten, ihn nach Petersburg hineinzulassen. Er weinte. Der Mann riß die Augen entsetzt auf. Es war allerdings irgendein Beamter. Aber kein Mensch verstand ihn, sie wären bereit gewesen, mit ihm zu weinen. Er mußte erzählen, zu wem er fährt. Alle verstanden ihn nicht. Bis ihn Maria am Bahnhof auf die Straße zerrte. Er schrie, ich muß noch hierbleiben, ich werde interniert. Maria hatte eine Kollegin mitgebracht. Sie zogen den Böhme auf die freie Straße hinaus.
Obwohl Maria das Telegramm, das seine Ankunft meldete, im Kreise der Kollegen mit hartem Lachen zerrissen hatte. Sie war dabei, einen anderen Weg zu gehen. Die Bahnfahrt hatte in dumpfen Erschütterungen vieles zugedeckt. Einfrieren lassen. Trotz geweckt. Sie war wieder allein. Maria. Und wurde so glücklich erlöst. Schön und ganz unverdient. Ein Geschenk. Sollte es wirklich sein – sie nahm ihn zitternd am Arm. Sie fuhren ein Stück auf der Tramway. Sie fuhren ein Stück auf dem

Motorboot. Er ließ beim Aussteigen seine Sachen ins Wasser fallen. Ein Karton Schriften und Wäsche, die verdarb. Sie brachte ihn in eine Pension im Zentrum, in der hauptsächlich Artisten wohnen. Der Blick auf die Fontaka, die braunen Flöße, die großen Männer mit den roten Blusen, lodernde Feuer, über den grauen Schleier des Spätnachmittags stiegen heiser und eintönig erstickende Gesänge. Er fieberte. Redete stockend über seinen Plan, sich zu beschäftigen, Geld zu verdienen. Maria dachte einen Augenblick quälend an ihre Vorstellung im Theater. Sie vergaß, zwang sich. Schickte die andere allein fort. Maria bettete den Zitternden ein. Sie wich diese Nacht nicht mehr von seiner Seite. Er stöhnte von Zeit zu Zeit laut auf. Schrie: jetzt stirbt mein Vater – erfährt meine Flucht, bricht nieder. Schrie und wimmerte. Klammerte sich an Maria. Sie lag dicht an ihn geschmiegt, regungslos. Ihr Herz schlug. Vielleicht darf ich dich nicht mehr lieben. Sie wich nicht von seiner Seite. Viele Jahre glitten stechend über sie hin. Bis er in ihren Armen einschlief. Zuckungen zogen über ihn, wurden schwächer, er dehnte sich scheu, zog die Beine an und schlief, als wenn er lächelnd etwas Schönes wüßte. Und als sie ihn dann früh fand – sie brachte Kuchen und Milch und Brot mit – mußte sie ihm sagen, daß sie der Direktor entlassen hätte. Auch hätte sie es schon vorher gewußt, nur nicht schreiben wollen. Sie küßte ihn. Er machte sich nichts daraus. Mochte werden, was wolle. Er war glücklich. Zwischen den vielen erfolglosen Gängen in die Bureaus der Unterstützungsvereine, zum Generalkonsulat, von dem er eine Anweisung aufs Arbeitshaus mitbrachte statt der erhofften Fahrkarte zur Heimreise, zwischen dem Aufgeben der Telegramme, in denen er mit dem Erlös ihrer Schmuckstücke Verwandte um Geld bat, schlenderten sie träumend den Newsky Prospekt entlang, standen andächtig in dem Gewölbe der Kasans-Kathedrale, kauften mit dem letzten Kopeken auf einem Markt mitten in einer winkligen schmutzigen Straße für Maria eine kleine Gurke, saßen im Park und sahen auf spielende Kinder, und einmal blühten in einer Nacht tausend bunte Lampions in allen Straßen, und alle Leute sangen in dieser weißen Nacht, die mit den Lichtern spielte und Kreise und Spalier zog. Aber es kam auch eine Stunde, in der Maria von ihm weg ins Theater ging und ein Herr mit rotem Vollbart, den sie beide schon vorher lachend gesehen hatten, wie er hinter ihnen herging, ihr folgte und mit

ihr stand und sprach. Während er draußen lange Zeit an einer Ecke wartete und wartete und dann trotzig in seine Wohnung ging. Aber sie lachte ihn aus und streichelte ihn. Während er noch dachte, ich werde mich schon rächen, verflog aller Trotz. Er bekam gerade knapp das Geld zur Heimreise. Sie fuhren mit dem Schiff zurück, mußten glückliche Nächte auf Deck unter einem Zelt schlafen, sie bekamen dicke, große Läuse, sie hatten so viele Pläne zu besprechen, er war voll sicherer Hoffnung – und kamen an einem strahlenden Sommermorgen in der Hauptstadt an. Nur ihr Verlobter hatte geschrieben, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte; zu dem konnten sie also nicht gehen.
Aber sie fanden auch so ein Zimmer und meldeten sich als Bruder und Schwester, lebten noch viele Tage sorglos und sahen sich strahlend in die Augen.
Eines Tages schrieb sie wieder dem Verlobten, bat um eine Aussprache, wollte, sagte sie, Geld herausholen und bekam wieder eine Absage. Er sah sich um eine Stellung um. Trat dann als Volontär in ein Geschäft ein. Bekam täglich sein Geld. Mußte den Tag über im Geschäft sein. Sie kaufte ihm die ersten Tage noch Cremeschnitten, legte darauf einen Zettel: Meinem lieben Hans – und versteckte sich. Oder begleitete ihn und holte ihn ab. Er saß inmitten der hohen kahlen Häuser voller Kontore, schrieb in einem Archivzimmer für sie einen kurzen, schönen Brief, malte ihre Buchstaben nach. Aber am nächsten Sonntag, während sie nach dem Verklingen der Glocken lauschten, vom Garten des Nachbarhauses die Begleitmusik eines Vorstadttheaters in abgerissenen Stößen eindrang und traurig machte, sagte sie, ich geh jetzt fort, bin verabredet. Er glaubte ihr nicht; es war gar nicht, daß er erschrak. Sie bestand darauf. Ging auf einmal wirklich fort. Ließ noch fallen, es wird sich vielleicht was ändern, und machte ein bedeutsames Gesicht. Die Einsamkeit schrie um ihn. Er nahm die wenigen Pfennige, die er noch besaß, kaufte sich Fusel. Starrte auf die Straße. Es tat quälend wohl. Sie kam erhitzt zurück. Wollte ihm sagen, wie schnell sie zu ihm gelaufen ist. Da gab sie ihm eine Ohrfeige, als sie in sein aufgedunsenes Gesicht sah. Sie holte aus und gab ihm einfach eine Ohrfeige. Sie war über sich selbst erschrocken. Dann ging sie hinaus und schloß sich ein. Angst ballte sich in ihm zusammen. Wuchs drohend empor. Sie kam später und sagte, sie wird von ihm weggehen. Wir werden uns trennen, sagte sie; du bist nicht

der, den ich gesucht habe. Ich werde weiter suchen müssen – sie zuckte die Schultern. Er empfand, daß sie schön ist. Rein, hoheitsvoll. Ein überirdisches Wesen. Es stürzte in ihm etwas zusammen. Stürzte, sauste nieder – er schloß vor Schmerz die Augen. – Ich muß zu einem aufblicken können, sagte sie, schade. Er fühlte sich zerreißen. Griff nach dem Schade. Es gelang nicht mehr. Er fiel. Da warf er sich vor ihr nieder. Hörte nicht, wie sie ihn höhnte, kalt, ruhig. Er weinte. Er bettelte. Er umfing ihre Knie. Sie ging wieder hinaus. Er weinte lautlos die ganze Nacht. Dann bettelte er sich wieder zu ihr. Sie schien noch fest entschlossen. Bis Mittag wird sich's entscheiden, entschied sie. Er sollte ins Geschäft gehen. Er stand stumm und trotzig. Der letzte Autobus rollte vorbei, er kam nicht mehr zurecht. Er blieb stehen. Dann ging er ihr nach durch die Straße. Sie ging ganz langsam. Er dachte, vielleicht lächelt sie jetzt – ob ich hingehe. Er ging noch lange hinterher. Dann lächelte Maria verstohlen. Sie nahm seinen Hut und trug ihn, dann gingen sie wieder zusammen.

In dieser Zeit fuhr Maria plötzlich entschlossen zu ihrer Mutter. Sie fühlte sich elend, und er wußte, sie kommt wieder. Er fühlte ihre Entschlossenheit, es war, als ob sie die Zähne zusammengebissen hielt, ihm immer wieder neue Kraft einhauchte. Und Stürme rasten in ihr auf und nieder. Er sah, daß sie unter Schmerzen litt. Sie wiederholten sich alle Tage, es wird alles gut werden. Er wußte ihre zitternde Unruhe, die ihn umhüllte, kaum zu deuten, doch glaubte er ihr, es wird alles gut werden. Er gab sich Mühe.
Eines Tages trat er vor den Chef und bat um ein Darlehn. Maria war schon acht Tage fort. Sie schrieb aus einem Krankenhaus. Er empfand eine scheue Freude, sie macht sich für ihn gesund, will mit ihm aufbauen. Der Chef lehnte ab, sein Ansinnen war unverständlich, verworren. Der Chef schickte ihm einen jungen Mann nach und ließ ihn noch einmal zurückrufen. Er sagte jetzt ganz offen, so und so; ich will Möbel kaufen, Wohnung einrichten und alles wie es war. Das war an dem Tag, als Maria zurückgekommen war. Er bekam das Darlehn, das Geschäft bürgte, die Kollegen besorgten die Wohnung, halfen beim Einzug, Maria ging sich bedanken. Böhmes Vater, vom Chef verständigt, erbot sich, eine Beihilfe zu gewähren. Böhme glaubte sich einen Schritt weiter. Rechnete, überlegte, traf Anstalten,

während Maria still in sich gekehrt blieb, in der Wohnung auf und ab ging und wartete, daß er abends, manchmal mittags heimkam, ihn des Morgens ein Stück begleitete oder ihm vom Fenster nachsah und ihm noch ein liebes Wort nachrief, während Maria übertags von der Wucht auf sie einströmender dumpfer und doch schillernder Empfindungen niedergedrückt blieb, und brüchige Erinnerungen harten wilden hellen Lebensmutes, Haß geradenwegs durchzusetzen, entrücken, schwerer sich verschließen und unerreichbarer in graue Tiefen sinken sah – daß Fesseln brannten, die Kehle zugeschnürt blieb, die fiebernde Hand müde abließ, bleiern sank. Und es waren auch die Stunden, in denen sie sich nach dem Kinde sehnte. Böhme rechnete und arbeitete.
Sie sagte zu ihm: Durch meine Behandlung im Krankenhaus habe ich das Kind gerettet. Sie hatte verschleierte schwere Blicke.
Böhme stieg und stieg. Sie konnten mit dem, was er verdiente, gut auskommen. Er fuhr Weihnachten zu seinen Eltern. Wollte auftrumpfen. Ließ Maria viele dunkle drohende Stunden allein bei ihrer Mutter verbringen. Die Angst, die um sie war, gewitterte. Sie beschlossen sich trauen zu lassen, er wollte den Eltern noch stärker kommen. Die Mutter hatte den Wunsch nach einer späteren Feier in Rührung und Verzeihung durchblicken lassen. Der Vater eher boshaftes Mißtrauen. Es war gerade für ihn Zeit. Maria hörte auf ihre Mutter, verschloß sich der drohend aufsteigenden Schönheit ihres Lebens, sagte sich hart, ich will nicht mehr, quälte sich. Blieb hart. Sie gingen sich trauen lassen. Maria hatte ihre Personalien gefälscht, sowohl Familiennamen wie auch Geburtsdaten. Sie sprachen hart gegeneinander, bis er alles richtigstellen durfte. Er mußte bei der Behörde noch bitten, sonst hätte man sie bestraft. Er betrank sich vor dem Tag des Aufgebots, daß sie nicht mit ihm hingehen wollte, es mußte eine Woche verschoben werden. Sie lebte mehr dem keimenden Kinde. Er saß wieder hier und da mit Bekannten zusammen. Ich brauche Zerstreuung, entschuldigte er sich. Einmal blieb er eine Nacht aus, wagte sich nicht nach Haus, schickte einen andern mit einer Entschuldigung. Er wurde sehr unruhig, rechnete und arbeitete noch mehr, brachte ihr Geschenke mit, dachte, wie kann ich sie erfreuen, aber er wich nie ihren Blicken aus. Er nahm häufig gequältes Leid mit ins Bureau. Erst muß die Grundlage geschaffen werden, beruhigte er sich. Maria sah ihn weiter hasten.

Sie hörte mit geschlossenen Augen zitternd auf ihr Kind. Sie hielt sich oft krampfhaft an Stühlen fest. Aushalten, stieß sie hervor. Leiser: Aushalten – weinen, erschüttert. Sie warf einmal kühl und sicher eine Gesellschaft hinaus, die er ihr mitgebracht hatte. Sie erzählte ihm einmal, daß sie einen Jugendbekannten getroffen hatte. Böhme stieg weiter in seiner Stellung. Sie wechselten nach zwei Monaten wieder die Wohnung. Richteten sich besser ein, es kostete viel Geld. Es gab große Unruhe, drückte auf die Hast seiner Arbeiten, zwang neue Möglichkeiten. Es drückte. Maria begann wahllos einzukaufen. Sie trieb ihn immer wieder an. Es kriselte bereits. Er herrschte im Geschäft unbeschränkt. Sie nahmen ihre Mutter zu sich. Bald wird er eine neue dauernde Stellung haben, wußte er. Ich kann auch privaten Neigungen nachgehen – später, er wußte nicht welchen. Aber die Frau durchsetzen. Er stellte sie in seine Rechnung ein. Die Eltern kamen ihm wieder entgegen, der Vater wies einen Betrag für die bevorstehende Entbindung an. Sie saßen noch manchmal den Sonntag allein zusammen, sahen sich schweigend an, durcheinander hindurch. Er, wie um auszuruhen, sie – schwebend, demütig, zerbrechend. Das Fremde schoß empor. Wirkte. Feindliches lauerte. Luft – schrie sie nachts. Rannte gehetzt durch die Straßen. Kehrte sich gegen die Mutter. Verzerrte das Gesicht. Dann gebar sie das Kind. Wochen vergingen. Böhme zappelte. Griff nach einem Halt. Sie sank mehr in sich zusammen. Es war, daß sie hätte in das Räderwerk ihres gemeinsamen Lebens eingreifen können. Sie gewann die Leitung. Sie sah, wie die Mutter das Kind zu sich nach Hause nahm. Es war kränklich. Wird man es erhalten können – Sie sah einen stahlharten Weg vor sich. Mut. Sie reckte sich, ballte sich zusammen, reckte sich wieder. Mut. Er griff und griff. Es jagte um ihn, raste, überschlug sich. Halt, wollte er rufen. Lachte sie nicht boshaft? – Um Gottes willen, er betrog sich. Er fühlte, wie er sie bat, zu warten, sich zu gedulden, die Grundlage – die Grundlage, zitterte es in ihm. sie wollte nicht länger ansehen, daß er sich betrank; daß er ausblieb; daß er verschlossen wurde. Sie gab ihm vor den Leuten Ohrfeigen. Atmete auf, kam ihm entgegen. Er gab alles auf. Lief davon. Floh.

Floh zu seinen Eltern. Marias hartes Lachen schlug ihm schmerzend hoch hinauf. Maria dachte verlangend, zitternd, sanft:

Hans ... Die Grundfesten fielen zusammen, Prägung verwischte. Maria rief in gleitendem Schrecken, sehnsüchtig, wissend: Hans ... Er entschwand. Es wurde alles eben. Das Blut stockte – Maria weinte bitterlich.
Dann fuhr sie ihm nach. Sein Vater vermittelte. Sie suchte ihn bei seinen Eltern auf, biß die Zähne zusammen. War mehr demütig. Wollte noch Leben erraffen. Maria ließ es geschehen, daß seine Mutter sie musterte. Ließ alles geschehen, wie die Eltern von sich aus Einteilungen trafen. Er wand sich in starrer Ohnmacht. Die Eltern ließen das Kind taufen. Es kam auch das erstemal, daß er Maria laut vor den Leuten beschimpfte. Vor seiner Mutter. Daß die Angst gegen Maria schlug, die seinen Schritten nachging. Immer und bei allen hinter ihm her, er wollte ja sich ihr entziehen. Ich muß doch, du – Hans, muß ich nicht? – dachte sie. Doch er zog ein Gesicht. Er wollte sie schlagen. Mit der Faust in die Fresse, fühlte er. Er riß sie vor seiner Mutter an den Haaren, stieß die Mutter beiseite, zertrümmerte Gegenstände. Fremde Leute regten sich auf. Er sollte sich wieder eine Stellung suchen. Überdies hatte er gelogen, es sei noch alles beim Alten. Er wußte, er wird sobald keine finden. Er raffte noch überall Geld zusammen. In ihm bohrte noch aller Haß. Sie verschwieg, daß ihr Kind sehr kränklich war. Es wird verkrüppelt, sagten die Ärzte. Sie sagte ihm nichts, daß sie den ganzen Tag das Kind herumtragen mußte, es schrie. Sie sollte verdammt sein, hatte das Kind nicht schlechtes Blut – sie hatte dazu noch ihre Mutter um sich. Lebte die Jahre zurück, die Kälte fraß sich wieder ein. Legte Hülle auf Hülle, verkrustete. Sei mir nicht bös, wollte sie zu ihm sagen. Du – schrie es hinter ihm. Er konnte nicht aus.
Da tat er noch einmal einen Sprung, stellte unsichere Pläne ein. Sie fuhren ins Gebirge und blieben vierzehn Tage von allem abgeschnitten, verschwunden. Er empfand, daß sie sich wieder suchten. Maria lebte davon unberührt dahin und wartete. Dachte, es sei Zeit gewonnen. Wollte sich in ihn hineindenken. Sie war so einsam. Sie konnte sich in ein Schotenfeld legen und essen, den Ziegen nachspringen, sah ganz weit hinein in den Himmel, lief mit den kleinen Lämmerwolken, das blonde Haar strich im Winde, sie konnte mit den Fingern die blauen Zacken ferner Berge nachfahren, aufblicken, als sie schwarz wurden, wackelten und brechen wollten, bis jemand feuchte graue Wände da-

zwischen schob – und in schwerem Frieden die Augen wieder schließen – die Hühner spielten mit ihr, viele große und kleine Hunde, Dackel und zottige tapsten mit ihr herum, fing eine Katze, schrak vor Mücken – hinter allem drohte, was wird er nur tun? Er spricht mit ihr, tut sorglos, schwindelt neue Anstrengungen und Pläne. Lacht nicht – wer ist denn das? Sie hätte alles laut herausschreien wollen. Er ging mit ihr Himbeeren pflücken. Oder Brombeeren. Führte sie breite schweigende Waldwege. Eine entsetzliche Angst war um ihn. Sie hätte in ihn hineinkriechen wollen. Ich bin so allein, jammerte es in ihr. Aber die Sonne leuchtete jeden Tag. Endlich begriff er. Ich suche nur mich, fühlte er und mußte an sich halten. Grinsend schreckte ihn: Und warum auch nicht ...
Dann aber mußte die Frau wieder zu seinen Eltern. Für ihn bitten. Er spreizte vor Ekel die Finger, bloß nicht daran denken. Na ja, er lief nicht weg. Er wartete geduldig. Sie durften kommen. Die Frau mußte nach ein paar Tagen fort. Er wollte sich an sie schmiegen. Ach Gott, sie streichelte ihn. Es wurden Verabredungen getroffen. Er sollte in einer anderen Stadt weiterstudieren, d.h. erst in der, in der auch Maria wohnte, dann wollte er allein sein, täglich schreiben – nein, dann sollte er in der früheren und bei ihrer Mutter wohnen, dann aber in einer anderen mit ihr zusammen leben. Das Kind kam zu seinen Eltern. Und sie fuhren wirklich ab. Lacht nicht.

Böhme sträubte sich gegen jene Stadt. Es war nicht zu leugnen, die Stadt hatte ein eigenes Gesicht, es hatte ihn angezogen. Er liebte es nicht, vielleicht nur, daß er es fürchtete. Er wurde in den ersten Tagen so krank, daß Maria die Sorge um die Wohnung und so weiter ganz überlassen blieb. Sie mußte sich allein in der Stadt umsehen, die kalten Häuserklötze fragen. Was wollte sie hier, es war alles fremd, höhnisch, es war alles so auseinandergezerrt. Hinter den Leuten lauerten gierige Fragen, Fangarme streckten sich aus. Die gelben Blätter fielen auf ihre drückende Unruhe, wenn sie im Park neugierig herumgingen, wenn Maria die Enten fütterte, raschelten zur Ruhe, aber es bot sich kein Rat und Ziel. Sie blieben die ersten Wochen ganz allein. Er brachte es nicht mehr über sich, ein Kolleg zu besuchen. Ich muß halt was anderes anfangen, sagte er sich. Aber auch kein Wort mehr. Sie beobachtete ihn, wurde vor ihm scheuer. Was

soll ich hier? beharrte sie, sah einen Abstand entfernter werden, fühlte sich die Hände in den Schoß legen, müde und gelangweilt, die Achseln zuckend; gedämpfter grollten dumpf ihre Ängste, brach sie tagsüber völlig, ließ hinter sich eine Fratze emporwachsen und sah auf ihn. Er tat indessen nichts zu ihr. Es war, als ob eine vorbereitete Tücke ihn blind und trotzig werden ließ.

Es traf sich, daß ein früherer Bekannter, der ihnen bisher in immer den gleichen Situationen überall entgegengetreten war, auch hier ihnen in den Weg lief. Der Herr begrüßte sich mit Böhme durch Umarmung und Kuß. Maria lachte. Sie saßen zunächst manchen Nachmittag im Caféhaus zusammen. Es traf sich, daß Böhmes Vater in der Berechnung des Monatswechsels geradezu lächerlich wenig Einsicht hatte. Der Herr wußte zunächst Geld zu verschaffen. Dazu kamen noch bald eine Anzahl anderer Herren. Maria triumphierte in Magenschmerzen. Die Herren liefen hin und her, es wurde eine Sensation. Maria krümmte sich an ihrem Geburtstage in Schmerzen. Ihn durchschoß plötzlich der Gedanke, seine Eltern hätten ihr eine Freude machen können; warum sollten sie ihm nicht helfen – etwas horchte in ihm auf. Er wartete fieberhaft. Es kam nichts. Er sprach dann zu ihr davon, am Morgen des folgenden Tages. Sie schrie ihm ein Schimpfwort ins Gesicht. Sie lief weg und ließ sich den ganzen Tag nicht mehr sehen. Er dachte, es ist besser, ich trinke eine ganze Flasche Kognak aus. Sie hatten beim Krämer Kredit. Maria zuckte es in die Lippen. Blieb starr und sagte nichts. Auch als er in plötzlicher Aufwallung einer Protestmöglichkeit sich die weichen braunen Haare schneiden ließ. Sie sah manchmal in den Spiegel, verzog ihr Gesicht zu einer Fratze aus Kinderbilderbüchern und grinste. Oder pläkte sich die Zunge. Die Pflastersteine auf den Straßen taten ihm weh, die kahlen Baumstümpfe machten sich lustig, Häuser wollten über ihn fallen. Er hatte kein Recht, die Faust zu ballen – besser ist es, sich auszulachen ... Oder gar nichts denken. Es geschieht ihnen recht – seinen Eltern nämlich, folgerte er. Und als sie eines Nachts ihn laut verhöhnte, ihn anschrie, bis er ein Auto nahm und fliehen wollte, während Maria mit dem bekannten Herrn sich hineindrängte, so daß er wieder ausstieg und die beiden beinahe allein davongefahren wären, drehte er sich mit einem Ruck um, schlug wortlos die geballte Faust durch die Scheibe nach ihr, bis Klirren und Lachen in dumpfem

Gewühl eines drohenden Auflaufs untergingen und er schließlich ganz allein und in einer plötzlich ganz leeren schweigenden Straße weiterging und das Blut aus einer Schnittwunde am Gelenk stillte und wieder beruhigt vor sich hin murmelte: die Sache ist ja noch billig abgegangen. Was machte es ihm, daß sie zu Haus schon auf ihn wartete: er mochte in ihr Gesicht nicht sehen – o Gott!
Es war kaum ein Monat vergangen. Marias Schmerzen wurden unerträglich. Ich muß mich operieren lassen, stöhnte sie. Sie wollte fort. Sie wußte von früher einen Arzt in Berlin, forderte dahin Geld. Er schrieb, er telegraphierte. Er dachte, es ist ja gleich – telegraphierte seinem Vater einen Notschrei. Es kam nichts. Er saß den Nachmittag vor dem offenen Herdfeuer und wartete auf Antwort. Wußte, diesmal ist alles aus. Meinetwegen. Er warf einen Brief nach dem andern ins Feuer. Bücher, Schriften, die wertvoll waren. Maria hockte im Nebenzimmer. Viele Stunden lang. Es fand sich kein Weg. Sie sprachen gegeneinander harte Worte, quälten sich. Er empfand Ekel. Sie schrie, ich will kein Kind; noch einmal so einen Krüppel. Er wollte sich auf sie stürzen, sie schlug ihm mit einem Hammer mitten ins Gesicht, er blutete. Dachte, es ist gut so; wenigstens ein Ende. Die Wirtsleute legten schließlich das Geld zur Reise aus. Maria fuhr weg. Später zu ihrer Mutter und war nach einigen Tagen wieder bei ihm. Ich habe keine Heimat, sagte sie dumpf, wo soll ich bleiben? – Er hatte in diesen Tagen eine neue Bekannte gewonnen. Er trank soviel und war lustig anzusehen, wenn er betrunken war, es war interessant. Sein Vater drohte mit der Entziehung des Wechsels. Sie zogen in eine Pension, waren immer in großer Gesellschaft. Maria merkte, wie die Leute über sie beide lachten. Dem Böhme war's gleichgültig. Es war klar, daß Maria schwanger war. Überdies kam es häufig zu Lärmszenen. Maria nahm oft die Hilfe Fremder in Anspruch. Böhme schlug manchmal roh zu.

Eines Tages fuhr er ab. Angeblich nach Paris. Es ist möglich, daß Maria aufgeschrien hat. Er hungerte drei entsetzlich lange Tage voll schneidender Märzkälte in den Straßen Berlins. Wollte sich eine Stellung suchen und fuhr wieder zurück, als auf seine Bitte Maria ihm telegraphisch das Reisegeld anwies. Er wußte nicht, wie sehr Maria in sich hineingeschrien hatte, daß alles zerbrach. Es war, als krallte sie sich in ihn ein. Er empfand es so.

Dachte, ich halte schon aus. Log, ich kenne weder Freude noch Glück. Belog sich, hätte sich Märtyrer nennen wollen. Maria sah nicht die Sonne milde lächeln, hörte nicht das lustige Lachen sprossenden Grüns. Krallte sich tiefer ein. Weinte erschüttert, als eine Katze im Haus ihr Junges erdrückte. Verschloß sich mehr und mehr. Glitt taumelnd einher. Hetzte. Raffte überall Geld zusammen. Erzählte allen, daß er sie schlug. Schrie nachts. Und es war doch niemals wahr. Viele beobachteten das Paar. Welche, die ihn gern mit zum Saufen nahmen. Welche, die die Frau trösteten. Welche, die an sich gern Geld ausgaben. Es war immer eine Unterhaltung. Dann aber mußte Maria ins Krankenhaus gefahren werden. Sie gebar im siebenten Monat ein Mädchen. Das Kind starb nach wenigen Stunden. Jemand bezahlte alle Kosten. Böhme besuchte sie und war sehr betrunken, er schlief in dieser Zeit nicht mehr zu Hause.

Als sie entlassen wurde, zwang sie ihn trotz den gaukelnden Blüten heller Bäume, unbeirrt von dem Jubel blauenden Glanzes aus sich heraus. Ich bin müde, sagte er und zuckte die Achseln. Sie mußte auf ihn einschlagen. Sie mußte Gläser, Tassen nach ihm werfen. Und er gab sich Mühe. Lächelte zwar verächtlich. Doch er hörte den zitternden Ton begrabenen Schmerzes, etwas, das heraus wollte, sah das wirre, verkrampfte Antlitz. Sie nahmen wieder eine Wohnung. Sie gingen wieder in den Frühstunden durch die Straßen, saßen im Zimmer nebeneinander und lasen.

Sie fuhren wieder auf einige Tage ins Gebirge. Zwar stritten sie sich, liefen getrennt, aber doch sah er, wie sie ins Quellwasser sprang und jubelnd badete, ihn fangen wollte – er mußte alle Lieder pfeifen, die er kannte, sie marschierten die Berge hinunter. Zitterten unter den Blitzen überhängender Gewitter, spielten so viele Stunden Karten, sahen würdig zum Fenster hinaus und betrogen schließlich den Wirt um die Zeche. Und als sie wieder in der Stadt waren, brachte jeder für sich eine Hoffnung mit.

Aber Maria prüfte den Weg. Das Blut drängte. Stand nicht alles still – er soll sich einfallen lassen, mich zu betrügen, hohnlachte sie und wand sich zitternd, bangte. Ein irrer Schrecken klopfte. Er dachte, das ist gewiß eine müßige Unterhaltung. Hat er geklagt – immer noch war er scheu geblieben – ängstlich abwehrend, verschlossen – nur Sehnsüchte brachen hinaus, schwirrten, lockten: Irgendwo muß das Leben sein, weiß ich's

denn? – Sehnsüchte, die mit ihr gingen. Es stockte mehr und mehr. Wozu auch – dachte er; vielleicht muß es so sein. Er gab ihr nicht die Hand, ah – wozu? Er kicherte, schlug hart, raste. Prügelei. Er wollte sie erwürgen. Und so weiter. Er beschloß plötzlich aufs Land als Landarbeiter zu gehen. Das ist's, jubelte es in ihm auf, ich werde frei. Er fuhr in die Hopfenernte. Arbeitete. Es war alles neu, schön, frei. Er reckte sich. Aber Maria hatte sich bald von dem Schlag erholt. Sie fuhr ihm nach und fand ihn. Es war selbstverständlich, daß er mit ihr zurückfuhr. Dagegen läßt sich nichts machen, gestand er sich. Es änderte sich aber nichts. Es wurde nur schlimmer. Hatte er nicht schon was geleistet – sie dachten ja schon lange nicht mehr über sich. Nach ein paar Tagen fuhr er wieder hinaus. Maria bald hinterher. Ein friedlicher Bauer bei Pfaffenhofen erlebte ein Schauspiel, das ihn den Kopf schütteln ließ. Jedenfalls fuhren sie beide wieder zurück. Böhme merkte, daß sie ihn anlog, mit dem und jenem. Ach, waren sie sich fremd. Er grübelte, ich will frei sein. Sie suchten in den Vororten nach einer Wohnung. Maria wollte dann zu ihrer Mutter fahren. Er hatte noch Hoffnung. Sie glaubte ihm nicht, warum ging er so schnell darauf ein – lag nicht das Drohende, Gräßliche dahinter? Er aber glaubte fest und glückverheißend: Später – eine Spanne Zeit hinübergleiten lassen – Später Maria. Nein, schrie es in ihr. Sie nahm ihm ein Zimmer weit draußen. Richtete alles ein. Lebte ruhige Stunden im Garten, im Hühnerstall, unter Hunden und Katzen –

Dann wütete die Verzweiflung. Es kamen Tage, als wollte Maria sich aufgeben, auslöschen. Er ging nicht mit ihr. Er empfand, sie preßt ihr Herz, knetet, es soll aufhören – wo soll es hin, es blutet, zuckt. Er stand abseits. Ich kann nichts tun, sagte er sich. Und doch lag er nachts im Bett gekrümmt, das Blut jagte. Er biß sich in die Faust. Aber blieb kalt. Sie schrie, wenn er nicht bei ihr war. Sie schrie, wenn er neben ihr stand. Lachte: Stürz dich doch hinunter Feigling – sie sahen von der Brücke in den Fluß. Bewarf ihn mit Steinen. Er dachte: Aushalten, jetzt gerade. Wühlte sich in die Kissen, beugte sich tief. Maria raste. Er konnte ja ihr Gesicht nicht sehen. Sie hatte viele Freunde um sich. Sie war den ganzen Tag unterwegs. Sie sucht mich entscheidend zu treffen, dachte Böhme. Es wird ihr nicht gelingen, freute er sich. Einmal, als sie auf dem Weg weit hinaus zu seiner Wohnung sich stritten, riß er ihr die Tasche weg. Wollte dann plötzlich

davonlaufen, eine neue Möglichkeit tauchte ihm auf. Sie rief Leute zur Hilfe. Radfahrer, Automobile jagten ihm nach. Ein Heer von Polizisten. Stunden später wurde er auf einer Trambahn im Zentrum der Stadt angehalten. Mußte durch die Drohungen der Passanten zur Polizei, saß dort viele Stunden in Haft. Wer hätte ihm auch glauben sollen, zudem lag eine Anzeige gegen ihn vor auf Landesverrat. Er sah eine liebe verworrene Schrift. Und doch war er froh. Glücklich heiter. Na ja, es war ja seine Frau. Man ließ ihn kopfschüttelnd laufen, die Stimmung schlug um, und er mußte die Frau noch verteidigen. Aber er schrieb ihr einen Brief: Du mußt morgen abreisen. Er unterstrich das Morgen. Sie schickte einen Boten: Darf ich dich noch einmal sehen? Er lächelte. Er hatte gar keinen Verdacht. Sie stand am Bahnhof inmitten von Kavalieren. Er ging auf sie zu. Dann gab sie ihm die Hand: Du ... Dann fuhr der Zug: Du ... ich hab dir so weh getan ... Er sah Tränen, zuckte die Achseln. Darf ich dir schreiben? .. er nickte. Ich bin ein gemeiner Kerl, dachte er, verflucht!

In den Wochen, da Maria ihm täglich schrieb, Anklagen, Verzweiflungen, Demütigungen – Blumen sandte, Schokolade, Kuchen, sprachen Buchstaben vertraut in zitternd auflebender Hoffnung. Schmeichelten sich ein, sangen – In dieser Zeit fand Böhme aus Bedrückenden, Betrunkenen, Langweiligen – wohl konnte er sie abstreifen, hingen sie ihm lästig an, über sie hinwegtreten bis zum Ekel und dann sich umdrehen und den einen oder andern noch aufheben – fand aus dem schließlich doch drohenden Grau ächzend Verlangender einen Freund, ein Mensch lebte ihm zu. Schlug in dem Gestrüpp fiebernden Niederreißens und erborgter Überlegenheit voll höhnender Teilnahmslosigkeit – ah, feindseligen Haß! Verlogen jammernde Hilferufe, Forderungen auf das Recht fremden Erlebens – schlug in dem Strudel wild um sich, Fausthiebe, und fand den Hans Böhme und klammerte sich atemlos an ihm an und war so weich und beladen mit den Erschütterungen der Einsamkeit. Und hatte Verfolger hinter sich. Aber während der Freund gegen Maria sich wehrte, vor der Gefahr, weiteren Niedergleitens bebend stand und sich anschickte, seinerseits helfend in die Räder zu fallen – blind gegen den Glauben fremden Erlebens, zumal ihm alles ängstlich verschlossen blieb und auf die Worte ihm Miß-

günstiger gegründet war, doch seine Liebe immer enger band – blindgemacht von dem heraufziehenden Gewitter dumpfer greifender Erinnerungen – würgender, begannen die Stürme glühend zu rasen, schnitten den Atem ab, rasten weiter, hoben zitternde Glut zusammengeballt im Riß atemloser Erwartung, daß Felsblöcke krachend sich lösten, niedersausen wollten, quälend innehielten – innehielten, schwebten, oh – nicht zerschmetterten – verflucht, daß es gesagt sei – und während der Freund sich wehrte und ein Leben lockend vor sich ausbreitete und forderte, band sich Böhme seinerseits enger, zerstückte Erinnerung, schälte die Verfolger heraus, daß sie sie vor sich hinstellten und anschauten und hinwegtun konnten, abstreifen. Und sie banden sich enger und enger.

Bis es notwendig war, daß sie wieder nach der Hauptstadt übersiedelten. Achteten nicht der Widerstände fast zufälliger Hindernisse, der Überreste, die wohl überall noch zurückblieben, sich anhängten und heimtückisch zu wühlen sich anschickten – die Sehnsucht, ein neues Leben frei zu atmen, zwang ihre Blicke nach oben. Es waren kaum vier Wochen nach Marias Abreise vergangen. Böhme schrieb seinem Vater einen Brief, etwa: Laß mich in Ruh; aber mit allem.

Ihren Bemühungen voll der Pläne, hinauszutreten jeder für sich und wiederum auch zusammen, die Welt und die Menschen zu erfassen, anzusehen, zu durchleuchten, daß aus dem drückenden Leid sich jubelnde Freude gebärt und weiter aufzurichten, den Tempel zu bauen und Opferfeuer heilwärmend über die Welt zu spannen, aufsaugen alles Schwere, in sich verbrennen lassen für alle, für Menschen und Tiere, Bäume, Steine und die unendlichen Wasser – jeder für sich und wiederum zueinander gemeinsam – glaubte Maria.

Aber es stürzte in jagender Hast über sie. Wo sich festhalten, der Strudel ringelt sich spitzer, Orkane zerren. Maria telegraphiert: Komme, oder Mutter und Kind sind Leichen. Böhme muß mehr lachen. Doch auch Wut und Trotz. Der Freund fragt, fährst du, fahr ich – Böhme fährt. Sie kommt ihm bedrückt entgegen, fiebert, fast in Verzweiflung: Und ich – ich auch, wenn sie nur bitten könnte.

Nun kam auch bald Maria wieder zu ihnen. Der Freund schwieg weniger betroffen. Schob alles hinaus. Dachte, es wird eine Zeit kommen, die entscheidet, jedenfalls bleib ich bei ihm. Weiter.

Sie nahmen gemeinsam eine Wohnung. Der Freund hatte zunächst auch Geld, konnte sie alle unterstützen. Auch frühere Bekannte mühten sich um die äußere Grundlage ihres Lebens. Man war auch neugierig. Der Freund wird wissenschaftlich arbeiten. Werden wir heute in den Zoologischen Garten gehen? Sie nickt, sie hat es versprochen. Sie taten einen Luftsprung, kauften sich dicke Zigaretten, krumme Zigarren, lachten die Sonne an. Die Zügel des Wagens schleiften am Boden, faß sie, Maria, halt fest. Maria zitterte. Möchte schreien: Halt – laßt mir Zeit. Wohin denn, und was ist – wartet doch, wartet doch. Sie kommt außer Atem. Sie will glauben. Muß, denken die anderen, ha – die Zügel schleifen – das tut weh! Sie muß die Hände krampfhaft falten, ineinander pressen, daß sie knacken, den Kopf obenhalten, wenn die hastende Angst auf sie einbricht, den Fuß einwühlen. Sie muß fest zufassen. Läuft er nicht mit Weibern herum – geölte Fressen, schielende – ein Weib stinkt. Sie haßt sich. Ihr – schreit sie, Ihr, ich bin ein Weib. Wozu Verbeugungen, wehe, wenn Ihr nicht ehrlich seid – ich bin ein Schwein, was denn anders? – Dem Freund geht eine leuchtende Erkenntnis auf. Maria kämpft um Böhme: Er sitzt mit einer Frau da oder dort, er kann jeden Augenblick mit einer Frau irgendwo sein. Vielleicht schon morgen trifft er wieder irgendeine Frau – sie muß ihn einsperren, sie muß ihn ja hassen, sie muß sehen, daß diese Angst aufhört. Aber wie soll sie zu dem Freund aufblicken – er versteht das ja nicht. Endlich lacht sie gequält. Boshaft triumphierend: Seht Ihr, ich bin doch allein. Ich, ein Weib. Maria hat Fuß gefaßt. Ergreift die Zügel. Kann zuschauen, daß einer in dem Käfig dem Waschbären ihre Schlüssel zum Spielen hinwirft. Ein Faultier liebevoll streichelt. Weinen möchte mit einem kranken hinkenden Jaguar. Und die stolzen Schlangen, die lustigen Krabben, majestätische Krebse und erst die Fischel – wie könnte sie den reißend gärenden Jubel sonst ertragen, und bald schaut jeder die Tiere für sich allein an. Wut ballt sich, sucht nach Haß. Zersplittert, und wird müde. Gebrochen. So fahren sie ineinander zusammen. Trümmer türmen sich auf. Wiederum fordert der Freund. Er hat viel begriffen, zieht einen klaren Strich, scharf, wie rechts und links: die Entscheidung ist da. Nein, denkt Böhme, jetzt erst recht nicht; es gibt überhaupt keine Entscheidung; überdies weiß ich mehr. Er fühlt, er glaubt. Nun gut, trotzt der andere, sieht ihm nach, Mitleid drängt.

Pfui Teufel, fühlt wieder der Hans, sogar gegen ihn muß ich sie verteidigen; eine bittere Enttäuschung. Er besinnt sich: Ruhig Blut! Es tut nichts, daß sie wieder gegeneinander stoßen. Daß Maria quält – der Strom treibt. Bis er plötzlich für Wochen allein an die See fährt. Arbeiten, grübeln – für sich! Die beiden sagen ja, es ist gut. Der Freund sagt noch, es ist sehr gut. Aber Maria fährt nach, bringt einen Zuschauer mit. Von der Glut des Feuers angezogen. Ein Schwächling – er wird verbrennen. Die Kämpfe sind hart. Wozu noch Krüppel – Maria schauert. Krampft sich, wühlt, arbeitet übermenschlich – und es wird bald Licht. Nur der Freund wartet, vergräbt sich, leuchtet freier ...

Doch als sie nach Wochen wieder zusammen sind, lagern schwarze Blöcke. Drücken nieder, Hoffnungen entblättern. Es geht nicht, daß sie zu einem geht, der von den beiden nichts wissen will. Sie soll, heißt es, eine Gemeinschaft gründen. Ich – eine Gemeinschaft, ich bin krank, ich bin schwach, ich bin bedreckt – eine Gemeinschaft, sie weint in entgleitender Liebe. Ja, sie ist schön, sagt der Freund. Sie ist unerhört. Groß, stolz – über alle Menschen; die Mutter eines großen glücklichen Geschlechtes. Maria zittert: ja? Für Stunden, nur für Minuten. Sie schmiegt sich an. Ach ja – aber sie fürchtet sich. Sieht sich zerrissen werden. Das Leben verbietet, das Leben grollt, alles Leben in ihr zwingt. Ich darf nicht frei sein – Es ist etwas in mir – ich weiß nicht – nein, ich will nicht. Maria wird hart. Sie kämpft verzweifelt. Bricht ihre Träume. Hämmert.

Und der Freund versinkt vor ihren Augen. Gletscher niedergehaltener Erkenntnisse rollen und werden ihn verschlingen. Es gibt kein Halt. Denn die Verfolger sind da. Und eines Tages gestaltet der Vater die ängstlich gehüteten Dunkelheiten blitzhell, die Fußtritte im Gestrüpp, die Faustschläge nach der Sonne, die Pausen hindämmernder Ermattung, die Haken nach dem Vielleicht-gibt's-ein-Glück schon vorher, und die lässig gehaltenen Überreste stehn übermächtig, hohnlachend – daß man ihn eines Tages ergreift, ihn fortführt, einsperrt – über Wunsch des Vaters. Maria schreit auf. Maria läuft hinter den Schergen her. Weint: Du – Paul – Und was soll aus Hans werden – läuft heulend hinterher, bis sie entschwinden. Es war kaum ein Jahr hinübergeglitten.

Maria weinte: Ich habe ihn gemordet, ich bin schuld – quälte sich hart. Hans Böhme war gelähmt. Es tat nichts, daß er glaubte ersticken zu müssen, daß die Welt ihn würgte. Ach was, ich komme doch nicht mehr heraus – Felsblöcke, eiserne Ketten. Hilft kein Knirschen. Er reichte Maria die Hand, hielt sie lange, mit festem Druck. Tränen kugelten ihm über die Wangen.
Es war, als gingen sie zagend einen schmalen Steig über Abgründe. Es verflossen stumpfe Wochen, bis es in ihm emporstieß, für den Freund etwas zu unternehmen, Fremde zu bitten. Er hatte es versäumt, auch nur im geringsten Gleichgesinnte um sich scharen zu lassen – eher abweisen. Aber es drängte. Hieß, wollte er weiterleben, so ... Maria war unermüdlich am Werk, sammelte Geld, ward eine Königin, bis er zugriff, selbsttätig wurde und Maria in die zweite Linie drängte. Bis er darauf bestand: Ich ich ich! Und rücksichtslos den keimenden Glauben Marias in den Schatten zurückgleiten ließ. Daß es Maria zu jenem Mann zurücktrieb, um dessenwillen der Freund so geeifert. Daß Maria den Menschen zu sich zwang. Daß etwas aufwuchs zwischen Böhme und der Frau, das wie kalter Haß war. Eine Flut, ohne Spitze: Sie schlugen nicht gegeneinander. Aber Maria glaubte an den versinkenden Freund. Und Böhme sah teilnahmslos keimen und wachsen und übermächtig werden, daß er litt, daß er entsetzlich litt. Ein Geschwür war, das anschwoll. Ein Riß weitete sich. Kälte und Haß. Ich habe meine Sache zu ordnen, dachte er, sieh du jetzt allein zu. Ist's nicht deine Schuld? – höhnte er.
Böhme unternahm eine kleine Reise im Interesse des Internierten. Völlig angewiesen auf Marias Hilfe. Als er zurück kam, gelang es ihm nur noch mühsam, den Schein des Nebeneinander zu Maria aufrecht zu erhalten. Er brachte das verschwommene Bild einer fremden Frau mit. Träumte es leuchten, ließ es vor sich her gaukeln als einen dunklen Falter, der schon müde, taumelnd niedergleitet, sehnte ihm frierend nach. Er schloß die Augen.
Es kam ihm überraschend, daß Maria einem aufziehenden Streit auswich. Sie warf ihn einfach aus der Wohnung hinaus. Sie lief ihm nicht nach, bedrängte ihn nicht mehr. Es war lächerlich, daß er trotzte, er ging unbehelligt davon. Der Schnee fiel heftiger und wollte ihn erdrücken, ein eisiger Wind bohrte. Er merkte vor sich her stapfend, daß die Trams steckenblieben, sah lange Reihen, sah ein Auto eingeschneit und Menschen überall herum,

blieb stumm in einer Destillation sitzen, und als es Tag war, klopfte er bei Bekannten an. Böhme war erstaunt, wie sehr er die Leute haßte. Nahm ihr bescheidenes Anbieten an. Der eine gab ihm etwas Geld, der andere nahm ihn für eine Nacht auf, einer zahlte ihm für die nächste Nacht ein Hotel, einer lief herum und suchte ihm ein Zimmer ... Böhme saß in einer Destillation und grübelte. In der vierten Nacht ging er hungernd umher und fror. Wußte, jetzt sitzt sie da und dort, blühend und lacht ihr Leben hart gegen die andern. Er ging immer weiter und weiter, benetzte die Lippen mit Eis, immer hastiger, er war nahe daran umzusinken, schleppte sich weiter, ihr Lachen folgte ihm, er sah sie trinken, tanzen – jetzt trifft mich ihr Schrei, fühlte er. Er gab sich einen Ruck, biß die Zähne zusammen. Meinetwegen, fühlte er; übersprang einen Abgrund. Hans Böhme ging am Morgen ruhig in ihre Wohnung, die Tür wurde ihm aufgemacht – er merkte auf dem Gesicht ihrer Mutter keinerlei Erstaunen, er kleidete sich wortlos aus und legte sich in sein Bett. Er hätte beinah bemerklich vor sich hingekichert, als er hörte, daß Maria, die wahrscheinlich aufgerichtet im Bett gesessen hatte, sich niederlegte und allem Anschein nach weiterzuschlafen entschlossen war.

Wenige Tage später war eine Aussprache nicht zu vermeiden. Sie fand auf der Straße statt. Nach einer Prügelszene im Café. Gläser flogen, Parteien prügelten sich untereinander. Böhme hatte geschrieen: Um Gottes willen, die Frau ist doch krank. Und: Ich will sie nicht sehen, ich bring sie um. Die Leute: Er ist ein Zuhälter, so ein gemeiner Kerl. Die Aussprache war am andern Tage. Sie stellte ihn, er tat gleichmütig. Sie wich nicht von seiner Seite. Er sagte: Du hättest anders sein müssen, wo wir nun so allein sind, gerade jetzt ... Sie nickte, dachte vielleicht: Und du? Aber sie lachte brüchig. Böhme sprach davon, daß sie Krüppel sind. Nickte. Nun ja, und? – dachten beide. Sie standen lange Zeit auf einem Fleck. Er sprach, sie sprach; zuckten beide die Achseln. Er sagte: Wie kannst du mit einem anderen Mann zusammen sein, erdrückt dich nicht die Erinnerung – sagte leise: Ich möchte wissen, wie das ist. Was du dir denken magst, wenn du mit ihm im Bett liegst. Ihr Lachen holperte in die Tiefe. Dieses Lachen zerschnitt ihn. Es war, als müßte er um seine Seele beten. So gingen sie nebeneinander her. Sie gingen in eine Restauration, sie bestellte ihm ein Schnitzel. Sie mietete ihm ein

Zimmer mit Blick über den Bahndamm. Hier kannst du für ihn arbeiten, sagte sie. Sie brachte ihm Süßigkeiten. Sie redeten von dem Internierten. Es war entfernt mit diesem bereits wieder eine Verbindung geschaffen.
Die beiden hetzten weiter. Er ging zu einem Ball, mußte vorher ausreißen, zerstört von dem düsteren Rhythmus mondäner Walzer. Trank in einer Kneipe Schnaps, bis er nach Haus getragen werden mußte. Die beiden quälten sich bis aufs Blut. Es war noch ein Tag, an dem von Paul ein Brief kam. Sie reichten sich die Hand, sie hatte Tränen im Auge. Es war noch ein Tag, daß sie für den Ostertag ihm Schokoladen-Eier kaufte. Du mußt sie suchen, streichelte sie.
An diesem Tag blieb sie aus. Es verging die Nacht, es verging der Tag. Er ging mit einem Dichter durch Vororte unter Hunderttausenden Festfroher. Männer, Weiber, Kinder, Wagen und Hunde, rang die Hände, es soll noch einmal alles sein wie früher, bettelte doppelt. Nicht zu spät sein lassen, gelt? Heulte.
Sie kam nachts mit leuchtenden Blicken. Er wußte ja alles, sein Schweigen hieß sie hinausgehen, sie stockte. Doch dann sagte er ihr, was sie in ehrlichstem Ringen ihm sagen wollte, er nahm es ihr einfach weg. Sie beugte sich fast demütig. Aber blieb unerschütterlich dem Fremden treu. Er beschwor, flehte wimmernd, schrie grob. Schlug sich ins Gesicht. Er wagte nicht, sie zu berühren. Maria streichelte ihn sanft, etwa: Du Dummer, du lieber – aber zuckte auch die Achseln. Schüttelte den Kopf. Laß mich, ich habe eine Mission; es ist mein Leben. Durfte sie ihm zurufen: Meines, hörst du denn nicht? – Nein, schrie es in ihm, nein! Ich will nicht! Er durfte Paul in der Anstalt besuchen. Der Freund sah zu, wie er sich schämte. Es war unmöglich, aus den Demütigungen, die er sich auferlegte, ihm zu helfen. Böhme schämte sich bitter, und etwas flüsterte ihm zu: Laß gut sein; bitte – hast du denn dein Leben, deines? – das war es, was seine Scham so furchtbar machte, so niederdrückend für Maria, so voller Haß.
Und dann nahm Böhme wieder die frühere Stellung an. Schickte sich an, wieder von neuem den anfänglichen Aufstieg zu wagen. Um ihn waren Leute, die an ihn glaubten. Böhme beschloß, die Welt zu erobern. Auch Paul war bald frei. Er wies ihm insgeheim einen Platz an, einen Kommandeurposten. Dann waren noch die Offiziere um ihn, die Unterführer. Es mußte gehen.

Maria sagte: Gib mir mein Kind zurück. Ich will das Kind bei mir haben. Das Kind ... erinnerte sich Böhme. Maria lebte wieder neben ihm. Er glaubte, sie lebt in ihm. Er verfolgte seine Idee. Maria fuhr an die See. Sich vorbereiten, sagte sie. Sie blieb sechs Wochen völlig einsam. Auch Paul half. Böhme marschierte auf sein Ziel, die Kolonnen waren ausgerüstet, kurz vor dem Abmarsch. Böhme war bei seinen Freunden, überall, half nach, nahm Unsicherheiten auf sich. Seine Leute waren in Stellungen. Es kam Geld ein. Die Idee wuchs: Mochte er auch hungern, ahnen, daß Maria die Hände ringt, Paul fiebernd sich beunruhigt, hofft; er war ja in manchem noch gefesselt. Glücklich, glauben zu dürfen. Böhme entwarf. War überall. Schrieb. Hatte Kaufleute. Schrie: Glück. Leid. Tod. Lachte: Liebe. Wollte alles umfassen. Es kam ein Zittern. Ein Bröckeln. Böhme hämmerte. Da kam eines Nachts Maria zurück, während eine dumpfe Melodie in ihm spannte. Es ging in der Welt, die noch ohne ihn war, etwas vor. Maria hatte in der Sonne ein schwarzes Tier sich vorüberschieben gesehen. Böhme kannte Maria nicht mehr. Eine fremde heilige Schönheit glühte in ihrem Blick. Das Wunder ihrer Reinheit befleckte ihn. Zwang ihn zusammenzubrechen. Und ehe er noch zu einer Bosheit ausholen konnte, schrie sie ihm ein dreckiges Schimpfwort entgegen. Er nahm es wie ein Geschenk auf. Es ist schwer zu sagen, er atmete wie befreit auf. Ließ alles stehen und liegen. Genoß das Zertrümmern und lief davon. Diesmal wußte er, es ist eine Lüge. Aber er konnte nicht mehr sagen: Gerade. Er hatte auch kein Recht, sich zu töten. Eher, ja eher ... wisperte es, bis er vor sich erschrak und haltlos stürzte. Unaufhörlich niederglitt. Lautlos.
Draußen blies hell und frisch der Lärm einer neuen weiten blanken und doch noch so wirren Welt.

Ende des ersten Buches

DIE LIEBE WANDERT

Kaum hatte die Sonne alle Plätze in Glut gehüllt, fiebrige Menschenhaufen zuckten, ballten sich zusammen, wuchsen schwarz und drohend, Wagen rasselten dumpfer, die Glocken der Trams gellten erschreckt – aber niemand sprach laut – kaum war die Dämmerung würgend über die Stadt gefallen, protzige Parks krochen scheuer zusammen, Freunde logen atemlos und griffen ins Leere, die Reihen Vorwärtsgetriebener stauten sich ängstlicher, kreisten müde und hoffnungslos und zerrissen plötzlich in jagender Hast, wie eine Frage tat sich auf, blähte sich, schlang – es wird etwas furchbar schreien – kaum waren alle Widerstände in die dunkelnde Nacht gebrochen, blitzten die Bogenlampen höhnischer und doch manchmal von aufquellender Trauer überwältigt, spitze Laute schossen auf, schwammen einsam, daß mancher im Vorübergehen eine klagende Qual auf sich zukommen und gierig einfressen sah – und blieb wehrlos, wollte um sich schlagen, sah in kalte Grimassen – bis alle noch enger aufeinanderliefen und jeden Atem lechzend schluckten, daß jeder für sich allein zitterte – kaum war der Lärm einer Musikbande wie befreiend hereingebrochen und doch nur allgemein sammelnd und mehr verdeckend, aber nach den Kräften der anderen wühlten und witterten, brechen wollten und gezwungen waren, Mund und Augen starr aufzutun, gegeneinander zu schreien, Fäuste lächerlich drohend zu ballen – gleicherweise versanken die anklammernden Lügen von Liebe und Haß – der Lärm zerstückte in Flüstern voller Grauen, die schwarze Tiefe der Nacht zerrte gewaltiger, bis alle Seufzer erstickt, die Blicke Sehnsüchtiger gebrochen – denn ihnen leuchtete kein Stern – Und das Feuer ihrer Gebete, die die Verwirrung des Sturzes durchschlugen, kettend sich gegenstemmten, wissend, sich emporzureißen im Begriffe waren, nur überflutet, entwurzelt, versteinert, erloschen war – als die Schleier niederglitten und jeder entblößt stand, von einem allen Gleichen Verborgenen, Ungeheuren bewegt, und die Häuser eingeknickt und ganz ohne Leben, die Tiere so langweilig, müßig, ohne jeden Zweck – als ob die Blumen grinsend eine Fresse zeigen, die Bäume sich vor Lachen krümmen – über das Rasseln und Pfeifen der Straßen, Plätze, Winkel,

über die Rufe und Schreie Verirrter, Verzweifelter hinweg herrschte eine Totenstille, gewaltsam die hohlen Übertreibungen eines kleinen fremden erstaunten Lebens von sich abschüttelnd, nur da oder dort stand – nicht sich wälzte in Angstkrämpfen, nicht Lügen johlte und wimmerte und schnell noch einen Gott fand – erbebte in der Not, sich wo anzuklammern.
Vor diesem Verborgenen, Ungeheueren, das die Menschen geschlossen nach einer Richtung band, das viele von Grund aus umkehrte, schmerzte, und vieles auch leuchtender schuf, beugte sich Hans Böhme tief. Ob er auch nicht wollte. Stürzte nicht alles in sich zusammen. – Er sah sich im Menschenknäuel die Straße hinabtreiben, es hielt ihn nichts mehr. Und für einen Augenblick stechender Qual versank dieses Fremde, Bösartige um ihn herum in dem müden nachdämmernden Erstaunen: War das Maria, meine heilige gute blonde Maria – sie hat mir überhaupt nicht nachgerufen, es war ja mehr ein Hinausdrängen, sie wird aufatmen – aber ehe er es dazu kommen ließ, daß ihm ein wirklich ernster Schmerz aufstieg, sog er die Angst und die Kälte gierig ein, die um ihn war, und ging ganz darin unter. Und die Nacht schleppte sich weiter. Von Stunde zu Stunde. Einmal fühlte er sich auf dem Wege zum nächsten Café plötzlich allein in der Straße, und als dann ein älterer Mann sich an ihn hängte und über den feindlichen Druck, der über ihnen war, jammerte und viele Vermutungen aussprach und auf Bestätigung wartete, mußte Böhme sich wieder von neuem verwundern, daß zwischen ihnen nun alles sollte zu Ende sein und beinahe so kühl und geschäftsmäßig – bis er die Schwelle eines Hurenlokals wieder hinter sich hatte und inmitten des fahlen Lichterglanzes, der die krampfhafte Unbefangenheit dieser schlotternd Lachenden decken sollte, unabänderlich wußte, es ist so, ganz ohne überhaupt einen anderen Gedanken aufkommen zu lassen. Zudem dachte er weiter, war ich auch einmal mit ihr in diesem Lokal, zwar über Mittag, aber oft allein auch nachts, und dachte an sie. Wiederum wuchsen die Umstände des letzten Zusammenseins stechend scharf vor ihm auf, daß er den Kopf schüttelte. Er erschauerte wieder von neuem vor dem Schimpfwort, das der Umgangssprache der Huren entnommen schien, und das doch, wie er sich in bitterem Grübeln bestätigte, keines der Weiber hier gebrauchen würde, es lag soviel Verzweiflung gegen sich selbst darin, ein Auslöschen jeden Menschentums, es bohrte sich

lähmend ins Gehirn, fraß sich weiter, sollte es vielleich ein Schlüssel sein – und warum traf es ihn so – war es nicht eigentlich doch ein gleichgültiges Schimpfwort, eins wie tausend andere! Eine Selbstquälerei. – Die Gedanken überstürzten sich, schoß nicht das Blut ihm zu Kopf, Finger lösten sich, er konnte einen freien Blick um sich tun – ah, aber die Menge raste angstverzerrt, die Welt friert entsetzt – da wußte er wieder, nein, es war gut so, es mußte ein Ende sein. Die Musikbande haut einen Marsch herunter, ein Gast ist sogar offensichtlich betrunken. Böhme geht noch wieder in ein Café. Immer Raum gewinnen, denkt er. Er johlt bereits mit den anderen, weint mit den anderen, wird stolz und selbstbewußt: Die Stunde ist an ihn herangetreten. Die Stunde der Gefahr, der Pflicht, will er denken; so, daß man sagt, es ruft wer. Er sitzt noch in einem Kellerlokal, als draußen die Angst der Straße längst weiter raste. Vielleicht dann nachher, wenn ich, ich usw. kommt meinetwegen zu mir. Natürlich nehme ich euch auf, auch dich, Maria. – Böhme ist gerührt, möchte weinen, daß er so weich ist. Dann geht er ans Telephon und unternimmt verschiedenes, das kein Zurück mehr zuläßt. Es mag sein, daß er wirklich mehr boshaft gelächelt hat. Er scheint aufgeregt, sprechen kann er nicht, müßte sonst heulen. So stürzte in diesen Stunden sein Plan und aller Glaube zusammen, und während Maria von der Qual, wehrlos dem Irresein feindlicher Millionen ausgesetzt zu sein, befreit, ruhig eingeschlummert war – der Traum schuf die Ostsee leuchten und ließ die Türme von Kopenhagen aus blaugoldener Flut glückdämmernd emporwachsen, Glocken läuten und Hand in Hand – nur ihr Körper zuckte zuweilen – hatte sich Böhme entschlossen, in die Armee einzutreten. Denn der Krieg brach über das Land herein.

Zwischen den Bemühungen, die Böhme in diesen Tagen unternahm, seinen Vorsatz auszuführen, lag eine Reise zu seinen Eltern; gewiß, zwar hatte er keine Stellung mehr, aber er hatte sie eben selbst kurzerhand weggeworfen. Er kam ja nicht irgendwie mit einer Bitte, und war es ihm überdies nicht gelungen, jede Annäherung zu Maria tagelang vermieden zu haben, hatte er sie nicht ruhig und achselzuckend am Telephon weinen gehört und sich doch verleugnen lassen? – er war sehr selbstbewußt, als er ins Heimathaus trat. Ich will sie noch rasch einmal sehen, die beiden Alten, dachte er, hier darf ich wieder befehlen.

Der Wahnsinn stieg unaufhörlich.
Aber sie empfingen ihn dort mit eisigem Mißtrauen. Sie klagten ihn unverblümt an. Kein Bedauern, sie behandelten ihn als hinausgeworfen, nannten ihn einen arbeitsscheuen Lump, es fehlte nicht viel, sie hätten sich höhnisch über ihn lustig gemacht. Was wollte er wieder, wer gibt jetzt seine Stellung auf, sich totschießen lassen – den kennen wir, er führt was im Schilde. Es war auch gerade ein Sonntagnachmittag – die Schuster und Schneider führten ihre Weiber vor die Stadt spazieren, hochstaplerische Anlage voller Apotheker, Beamten und Doktoren, Hüte zogen sich triefend tief – oh, jahrelang hatte er den Dreck mitmachen müssen, dachte an Venedig, Konzerte am Fuße der Pyramiden, Frauen in Buenos Aires – wieder war gerade so ein Sonntagnachmittag, daß er an der Seite seiner Eltern durch die Anlagen, von fernher lockten braune Felder, in glücklich einsamen Streifzügen des Fünfzehnjährigen, da Gott vernichtet ward –, als der Vater etwa brummte, daß es nun schon soweit gekommen sei, daß er jetzt seinen Sohn in seinem eigenen Bureau wird beschäftigen müssen, zumal ja jetzt auch Leute fehlen – wobei er darauf achtete, daß Böhme alle möglichen stupiden Ehrenerweisungen begegnender Verdummter und Verkrüppelter, die ihm wiederum als Vorbild gewiesen wurden – von seiten der Mutter in der Tat höhnisch – ah, dieser widerlichen Juristen, Philologen, Mediziner höflichst bescheiden und doch nur demütig erwidert wurden, denn, pflichtete die Mutter beinahe jammernd bei, da du nun einmal von ihnen ausgestoßen bist, mußt du sehen, wenigstens noch äußerlich so halb gleichgeachtet etc. – und seufzte ihn an. Böhme gab sich einen Ruck. Spie ihr nicht in die Fresse. Ein alternder Vampyr – er schüttelte sich.
Ja, aber er stand so plötzlich ganz einsam, daß er sich vor sich selbst verkroch, Maria haßte, wiederum zu den Eltern floh und weich gestimmt blieb. Oh, sie tranken ihre Rache. Und während sie noch so sprachen, sank die Heldenpuppe, die Hans Böhme sich von dem Lebensweg seines Vaters hergerichtet hatte, in sich zusammen und stank. Der Ehrgeiz, mit dem er sich seine Stellung errungen, stank von dem giftigen Neid des Niedergehaltenen, und die Verfolger, die um ihn leckten, waren ja nur die Schmeißfliegen, die seine kleinliche Bosheit lockte, und die er dazu gerade brauchte – und Böhme hatte an ihn wie an einen Märtyrer

geglaubt, unter dem Dreck der Stadt. Es ekelte ihn, daß dieser Mann früher Gedichte gefertigt hatte, Lieder komponiert, über Kunst die Augen gezwinkert und so gefährlich schmierig war. Die Erinnerung tat wohl, daß er jähzornig war, daß der Geifer ihm aus dem Maul rann. – Einmal schmiß er die Schwester vom Sessel und bearbeitete sie mit dem Stuhlbein – oder Böhme dachte daran, daß die Mutter oft in der Nacht seine hochfliegenden Pläne zerpflückte, zerriß, ihn demütigte, wehleidig machte – und gar, daß er ihm, als er selbst noch ganz klein war, beim Pissen zugesehen hatte voller Entsetzen und jetzt fühlte, immer hat er doch irgendwo gewußt, dieser Mann muß schmierige Beine haben, voll langer Haare mit Klumpen von Kot. Das war er, der Freund von Gott und der Welt, dem man in den Schoß weinen soll. – Hans Böhme mußte laut heraus lachen. Die Mutter machte ein pfiffig-interessiertes Gesicht. Böhme fühlte, daß in ihm wo ein Tor offen war, ein eisiger Zug strömte ein – es ist mir schon recht, dachte er, mich mit ihr verbünden und die Zeit und das Göttliche brechen, um gemächlich sich auszuschlürfen und gegeneinander genießen zu hassen, ich finde mich hinein – Da aber muß Maria über tausend Meilen hinweg verzweifelt geschrien haben –

Und Böhme sah den kleinen Jungen, der um die Alten herumstapfte und so voller Fragen die Augen zu ihm aufhob und der so plötzlich wie hinter einer schwefligen Nebelwand auftauchte, um den er das Grauen der Einsamkeit schwelen sah, und der scheu und dann starr an ihnen allen vorbeisehen konnte, die Finger zählte, abgerissene Sätze vor sich hinmurmelte, anschwellen ließ, kichernd auseinanderzerrte und dann plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlug und fluchte, daß das runde Gesicht wie im Krampf zitterte – und eine Flamme schlug empor: darf ich ihn anfassen, ob ich ihn vielleicht gar an der Hand nehme, streichele – aber das Jungerle sah ihn scharf an, was für ein dummes Gesicht er machte, daß es ihn kreischend auslachte, um ihn herumsprang und die Gelegenheit abpaßte, ihm johlend mit der kleinen Faust eins zu versetzen oder ihm hinterrücks eine Stecknadel in den Rock zu jagen. Und daß er nur immer weiter lachte, schnitt der Große den Rest des Tages Gesichter. – Aber Hans Böhme verschloß sich, wenngleich heftiger bewegt, eigenwilliger. Tobten sie nicht draußen.

Als er am nächsten Tage wieder abreiste und die Segenswünsche, vermischt mit kühlem Mißtrauen, schon auf der folgenden Station abgetan hatte, tat es ihm doch sehr weh. Er hielt sich dann in jener Stadt auf, die durch Maria mit ihm unlöslich verknüpft schien. Weidete sich daran, daß einst vertraute Fassaden ihm kahl entgegengrinsten, er fand auch keinen von seinen Bekannten mehr, die Lokale brüsteten sich gegen ihn höhnisch, es waren nur noch Soldaten da – zudem war er selbst beim Militär vorerst abgewiesen worden. Er telegraphierte an sein Bureau, bekam ablehnenden Bescheid. Telegraphierte nach Haus, aber es litt ihn nicht länger in dem Café, wo er die Antwort abwarten wollte. Es litt ihn überhaupt nicht länger in dieser Stadt. Er stürzte sich auf die Bahn und wurde tatsächlich auch in einem Transport nach Berlin wieder mitgenommen. Erst im Zuge merkte er, daß er betrunken war. Es ist wieder einmal die Brücke gesprengt, dachte er, aber verdammt wenig Hoffnung.

Er kam wieder in seine Wohnung, ließ Maria deutlich merken, das ist nur vorübergehend, wir sind dennoch fertig – und es schien ihm selbstverständlich, daß Maria mit keinem Wort darauf einging. Er sah nicht, daß es war, als müßten ihr die Augen aus dem Kopfe quellen, die Sprache gelähmt, in eiserner Umklammerung eingezwängt, der keuchende fiebrige Atem fraß – und geduckt schlich und festgebannt blieb am Tische Fremder und die Schläge der Uhr zitternd mitnickte – ohne Halt, Schreie waren versiegt und die Versuchung flüsterte: Nur schnell, schneller ..... Ja, so war Maria. Sie lebte neben ihm in qualvoller Angst, aber sie konnte nicht zu ihm finden, er suchte sie nicht. Er hatte so ein ganz anderes Aussehen. Was war das jetzt für ein Mensch – fühlte sie entsetzt, beinahe mit etwas Neugierde. Es würgte in der Kehle, Blut stieg jäh zu Kopf, als er eines Nachts ausblieb – oh, jetzt ist's geschehn, dachte sie, wenn er sich doch betrunken hätte – wartete in einer Ecke gedrückt den ganzen Tag, die Glieder waren so schwer. Sie schlief übermüdet eine dumpfdrängende Nacht, traumüberkrallt – daß sie hinter Gittern gezwängt blieb, daß sie im weißen Kleid bitten ging, so rein, daß sie über sich selbst weinte und kaum sprechen konnte, und jemand streichelte sie sanft, dann wurde aber die Tür krachend ins Schloß geworfen, einer griff sie hart an, alles wurde schmutzig, sie lachte laut auf, in der Nacht, ganz scharf und roh und wollte das Geschlecht

zerreißen, hinschmeißen – so zerrte der Traum. Ein schmaler Kopf luckte scheu über die Decke, sah sich zitternd um und fiel kraftlos wieder zur Seite. Hände gefaltet. Seufzen. Da gab's keine Tränen. Die Uhr schlug. Eine Autohupe. Ich kann ihn nicht halten, fühlte sie. Eine Schuld stieg ihr auf. Wie erlösend, sie klammerte sich daran. Ja – damals und damals, sie wurde erregt. Sie sprang gehetzt auf, zog sich an, lief noch ins Café. Ich kann ihn halt doch nicht halten, quälte sie sich befriedigt. Sprach überlaut, aber auch ganz spitz, manchmal leise verklingend, beherrschte die Gesellschaft, genoß scharf geistige Überlegenheit, war ringsum erbarmungslos – kaum ein Weib – dachten viele. Dann aber war es ganz früh. Noch weiter laufen – nein, wozu; nach Haus. Schritt für Schritt, wen ging es an – jetzt wußte sie, war's entschieden. Hätten sie es doch aufhalten können? Vielleicht vorgestern, neulich noch – aber gestern? Sie ging sicheren Schritts. Aha, oben im Korridor lag der Brief, der Stempel eines Regiments, also zwei Tage schon. Las: Bringe mir das und das und etwas Geld abends in die Kaserne. Sie stand bewegungslos. Zuckte den Mundwinkel. Sah lange in den Spiegel. Lächelte höhnisch. Und fühlte, wie sie etwas zwang mit beiden Händen in den Mund zu fahren, als müßte sie sich zerreißen.

Maria starrte zum Fenster hinaus. Über die Höfe des Viertels zu den zwei Pappeln, die schon so lange und noch immer wie vergessen in einer Ecke stehengeblieben waren; die Blätter fielen.
Immer die Sommertage drohend vor Augen, die braunen Inseln der Ostsee und ringsum und überallhin nur blaue grüne goldene Flut und den weichen warmen Sand durch die Finger rinnen lassen, Brust und Leib zuckend in Sonne, lächeln, braun und schwärzer – und sich wölben über dem Land voll zutunlicher Bewohner, einwurzeln, alle Sehnsucht blüht, öffnet sich weit – komm – das Kind – Mutter – Leben, Glück – stark tragen lernen, sonnenrein – und Maria läuft auf und ab, daß die Wellen hoch hinauf bis zum Kopf spritzen. Wird sich rein waschen, stark werden, wissen um ihr Leben, oh – Maria – bitte für mich.
Maria ist ganz erstarrt. Kaum, daß sie frei atmen kann. Schwer ist es, unter die Leute draußen zu gehen. Sie sind ihr jetzt alle so furchtbar fremd, nicht mal, daß sie sich an ihnen reiben mag,

Haß entgegen stechen, irr tanzen lassen, rührseliger – die Männer, die geschniegelten Koofmichs oder die Schöngeister mit Augenaufschlag – wozu noch dem Geld nachlaufen – alles ist so unsagbar dreckig. Wer hat das Recht, sie allein zu lassen – und hinter Hans Böhme wächst für sie eine Schuld, ungeheuer wie Lüge und Mord. Hilfe – möchte sie schreien – Du! Wütend, wie ein wildes Tier ihn zerreißen. Und winseln, betteln, seine Hand lecken – oh – warte noch einmal, noch auf ein einziges Mal, bis ich ganz rein bin – oh, vielleicht nur dieses eine Mal noch – schüttelt sich verzweifelt. Droht sich. Soldaten ziehen mit klingendem Spiel, Kinder trommeln, Mädchen singen vom Krieg und Vaterland, alte Frauen tragen Fahnen: Um Gottes willen – denkt sie, schrickt zusammen: sie wird es nicht überstehen. Um Gottes willen – möchte sich vor die Brust schlagen. Schreien: Ich bin schuldig, ich – ich, Schwein – Schw .... ein! Kriecht zitternder in sich zusammen, Haare ducken sich in Büscheln wie zum Sprung. –

Bis der Nebel zerreißt. Das Kind lallt, das Kind – überfallen, festgehalten, spricht zu irgend wem, lacht verlogen, schmeichelt, wird niedergedrückt, fremde Hände bedrecken gierig – oh, das Kind. das Kind, das Kind! Das Jungerle. Leute zerren daran herum, die sie hassen. Die Mutter – Maria. Mit Fingern nach ihr zeigen. Sie ertrug es nicht mehr. Allerdings auch schon früher nicht. Aber es fraß sich jetzt in sie ein.

Und während Hans Böhme marschierte, exerzierte, den Kopf hoch trug, bis er eines Abends mehr bedrückt durch die täglichen Besuche Marias und fast gleichgültig ihren Wunsch, sich das Kind zu holen, bestärkt hatte, in dem nachhallenden Zweifel: Was geht das mich an, das ist ihre Sache – die Sicherheit keimender Hoffnungen ihr in der Wurzel hatte ersticken lassen in dem Bewußtsein, dafür sicherlich heftiger sich quälen zu müssen, die Disziplin tat ja nicht alles – und sich den Kopf nach oben zwang, fuhr Maria zu seinen Eltern. Die durchaus kühle und feindselige Aufnahme, die kleinen protzigen Straßen in selbstverständlicher Sauberkeit, aufgefressene Gesichter, lauernde Seitenblicke voll ängstlicher Scheu, die aufdringliche Ordnung, zwängten Maria in eiserne Fessel. Sie sah sich lügen, Gesichterschneiden, dem Kinde die Hand geben, in Flötentönen sprechen, seufzend streicheln, und daneben die Alten Böhmes, die Dienstboten und vielleicht sonst noch wer.

So kam es, daß, während Böhme übte, exerzierte, marschierte, in seiner Heimatstadt auf der Straße ein Auflauf war – eine in einen großstädtischen Pelz gehüllte Dame riß einem Kindermädchen einen kleinen Jungen aus der Hand, d.h. wollte mit ihm weglaufen, das Kind schrie erbärmlich, das Mädchen klammerte sich am Arm der Dame fest, und die Dame selbst tat dann den Mund auf und fluchte in Ausdrücken und in einem Tonfall, der bisher unerhört war, so daß der Herr Assistent Pischel beschloß, energisch einzugreifen und sich schon räusperte, als gerade die Dame vor Erregung puterrot, überhaupt kein Wort mehr herausbrachte und schrill zu schreien anfing, so daß wiederum manch einer dachte, daß Mädchen sei an allem schuld, und daß der kleine Junge dann so vernehmlich heulte und nunmehr derart im Mittelpunkt stand – und von einer entschlossenen Beamtenfrau zunächst beiseite geführt wurde, worauf man nur noch in Erfahrung brachte, daß jene Dame mit dem nächsten Zug die Stadt wieder verlassen hatte – zu einem Rechtsanwalt, dachte Maria; fand Achselzucken. Schrieb dann einen Brief voller Beschimpfungen dem alten Böhme, was sie so aus manchen Erzählungen des Hans wußte. Warte nur, zischte es in ihr, die Faust griff ihr wieder an die Kehle – stellte den Hans Böhme noch am späten Abend. Er soll sehen – ha! Aber der stand wie ein Block. Es fiel plötzlich alles zusammen. Sie konnte eigentlich gar nichts mehr sagen. Mußte sich erst erinnern ..... allmählich .....

Bis sie am anderen Tag, mitten in den weinerlichen Erzählungen von ihrer Sehnsucht nach dem Kind, ihm plötzlich sagte, wie sehr sie ihn hasse, ihn und seine Gelichter. Böhme schwieg. Es ist ihre Sache, sie muß sich hineinfinden, selbst einen Weg gehen. Sie beharrte in den lawinenartig anschwellenden Flüchen gegen seine Eltern. Er zuckte die Achseln. Hätte sagen wollen, ich verstehe manches, aber du bist selbst schuld, deine Art und so. Es lag zu offen, als daß sie es nicht merkte. Du entgehst mir nicht, knirschte sie. Er sagte gereizt: Du hättest ihm offen sagen sollen, ich will das Kind – fertig. Ah – sie fiebert. Sie zog ihn auf die Straße. Sie begann draußen erregter auf ihn einzureden. Sie schrie schon zur Straße. Böhme sagte dumpf: Pfui Teufel! Gab es gar keinen Weg – fauchten die Trams. Die Leute drehten sich um. Da lief ein Hund quer über den Damm auf sie zu und sah zu Maria empor. Ein schmaler brauner Hund, die Augen

waren matt. Liebende Arme. Er sprach zu Maria, und Maria zog ihn an sich, drückte seinen schmalen Kopf fest an das Bein, zitterte. Aber Böhme blieb peinlich berührt. Es hätte nicht viel gefehlt, er hätte den Hund mit den Füßen getreten. Weniger den Hund – etwas, das auch in ihm wuchs; gerade jetzt, da er den Kopf so hoch trug. Als sie sich bald verabschiedeten, konnten sie sich kaum in die Augen sehen, hasteten voneinander; Böhme rannte.

Unter stieren Gesichtern. Hinweg über breitgequetschte Nichtigkeiten, die sich wo anklammern wollten, betete Maria vor sich hin und suchte ihren Halt und kämpfte mit dem lähmenden Zweifel, daß ihre Gedanken ihn nicht mehr zu ihr zwangen. Gelobte und fürchtete sich – unaufhaltsam drängt die Enscheidung und doch nur Erlösung – aber wollte die Zähne zusammenbeißen und eisern stehen. Denn Maria wußte und lebte darin jede Stunde: Alles muß das Kind aufreißen, es gibt kein Verbergen mehr. Es wird manchmal laut lachen, fremde Leute ansehen, vielleicht gar zu ihnen laufen, läßt Maria auf den Tod verwundet zurück – es soll ganz allein für sich sein, still in schwebender Hoheit, ganz rein sich anschmiegen, zu ihr hinaufblickend bestätigen: Mutter – wissen: Mit ihr heißt's gegen die Welt zu stehen, gegen die ganze Welt, nur ihr vertrauen, heilig – du bist's, Maria – so, weil Maria das nicht war, aber auch allein, gegen die Welt, aber nicht frei, nicht für die Mutter – schmutzig und zur Seite gestoßen – du, kleines Franzel, wird sie bitten, Franzerle, bleib bei mir – und er wird doch zu dem und jenem laufen, sicherlich lügen, böse dreinschauen, wird gar schlagen – Maria nickt vor sich hin; und wird vergiftet sein, bitten können, schmeicheln – oh, das darf er nicht; hat sie gebeten? Und Tag für Tag wird er sich aus ihrer Kindheit herausschälen und aller Haß, wird auch abglänzen auf den Kleinen, roh über ihn zusammenschlagen, kann sie es halten? Keine Stütze findet Maria. Mag auch der laufen – sie lauscht, lächelt, droht – du ... weinen kann sie nicht, starr!
Hans Böhme hastet entgegengesetzt. Siehst du, denkt er fast hämisch, hier beweise dich, ganz deine Sache. Ich werde ja später sehen .... möchte sie direkt anlachen. Maria kann sich nicht gegen ihn aufbäumen – fällt alles weiter zusammen, die Schuld

wankt tiefer hinab. Starr. Eisig. Maria quält sich um das Kind. Als die Tage kamen, da Böhme fort sollte : in dem Zwang sich hinauszudrängen war er seit Wochen schon blind – trieb noch einmal Gift empor, ließ ihn wanken und warf ihn nach einer ganz anderen Seite; übermächtig. Er sah den Vater aus den engen Verhältnissen sich herausarbeiten, Schritt für Schritt, Stoß für Stoß – alle gegen ihn, die Mutter keifend, niederzerrend, sagt, daß er wirklich durchkam, erinnert sich, wie es manchmal nachts mit ihm ging und von den Sternen und dem ganzen Weltall erzählen mußte oder bei Tag von seinen Hoffnungen und Plänen und wie sein Vater ihn immer in seine eigenen Vorhaben eingeweiht hielt, bis dann schließlich alles darauf hinauslief, daß der Sohn die Stellung des Vaters erschütterte, in einer gewissen Lächerlichkeit alles umgab, das Unnahbare, Gebieterische verwischen ließ, bis er teilnahmslos die Achseln zuckte, daß sein Vater darin wehrlos blieb, abbröckelte, langsam zerfiel – ging nicht doch ein Held vor ihm wie ein großes Schicksal – es kriselte in Böhme. Und krallte seine Mutter sich nicht an ihn, weil sie lebte, leben mußte – vielleicht eine Sühne, wie ein Vampyr saugte sie sich an, war er nicht reich genug, ihr ein eigenes Leben zurückzulassen, ja – er hatte ja keinen Beruf, eine Sicherheit zum Anklammern – und als er bis dahin war, wußte er auch auf einmal wieder, wie furchtbar er belogen worden war; stundenlang hatte der Vater ihm zugehört, genickt, ermunternd geseufzt, um ihn dann der Mutter zu verraten, scheute sich nicht, zu entstellen, wurde plötzlich hämisch, boshaft, Stadtrat – bis dann die Mutter wieder so verzweifelt weinen konnte, d.h. die passende Gelegenheit fand, Vergleiche zog, die ihn zerschneiden mußten; weiß eine Mutter nicht, daß der Sohn ein eigener Mensch ist, mit Selbstgefühl, Verantwortung? Stolzlachend schüttelte sich Hans Böhme. Nein, dachte er, sollen sie krepieren. Ich werfe den ersten Stein ....

Dann wurde er froh bewegt. Er hatte jetzt ein so klares Ziel. So traf er noch Maria, die von ihm Abschied nehmen kam. Schon die letzten Tage hatte sie für ihn eingekauft. Demütig alles mögliche herbeigeschleppt gebracht, er ging ja wirklich fort von ihr. Dachte auch gar nicht daran, an das Drohende, das um sie schlich. Es war in der Tat wahr, er ging fort von ihr. Die klare Erkenntnis brach doch noch so plötzlich über sie herein,

daß sie nicht daran denken konnte, ob man das begreifen mag oder nicht. Es hieß, tausend Kleinigkeiten zusammenzubringen. Dachte auch gar nicht, wie gut, daß er alles geschehen läßt. – Saß ihm gegenüber, hätte noch das und jenes schnell besorgen wollen – das Blut stieg heiß zu Kopf – da sagte er zu ihr und gab sich lässig, wie sie jetzt sich beweisen soll, das Leben mit dem Kind aufbauen, er wird dann kommen und prüfen, wie weit alles in Ordnung, und wenn nicht, dann – er macht eine Handbewegung. Gewiß, sie hörte ihn sprechen, aber wer sprach eigentlich? Sie mußte noch eilig eine Zeitung besorgen. Er sprach wieder weiter. Von seiner Sicherheit. Ich bin glücklich, sagte er. Es gibt auch keinen Zufall, alles ist der Wille des Einzelmenschen. Trifft die Kugel, kommt sie dennoch gelegen, es war in mir übermächtig; ich werde es beweisen und zurückkehren. Sein Gesicht strahlte. Glühte. Leuchtete weit in ihr Herz hinein. Jetzt sah sie ihn. Aber sie kam nicht dazu, den Kopf zu schütteln. Sie mußte ihn ansehen. Wollte sie nicht den Menschen, zu dem sie aufblicken kann, erlöst glauben – es sprach etwas, das nach aufwärts zwang, aber warum gerade er, der Hans. Der war ja ganz anders, hätte sie schreien wollen, nur die Kraft ..... man darf nicht gefesselt sein. Dann gab er ihr die Hand und sagte: Leb' wohl. Sein Gesicht blieb fest und entschlossen. In ihr brach es endlich zitternd heraus: Du – ich will immer um dich sein – weißt du ..... Tränen kugelten wieder über die Wangen. Rannen unaufhörlich, indeß die Augen weit und erlöst offen blieben, ging nicht ein Zucken über seine Stirne, brach es an ..... es knisterte, klirrte in ihm – leb' wohl – schrie er, drückte die Hand fest. Sie küßte seine Hand. Er fühlte, sie winkt nach, sie stand an der Tür des Cafés gelehnt, stand noch eine Weile und lief dann, wie er gebeten hatte, gleich zum Bahnhof, fuhr zurück. Das war der Tag. Und als er Stunden später vom gleichen Bahnhof mit dem Transport abfuhr, wußte er, sie ist nicht mehr da und hätte glücklich sein können. Und als der Transportzug in der Nacht noch in einer größeren Station liegen blieb, und die Truppen Quartier bezogen, betrank sich Böhme seit langer Zeit wieder zum ersten Male. Er trank den ganzen Tag über Unmengen Schnaps, er war so unheimlich, daß ihm niemand etwas zu sagen wagte. Er war so betrunken, daß er getragen werden mußte. Und war ganz für sich allein gewesen – und als noch mehrere Tage später der Zug schon längst nach Polen hinein-

kroch, stierte Böhme noch immer mit blutunterlaufenen dicken Augen und ächzte.

Sie wird immer um mich sein, klopfte es in Hans Böhme. Auf den endlosen Märschen über die hartgefrorenen Felder grub es sich ein, breitete sich aus – Böhme hörte sich oft mit ihr sprechen. Merkte bald nicht mehr, daß trotz aller Vorsätze bereits eine fremde Stimme neben ihm klang; dachte: Es ist ja Maria.
Je mehr es ihn zog, umschmeichelte, leiten wollte, desto drohender erschienen wieder die Eltern vor ihm. Einmal, als er daran denken mußte, in den nächsten Stunden ins Gefecht zu kommen, brachte er das Bild seiner Mutter nicht von sich los, es klebte. Er schüttelte sich vergebens, merkte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg und mußte die Zähne zusammenbeißen, daß er die Augen offen behielt. Ich hab dir nichts getan, knirschte er, laß mich. Er würgte sich herum. Mit dem Vater war schon leichter fertig zu werden. Auch wußte er, mit dem ersten Schnee kommen die ersten Kugeln. Auch Maria war um ihn. Aber wird sie sich vertragen mit der Schwester, dachte er, darauf wird's ankommen. Und Maria vertrug sich. Ehe noch der Schnee fiel, wußte er, das ist der Tag – bis die Flocken herniederbrachen, wirbelten. Da schwirrte das Feuer der feindlichen Infanterie, und die Kälte drückte nieder, schnitt. Ehern thronte darüber in heiliger Erstarrung ein Wesen – die Schwester hielt das Geschick, prüfte – fiebernd bot Böhme sich dar: Hier, nimmst du mich zu dir, nimm mich, aber auch diese da – schob Maria vor. Fühlte ihr Lächeln, streichelnd, die Alten drohten kaum mehr, aber die Schwester scheint betrübt. Er muß sich mehr anstrengen, heißt es, tut er was für sie, lebt seine Welt – Böhme begreift.
Währenddem ging Maria entschlossen daran, das Kind für sich zu gewinnen. Es war, als ob sie einen Pakt geschlossen hätte, das dunkle Ungelöste mit Böhme kommt später, aber blieb dennoch ernst und mehr hoffnungsfroh, hatte er überdies nicht selbst gesagt: erst das Kind – schließlich kann alles so rein werden, daß seine Rückkehr von Glück überstrahlt, Zweifel nicht mehr aufkommen läßt, muß er nicht dann zu ihr gehören – sie kämpfte entschlossen, trug einen glühenden Glauben. Sie bewahrte das Kalenderblatt von dem Tage, da er weggefahren war, blieb unbeirrt, als sie eine zerknitterte schmutzige Feldpostkarte von ihm

in der Hand hielt, die zudem in kaum leserlicher Schrift eher klagte, als Hoffnungen gab, und war ganz überlegen, als sie ihm auch noch Kleinigkeiten ins Feld nachsandte. Sie empfand keinerlei Unruhe mehr, ich weiß zwar noch nicht, wie unser Leben sein soll, fühlte sie, aber es ist, es keimt, es wird blühen, dem Schmutz meines Lebens zum Trotz, ich werde doch die Sonne sehen – sie atmete tief, sie war ruhig und besonnen, unermüdlich an der Arbeit. Und als alle Schriftstücke und Erklärungen herbeigeschafft waren, fuhr sie wiederum nach jener Stadt voller hämischer Kleinbürger, zitterte zwar ein klein wenig, als sie den Bahnhof verließ und unheimlich schnell jenem grobglotzenden Haus näher kam, in das sie hinein mußte, ja mußte, ohne weiteres zunächst, ohne Polizei, wie der Rechtsanwalt ihr zugeredet hatte, ging langsam die Treppen hinauf – natürlich war sie vom Laufen erschöpft, mußte da und dort stehenbleiben, aber war durchaus erlöst, als sie derb geläutet hatte, direkt kühn. Bald schlage ich die Tür ein, fühlte sie. Aber als die Eltern mit ihr verhandelten, war nichts mehr davon übriggeblieben. Nur erst fort von hier, dachte sie. Die Mutter jammerte, stieß wilde Drohungen aus, machte Miene, Maria ins Gesicht zu speien, der Vater versuchte zu verhandeln, bot Geld, konferierte mit Juristen – die städtischen Polizeiorgane weigerten sich schließlich, einzugreifen, und was noch mehr an Intrigen im Machtbereich eines Kleinstadtgroßen gelegen war, es lohnt sich nicht, darauf einzugehen. Genug, daß am nächsten Morgen Maria mit dem Kinde unter honigsüßen Begleitworten der Böhmes, mit vielen Winken und Ratschlägen teilnehmender Hausbewohner beworfen, zum Tor wieder hinausfahren konnte, der Junge weinte zum Gotterbarmen. Er ballte die Fäuste, streckte die Zunge heraus, wollte Maria in die Augen fahren, fluchte vor sich hin – es war zweifellos, er hatte starkes Fieber. Er verzog das Gesicht, wenn sein Blick auf Maria fiel, bald schien er sich verkriechen zu wollen, es war, als ob er Schmerzen nur vortäuschte, bald heimtückisch einen Schlag führen zu wollen – die Leute im Coupé entsetzten sich. Aber das tat Maria wohl.

Sie hätte dankbar beten wollen: Oh, ich kann ihn noch für mich gewinnen. Oh Gott, er lügt mich nicht an. Er wird ganz mein sein. Jeder Atemzug soll nun sein bleiben. Es tat so wohl, daß er hustete, puterrot wurde, wie in Krämpfen erstarrte, nur um sie zu quälen. Sie empfand es deutlich, fing Blicke auf, wie er sie

für Sekunden scharf beobachtete. Lauerte, um dann heftiger zu suchen, fluchen, heulen. Er warf das Essen, das sie ihm gab, zu Boden, spuckte darauf; und Maria ließ alles ruhig geschehen. Sie war glücklich, eine Sonne lugte hervor.
Dann in den nächsten Tagen wurde der Kleine ruhiger. Sah schon manchmal fragend zu ihr auf. Staunte, daß Wagen fuhren ohne Pferde, dachte hart nach und zog mit den kleinen Fingern Kreise, sah wieder fragend zu Maria auf und ließ sich ruhig an der Hand führen und gab bald besonders darauf acht, daß er im gleichen Schritt blieb. Maria sprach zu ihm, wie sie nachts verschwiegen zu sich selbst sprach. Und so gingen sie einträchtig über Straßen und Plätze, standen an Brunnen und ließen die Hand ins Wasser fallen, saßen auf den Blöcken, die um die herbstlichen Parkwiesen waren, und das Jungerle war schon gar nicht mehr scheu und dachte in einem fort nach, sah zaghaft auf und hatte manchmal etwas wie ein verschmitztes Lächeln.
Bis Polizeibeamte draußen pochten, die Tür einschlugen, Marias Mutter das Kind entrissen, roh etwas nachschrien – fort. Ein Papierwisch vom Gericht glitt zur Erde – Maria war gar nicht da, war bei Hans Böhme im Lazarett. Allerdings schlich der alte Böhme schon seit Tagen ins Haus, die Portiers, Milchhändler, Bäcker waren verständigt, Spione lauerten, eine Frau saß gegenüber dem Hauseingang tagsüber auf einer Bank, während der Alte oben gedroht und gebettelt hatte, gewimmert: Unsere gute Mutter braucht das Kind, sie kann nicht mehr leben – ich will alles für euch tun – und in der Tat mit Gewalt aus der Wohnung entfernt werden mußte – bis wiederum die Gelegenheit kam, daß Maria telegraphisch zu Böhme gerufen wurde, und ein Richter gefunden wurde, der den Winseln des alten Mannes nicht widerstand, zumal Akten über das Leben Marias eilfertig beigelegt wurden, die ihm wiederum eine selbst in Böhmes Familie gefürchtete Tante in Marias Heimat durch unablässiges Nachfragen treppauf, treppab gesammelt hatte, wonach also Maria dem Staat nicht die Garantie bot – und, wußte es der Vater nicht am besten, da lagen die Briefe, Telegramme, hier die weißen Haare, man könnte die Mutter selbst hier jammern und schreien hören – bis der Richter auch seinerseits sagte: Genug; jedenfalls, vorläufig und so ..... bis auf weiteres – und der alte Böhme lief nunmehr entrüstet zur Polizei: Hier der Schein – Hilfe! Und so. –

Dann aber, als schon nach Stunden alles still war, die Hausleute scheints ängstlicher verkrochen, duckte Maria sich durch die leere Wohnung, entlang den kahlen Wänden, zerschlug die Fenster, krallte sich in die Tür und – hätte laut schreien mögen. Lächelte müde.

Blieb kaum, daß Hans Böhme jäh zu ihr gefunden, heiß aus krankem Körper um Verzeihung flehte, fieberte in tiefster Demut – es war so, die Erschütterungen hatten sie längst wehrlos gemacht. Mußte sie nicht tief erschrecken, als sie ihn wanken sah, er verwirrte sie. Er scheint verzweifelt, fürchtete sie, erschrak vor einer heraufsteigenden neuen Bedrückung. Aber sie hatte ja das Kind, wußte sie noch zu der Stunde, sie wird ihm selbst Glauben geben können, aufrichten.

Und dachte so, obgleich Böhme verklärt mit leuchtenden Blicken sie begrüßt hatte, ihre Hände geküßt und schwärmerisch mit tausend neuen Hoffnungen und Plänen auf sie eingedrungen war, hörte sie nicht mehr. –

Mitten in den schlimmsten Anstrengungen, die ihn völlig erforderten, die Nacht lärmte, in Kälte und Sturm, trieb die Truppen in die wenigen Hütten und Ställe, hockten zu Hunderten über einander, überheult von dem Krepieren der Geschosse – hieß, hier noch Stunden, Tage ausharren, bestimmter Befehl, bohrte es sich in Böhme ein, ließ vielmehr endlich Raum zum Entfalten, nein – es überwucherte sekundenschnell – fraß sich weiter, sprengte dichte Hüllen, zündete und loderte – was tu ich, wenn sie um mich ist; ich fühle sie und ich – ein Traum zerriß. Böhme dachte: Natürlich ist es falsch, für mich allein diesen Plan durchführen zu wollen, bin ich denn allein – ich breche mir gewaltsam Bahn, – haue Widerstände nieder, will endlich Ich sein, Wertgegenstand, aha, – ich will befehlen, auftrumpfen, niederdrücken, gekrochen kommen sollen die andern, betteln – armer Großmütiger. Er schämte sich. Böhme fühlte: Ich will mich panzern, in Eis verhärten. Mehr gegen mich, aber bin ich allein – ich will die Wärme ersticken, die um mich aufsteigt, muß Gewalt gebrauchen, liebt man mich, tauchen die Gesichter nicht auf – nieder! Sie haben keinen Raum mehr in mir, ich will allein sein, dann ihnen zeigen, blutet er nicht schon, schwankt, jammert, fragt – er verwunderte sich.

Und Böhme wußte in überwältigendem Schmerz: Es gibt nur immer den einen Weg. Dann auch keine Rückkehr mehr. Darf

nicht sagen: Jetzt kommt, wer lügt so. – Es war nicht mehr, daß sie überkaupt kommen können. Sein Ruf hört sich als Fluch, eher ein Schlag oder die feige List, nun soll er sie in die Falle locken – das heißt – und er erschrak noch mehr – es würde so sein. Er ballte gegen sich die Faust. Pfui, mein Abenteuer! Eine furchtbare Angst wich nicht mehr von ihm. Es hilft nichts mehr, jetzt ist das Glück meines Lebens zertreten, unabwendbar, ich habe mich losgesagt und einmal gebrochen ..... heiße Gebete quollen empor: Du ..... ihr alle ..... die Welt ..... habt noch einmal Erbarmen, ich habe gefehlt ..... er lauscht, zersplittert, friert. Dann aber – und schon schlagen Hohn und Tadel gegen ihn an – leuchtet es rein und hell: Gut, mag es sein, daß ich niedergebrochen bin. Man soll mit Fingern auf mich weisen: Feigling. Es hat nicht gelangt – gut, ah – die Freiheit beglückt – gut! Ich kehre um. Ja, es war falsch. Demütigt mich. Schlagt mich – ich ging einen falschen Weg. Nichts hab' ich hier zu suchen. Sein Blick umspannte die weißen Ebenen ....
Da brach Hans Böhme zusammen. Der Körper schlug nieder. Das Herz, die Brust, Geschwüre – höhnt mich, schlagt mich .... ich kann nicht mehr weiter. Und es war, als ob er weinen müßte, denn überall, da und dort, hielt sich noch ein Rest .... und dann wurde er ganz frei. Der Bauernwagen stolperte mühselig – zu zehnt lagen sie im Stroh durcheinander – bald wird der Gaul nicht mehr weiter können, der Bauer aus einem Haus einfach herausgezerrt und auf den Bock gesetzt, haucht sich in die hohle Hand, da schiebt der Wagen sich schief, kracht – seufzen, ein blutjunger Russe schreit auf, stößt mit dem Stiefel, stemmt sich – man muß ihn auf den Schädel hauen, er drückt ja dem Böhme den Brustkasten ein, Hilfe! – geht schon, murmelt einer, der Schnee klirrt, tanzt jäh auf, will sich auf einen werfen – hüü, der Wagen stolpert, über den einen bricht zuckend das Weinen herein, möchte sich anklammern, reißt und reißt – die Flocken beginnen zu jagen, schneidend, pfeifen .... und alles ist ringsum weiß und unendlich und weiß. Und Böhme sieht still, wie die Weiden hier und da sich verbeugen, verschämte Krüppel, und ein Haus sich verstecken will, und daß die losen Schindeln krachend hohnlachen: Hier, hier ..... aber der brandige Rauch schwelt noch verboßt. Möchte alles umfassen, der Böhme, sich aufrollen – ein Stern fällt. Böhme betet zu Maria: Dein Stern, dein Leuchten, dein Blut zu mir, Maria. Erlöse mich, es ist meine

Schuld. Und mir wird noch vergeben werden, jubelt es. Aber die Stunde, als Maria im Lazarett zu ihm niedersah, die weiten Tränen in den Augen, die Finger zitternd spreizte, entrückt war, dumpf aufschrie, die Faust vor Schmerz in den Mund bohrte – eben noch war sie verlegen beschämt mit ihm auf den Pfad seiner Hoffnungen gegangen, tat ihr die Huldigung nicht wohl – zum Zimmer hinausstürzen wollte, röcheln: das Franzel, das Franzel ..... war er in Starrheit geknebelt und eines neuen Verrates fähig. Knirschte: Nun dann eben so, und quälte sich hämisch.

Die Schuld türmte sich auf, warf sich über Böhme und erdrückte ihn – während Maria bereits mitten in neuen Plänen beschäftigt war, Eingaben schrieb, Verhöre über sich ergehen ließ, und den Bedrückungen in der Dämmerung eine fast ruhige Haltung entgegenbrachte.

Als er die alte Wohnung wieder betrat, stießen aus allen Ecken die Fragen auf ihn zu, die ihn quälten, etwas herausreißen wollten, was er selbst nur zu undeutlich wußte. Warum das alles, warum ..... warum? Diesmal war es ihm ehrlich zu Mute, ganz ohne gekünstelte Verschleierung – er haßte sich, grinste sich mit Abscheu ins eigene Gesicht, dachte zu sich: Du kannst jetzt ausruhen ..... geh!

Maria war zwar um ihn besorgt. Ihr entging nicht, daß eine Last ihn niedergedrückt hielt, daß er eigensinnig wo suchte, brüchig wurde, gequält grübelte, aber sie empfand keine Furcht. Sie glaubte ihm ja. Fühlte scheu, ihm von neuem wehe zu tun. Widmete sich hastiger dem Kampf um das Kind, er wird aufleben, wer weiß, er sieht nichts vor sich – auch ist er so müde. Sie betreute ihn, lief herum und wollte alles Bedrückende ihm fernhalten. Doch ihre Gedanken waren in der Tat weit fort.

Böhme fraß die Süßigkeiten gierig auf, die sie ihm brachte. Ein Hang, alles zu verschlingen, war über ihn gekommen. Er durfte ja nicht mehr von sich sprechen, fühlte er immer klarer – er fraß, was ihm nur unter die Hände kam. Überdies war er auch noch bedenklich krank. Ihm war, als wollten die kärglichen Möbelstücke der Wohnung ihn höhnen. Taten sie nicht so zutraulich, lächelten ihn an, luden ein – und mußten doch wissen, wie sehr er sie gehaßt hatte, und alle diese Türen, Lampen,

Zeitungen – stand alles auf einmal freundlich herum, merkwürdig. Er verkroch sich.
Plötzlich fiel ihm ein, er muß Maria zwingen. Sie muß Farbe bekennen. Rechnet sie noch mit ihm, Klarheit schaffen, warum soll er erfrieren – er wird gezwickt, gespießt, gebraten – kann sich nicht wehren, will nicht, sieht nichts, nicht das Geringste, was werden soll; er ist ja schon tot. Er verwest, stinkt. Kann sich nicht mehr ertragen, kein Mensch kann das – er wurde voll splitternder Wut, die nicht die Kraft hatte, an ein Fremdes sich anzuschließen, schloß sich selbst schon wieder mehr aus seinen Gedankengängen aus.
Und als er darauf aus war, einen äußeren Anlaß herbeizuzerren, zu begeifern, schäumend um sich zu schlagen, hatte er nur die unbeschreiblich wohltuende Empfindung, die Dämme durchbrochen zu haben, daß das Staubecken aller Schuld, in die er einen klaren Einblick zu tun jedoch nicht mehr imstande war, nunmehr geöffnet wurde und nunmehr die Wogen über ihn würden zusammenschlagen, bis allmählich das Gefühl seiner lächerlichen Vereinsamung ihn wieder weich und rührselig niedersinken ließ – dachte er.
Blieb unruhig und fluchte sich, daß er die Wohnung wieder betreten hatte, und verfluchte die Wohnung, die Möbel, die Bücher und die Leute da herum. Und da man glaubte, ihn besänftigen zu müssen, zog er sachte und Wort für Wort alle Geschehnisse heran und bedreckte alles noch einmal und wühlte darin herum ..... aber niemand sprach, niemand warf ihn hinaus, niemand war betrübt und weinte. Bis er zu Maria sagte: Was soll werden, mich ekelt vor dir, kaum – daß ich dich hassen kann – oder einen neuen Plan entwickeln wollte, in dem sie ausgemerzt war – oder fieberrot die Faust drohend gegen sie ballte – oder plötzlich die Jahre beweinte, die er an ihrer Seite verloren hatte, ja verloren. Und als ihm schien, als wäre ihr Seufzen zu wenig – brannte er nicht heftiger, die Flamme spitzer – mußte er aufstehen, Miene machen, zornig und ein für allemal hinausgehen – die Nerven schmerzten entsetzlich. Die Beine zitterten, er mußte sich zeitweilig festhalten – und mußte direkt die Klinke in die Hand nehmen – es schrie niemand, Maria rief nicht bissig und trotzig etwas zu – fast wirklich auf den Flur tretend, Stille schlug über ihm zusammen, das Grauen fror – da lief er noch einmal zurück, zerrte sie am Arm, riß

sie hoch – er sah auf einmal ihre Augen leer und schreckerstarrt, das Gesicht gelb – sie rührte sich noch immer nicht, wehrte sich ..... schlug auf sie ein, wollte sie an den Haaren zerren. Ich, ich muß sie hinauswerfen, keuchte er. Ich will Ruhe, ich will ein reines Leben.
Aber Maria schrie nicht. Allerdings machte sie sich durch einen Ruck aus seinen Händen frei. Er taumelte zurück. Riß sich dann zusammen. Ich bin nicht so geschwächt, wie du meinst, schrie er. Da lächelte Maria höhnisch. Brachte den Ärmel der Bluse in Ordnung. Lächelte fast höhnisch. Sah ausdruckslos an ihm vorbei. Er schrie lauter. Sie sagte dumpf: Du hast das Kind gemordet. Er wollte sie wieder anfassen. Der Speichel floß ihm aus dem Mund. Sie schien unnahbar, war ein Zauberkreis um sie – er sank plötzlich auf einen Stuhl und blieb sitzen. Starrte vor sich hin. Die Tür zum Flur hinaus stand noch offen. Er blieb bewegungslos sitzen. Maria war still an ihm vorbeigegangen. Er erinnerte sich noch später, sie war fast gar nicht erregt. Sie muß immer an etwas anderes gedacht haben, so nachdenklich ..... holte er noch aus sich heraus. Dann aber schlich er auf den Zehenspitzen zur Tür und machte sie zu, das brauchen die drinnen nicht zu hören. Dann saß er noch lange bewegungslos, legte sich schließlich zu Bett und wollte schlafen. Er biß an den Fingernägeln herum und wartete. Blätterte in Büchern. Und hatte bald alles vergessen, was da eben gewesen war. Fühlte nur, daß ganz im geheimen und auch nur ein ganz winziges Fünkchen neue Freude in ihm war.
Böhme schleppte die Tage hin. Vielleicht Wochen. Später leuchtete aus den Erinnerungen, die wie in ein Meer von bleiernem Schlamm versunken schienen, eine Winternacht, in der er mit Maria vom Hochgebirge nach der nächsten Bahnstation gerodelt war, wie der Schnee seltsam knisterte und die verschneiten Bauernhäuschen neckisch ihnen was zuriefen und Maria sich wieder eng an ihn schmiegte, und voller Hoffnung war, und wie er selbst dabei dunkel spürte, es lebt wieder auf, es regt sich schon – und der Schlitten lautlos niederglitt, vorbeihuschte an den drohenden Reihen ächzender Bäume, bis der Führer keuchend hielt und Maria ihm heraushalf und ihn besorgt streichelte.
Dann jagte er weiter. Das schwarze Ungewisse trieb. Das Keimende. Trieb weiter. Aufflammend blieb ihm die Bitte einer

Frau, bei der er rastete, zu verweilen. Fast hatte es ihn direkt auch zu ihr getrieben, nicht wahr – wollen wir nicht zusammen ..... ausruhen, nannte Orte, Länder. Der Schritt stockte, die Hast krümmte sich, lockte, lockte ..... durfte er an der Frau vorübergehen, wieso Feigheit und ..... die glaubt mir, fühlt er noch. Ist's nicht sowieso gleich ..... er schwankte, strauchelte. – Maria zerriß das Gewölk; sie holte ihn ein. Sie hatte das Kind erobert. Sie hielt das Kind an der Hand. Jetzt kommst du dran, sagte sie mit leuchtenden Blicken. Er ließ sich führen. Er ließ den Kopf hängen und folgte. Maria ging sogleich an das neue Werk. Wußte nur, ich darf ihn retten.

Maria brachte Böhme und den Kleinen in ein Bauernhaus im Gebirge. Der Schnee lag so hoch, daß man nicht aus der Tür gehen konnte. Dort lag Böhme den Tag über auf der Chaiselongue – das Zimmer war sehr geräumig – sah durch breite Fenster hinaus auf den Schnee und die dicken grauen Wolken und warf von Zeit zu Zeit Holzscheite in den Kamin, die Flamme knisterte, das Holz krachte dumpf.
Er dämmerte die Tage hin. Empfand es peinlich, an einem Ort zu sein, zu dem im Sommer die Fremden zu Tausenden pilgern, ein langweiliger See mit ringsherum aufgestellten Bergen – es mußte im Sommer ekelhaft sein. Er hätte um keinen Preis einen Schritt vor die Tür gesetzt. Standen da aufgeblasene Berge, ein Spucknapf und freche Hotels – nein! Gut, daß er die Bauern nicht zu sehen bekam. Maria war auf der Suche nach Paul. Der wird helfen, behauptete sie; er muß ausfindig gemacht werden. Es war nur bekannt, daß er entlassen war. Maria ließ Böhme mit dem Jungen allein.
Die beiden staunten sich verlegen an, sie beobachteten einander, taten sich wunder wie überlegen und sicher. So – daß der Kleine, der gerade eindringlich auf ein Kissen einsprach oder einen Stuhl grob zurechtwies oder im Kreis herumlief, wobei er etwas vor sich hermurmelte, plötzlich verstummte und innehielt, wenn der den Blick des andern mehr als gewöhnlich auf sich fühlte, langsam den Kopf wandte, den andern dann ansah, starr, weiter, und den Blick zu Boden senkte – mehr lockend, bis der andere eigentlich erschreckt, wegsah. So daß Böhme, der grübelnd eine Maske aufgesetzt hatte, Falte an Falte, Schlachten schlug, die

Faust krümmte, gegen wen sprechen wollte, plötzlich unter dem fragenden Blick des Kleinen sich verkriechen wollte, sich zwang zu lächeln, vielleicht errötete und dann forsch auf den Jungen sah, der noch immer die Augen erstaunt aufgerissen, ihn ansah und verschmitzt dreinschaute. Dann kam es dabei auch wohl vor, daß der Junge noch näher an den Großen heranging, sich schmiegte – wie um zu sehen, ob er wirklich war, zum anfassen, und ob man ihn auch richtig hauen konnte, auf einmal mit der Faust an den Kopf stoßen – worüber sich dann der Böhme immer mehr verwunderte, was schließlich den Kleinen veranlaßte, eine laut jubelnde Lache anzuschlagen und sich fest am Rock anzuklammern, bis der Große glaubte, genötigt zu sein, seinerseits auf den vermeintlichen Spaß einzugehen und Gesichter schnitt oder sagte: Na, noch mal – und vielleicht gar mit den Armen fuchtelte, worüber nun wieder der Junge sich derart verwunderte, daß er enttäuscht abließ, ein paar Schritte zurückging, für Sekunden noch lauernd beobachtete und dann ruhig etwas anderes anfing. Erst dachte Böhme: Meinetwegen; indessen bald ärgerte es ihn. Warum spricht er nicht mit mir, der Kerl – dachte er bitter; ist er vielleicht sich zu gut – warte. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte ihm manchmal ein Buch oder Glas an den runden braunen Kopf geschmissen. Der aber tat so ruhig und unbefangen, als wäre nie etwas vorgefallen. Dann aber sah er wieder verstohlen und listig, wenn der Große inzwischen wieder ein Buch aufgenommen hatte oder gar rauchte oder ein Scheit ins Feuer warf. Zum Sprechen kamen sie miteinander nicht, wie als ob sie voreinander verschüchtert wären; aber die Blicke sprachen, wenn sie einander belauerten und sich sehnten .....

Maria kam zurück, und Böhme sollte fort. Sollte sofort zu Paul fahren, es stand alles auf dem Spiel. Er mußte gewaltsam den Freund in Erinnerung zurückrufen. Das Bild verschwamm, sobald er es heraufzerrte. Böhme fürchtete sich mehr. Der Freund war ihm so fremd. Es half nicht viel, daß Maria immer wieder erzählte, er sei jetzt so lebendig, schön, vollkommen. Wer war dieser Paul – mußte er nicht müde und gequält lächeln – er sträubte sich. Aber sie schmiegte sich an ihn, hielt ihn umfangen, bettelte. Er dachte, was bin ich diesem Weibe schuldig, es ist so ungeheuer viel, daß ich darunter ersticke. Ich kann mich gar nicht

wehren. Es kamen Stunden, in denen er heiß vor sich hinweinte. Er weinte.
Während im Zimmer Maria mit dem Kind stritt, durfte es husten – hatte es nicht eben sie auslachen wollen – es war verlogen, schauspielerte – die beiden rannten aneinander an. Das Kind schrie, Maria schrie. Ich muß es erwürgen, heulte sie, diese Mißgeburt – pfui, es hat dicke rote Backen, es will sich einschmeicheln ..... schrei nur, schrei! Die beiden kämpften gegeneinander, wollten sich fressen. Da schlich sich Böhme fort. Das war zu viel. Das begriff er nicht mehr. Oh Gott, jetzt haßt sie das Kind, ja warum – sie war jetzt so sanft .... dämmerte es in ihm. Ich will fort, wimmerte er vor sich hin. Und als gar noch in der gleichen Nacht, kaum daß ein vorübergehender Friede geschlossen schien, Tritte laut wurden und Stimmen sich dem Haus näherten, und Maria entsetzt auffuhr, sich zitternd in ihm einkrallte, das Gesicht leblos, verzerrt, daß Böhme gleichfalls bis ins Mark erschrak, atemlos lauschte und noch schnell vor Maria niederknien wollte – doch die Tritte entfernten sich wieder – ging er froh auf ihren Vorschlag ein. Am Bahnhof kriselte es zwar wieder bedenklich, aber er brauchte sie nur anzusehen. Er begnügte sich mit einigen Bosheiten über Paul, die er mehr zu sich selbst murmelte, sprach dann laut und schließlich weinerlich über den Kleinen, bat für ihn und fuhr ab.

Wieder wand sich der Zug durch das verschneite Land, durch plumpe Wälder, über Brücken, die empört sich krümmten – keuchte schon schwer. Böhme schnitt Grimassen.
Der bleigraue Norden lastete ungeheuer, als er endlich vom Bahnhof in die fremde Stadt hinaustrat; es war, als sollte das Blut erstarren. Kahle schmutzige Häuser stierten fragend, die Tram kannte kein Erbarmen, stieß ihn teilnahmslos beiseite, ein Mann drängte sich grinsend auf und hatte es auf seine Handtasche abgesehen; sah er so hilflos aus, grübelte er, ließ aber alles seufzend gehen, auch war er froh, daß er noch so schmutzig war, und als ihn endlich der eisige Wind immer häufiger in die ebenen Flure warf, in denen Fässer rollten, Pferde wiehernd stampften, aber bösartig glotzend, fremd – trieb es ihn dennoch, obwohl weit vom Ziel – fast eine Stunde mußte mit sich er

ringen, wenn auch mehr unbeteiligt – in ein Café und zu dem entgegenkommenden Lächeln eines Markeurs, der zudem Zigaretten vor ihm ausbreitete und Miene machte, die Tageszeitungen zu servieren. Böhme seufzte, wischte sich das Wasser aus Nase, Mund und Augen, dachte an die Bauern seiner Heimat, die oberschlesischen Pferdehändler und Schweineeinkäufer, trank schmatzend mehrere Schalen Melange hintereinander, bäumte sich noch einmal gegen die blöden Tische, Karaffen, Kleiderständer, den Tabaksqualm, fernes Schimmern einer Birne aus dunklem Nebenzimmer, Klappern vom Büfett und den anderen Gast, und fror aus einer weiter nach unten ausspringenden Felsspitze seiner Verzweiflung, auf die er hart aufschlug, wieder ein. Es war unmöglich, etwas zu hoffen. In dieser Luft wußte er, beinahe laut wimmernd, kann niemand sein, der mir noch wohl will. Und er nahm sich vor, Paul kurzerhand zu ohrfeigen, und war für eine Zeitlang überzeugt, damit der Mühe überhoben zu sein, ihn überhaupt aufzusuchen.
Schließlich machte er sich, nachdem er noch verschiedene neuaufschießende Pläne hin und her erwogen hatte, auf nach der Adresse, die ihm Maria gegeben hatte. Obwohl er sich nunmehr völlig klar und schmerzhaft erinnerte, daß Maria bei der Abfahrt mehreremals den Buchstaben einer Tram zum Coupé hinaufgeschrien hatte und endlich – aber der Zug fuhr schon schneller – ärgerlich abgewinkt, war's nicht wie ein Fußtritt?! Es war für ihn kein Zweifel mehr, sie hatte ihn einfach abgesetzt, marsch! Gerade das gab ihm fast einen gewissen Halt, er ging schon entschlossener, schlug den Mantelkragen hoch, fand kühn eine Trafik und erstand wiederum Zigaretten ..... es ging ja. Dann betrat er das Hotel, ohne noch vorher ums Haus herumzuschleichen, d.h. nur ein ganz klein wenig – in dem jene Dame wohnte, die er zunächst aufzusuchen hatte, und nachdem in den Parterre-Café-Räumlichkeiten die nächsten Erlebnisse, betreffend Melange, Markeur, Büfett und dazu noch der einzelne Billardspieler, überdies auch Zeitungen, in, na, zwei Stunden nur noch matt, flügellahm aufstießen, schickte er einen Boten mit einem Billett nach oben, worauf denn auch eine Dame erschien und ihn begrüßen wollte, so daß er einen neuen Entschluß auf seine möglichen Folgen zu prüfen nicht mehr in der Lage war, sondern der Dame unter den gegebenen Verhältnissen voll lärmender Überlegenheit entgegenkam, worauf die Dame ihrer-

seits wieder die Augen errötend niederschlug und verlegen wurde.
Und als das Gespräch über Kälte, Häuser, Cafés geschickt hinausgeglitten war, entstand ihm allmählich wieder der Freund. Wochen und Monate zuckten quälend auf, Dämmern gleicher Liebe und jene plumpe Faust, die einmal herbeigezogen, zugriff und zerriß. Und Böhme wußte auf einmal gar nichts damit anzufangen, daß der Freund wieder da war. Es ist wahr, es bedrückt ihn neuerdings, und er wäre gern geflohen. Es ist ja jetzt etwas ganz anderes, bat er zu sich und wollte sich verteidigen, er hat sich ja herausreißen lassen, und die Welt ist dazwischen getreten, hat er mit helfen können ..... aber als Paul schließlich an den Tisch trat, ihn umarmte und vor Freude rot war, wurden alle diese Zweifel ruckweise zurückgedrängt, und ehe Böhme noch eigentlich von sich etwas sagen konnte, erzählten die beiden fiebernd von der Zukunft eines Lebens, das sich jetzt vorbereitete und in das er mit eingeschlossen war, derart, daß er merkte, es hilft nicht viel, sich zu sträuben. Das Jahr schien wie ein schwerer Regentag vorübergehuscht, und Paul nahm seine Sehnsüchte, die auch in Böhme verwurzelt waren, mit Leidenschaft wieder auf. Blieb erhobenen Hauptes, mit freiem Blick, und tauschte mit der Dame manch leuchtendes Verstehen. Und alles, was noch gesprochen wurde, schien selbstverständlich. So daß, während sie willig den Launen Böhmes folgten, der von einem Café zum anderen hetzte und schließlich unbedingt in die Nähe einer Magnatenkapelle placiert sein wollte, da er glaubte, es nicht länger ertragen zu können, in die Worte ihn umgebender Wesen dauernd eingezwängt zu bleiben und so sich eher darüber, wenn auch mit Mühe, hinaustasten konnte – ein Ring sich enger und enger um ihn schloß. Wehrloser machte. Versinken ließ. Nur, nachdem auch ein Hotel zunächst für ihn gefunden war und er plötzlich, überaus jäh erschreckt, daran dachte, daß er Maria zu telegraphieren hatte und sich für Sekunden in schmerzlicher Ohnmacht wand, vor jenem Hotel machte er noch einen überraschenden Versuch. Wie um eine Last von sich abzuschütteln. Wandte sich mit spitzen Worten an Paul, daß er die vielen Wochen über ihm diese Frau, der er gerade wieder einmal die Hand drückte, verschwiegen hatte, und es sei doch so, er sei damit ein anderer geworden, und alles Frühere doch zum größten Teil wenigstens

aufgehoben. Aber seine Worte überstürzten sich, wurden ohne Halt und Farbe, verkrochen sich fast, als die Dame ihn freundlich ansah und durchaus nicht erstaunt oder unbefangen war, und der andere gar überhaupt die Angelegenheit nur nebensächlich behandelte und seine wirkliche Beantwortung hinausschob, da er sehr deutlich auf die Gegenwart hinwies und forderte, und schließlich beide wieder übereinstimmend das Telegramm an Maria aufbrachten in der Meinung, ihn zu beruhigen. Da gab Böhme den Versuch auf, sich weiterhin verständlich zu machen, und Paul umarmte ihn und rief: Lieber, lieber Freund. – und: Unser großes Glück ist angebrochen!
So lag Böhme in bittersten Empfindungen allein und dachte daran, sich aus dem Leben zu schleichen. Wie eine warme Welle überflutete ihn der Gedanke an Paul und jene Frau und an den Zauber menschlicher Gemeinsamkeiten, der wieder an ihm vorbeigerauscht war, und je mehr er in die kalten Zweifel auch wieder zurückfiel, um so höher stieg auch der ablösende Rausch eines Sehnsuchtsbildes, und er klammerte sich mehr und mehr daran, glauben zu wollen, daß jenes neue Leben, das er selbst noch vor kaum einem Jahr verteidigt und erstrebt hatte, nunmehr der andere kühner in die Hand genommen und glücklicher gewesen war, und daß er vielleicht doch ihm folgen solle, wenngleich zwar eine noch unbestimmte Krankheit ihn zweifellos doch nicht am Leben lassen würde – der Gedanke tat wohl – bis ihm war, als glaubte er wieder, den reinen großen Glauben an das Leben, klammerte sich daran, berauschte sich, schloß die Augen .....
Nur war Maria in diesen Bruchstücken seiner Gedanken und Wünsche, ohne daß er es merkte, ausgelöscht.

Er hatte am nächsten Morgen einen klaren Kopf. Fühlte mitunter, es wird noch alles gut werden; wenn nicht, dann nicht. Er hatte einen freien Blick, so traf ihn Paul.
Sie sprachen lange Zeit erregt und eindringlich. Paul sagte dann: Vielleicht ist es besser, du meidest vorerst Maria ..... dahinter lauerte eine Frage. Böhme zuckte die Achseln und hörte, wie der andere verlegen von dem wunderbaren Eindruck sprach, den ihm Maria hinterlassen hätte. Böhme dachte gleichgültiger an die früheren Kämpfe und Ereignisse, die sie beide in Maria verbinden sollten. Er nickte ironisch vor sich hin. Es war dem anderen nicht sehr recht. Während der noch stutzte, ließ sich

Böhme erzählen, wie er seine neue Freundin gefunden. Paul griff das hastig auf. Es wurde offenbar, daß er selbst sehr wenig dazu getan hatte. Na also, sagte Böhme erleichtert und sah freundlich auf. Empfand, daß Paul den Überraschten spielte. Nein, er war im Augenblick so klar, daß er sah, wie im andern ein harter Zug aufstieg, sich bös duckte, lang über den Raum horchte und dann überrascht glücklich schaute, strahlte ..... gewiß, sagte Böhme kühl, du glaubst doch auch, daß die Frau entscheidet. Sind wir nicht nur die Kreisenden, steigen auf und warten, daß die Frau oder neues Leben, Welt, Glück sich auftut? Paul hörte hin. Beharrte der Böhme: Die Frau wurzelt im Boden des Lebens, sie wächst ..... und wir sind nur draußen herum, was liegt am Mann, können wir nicht wirklich lachen über den Tod, hä? Paul nickte überzeugt.
Dann gingen sie in ein Café, das einen freien Blick über den Platz der inneren Stadt bot. Paul sagte hastig: Ich bin oft hier. Sieh dahinunter. Nicht wahr, wie die Schenkel einer Frau ..... er stockte, kroch mehr in sich zusammen. Der andere dachte, wenn schon so, warum muß er sich ducken. Mir wär's gleichgültiger. Paul sagte gekränkt: Was hast du denn – der bösartige Zug stieg auf, rieb sich die Hände. Sprach wie zu einem Dritten: So ekelhaft boshaft – das Gesicht wurde weich. Er sah jetzt bestürzt und traurig drein.
Später wieder fuhr Böhme auf: Ich sehe gar nicht, daß du dich freimachen willst; du bist zwar entlassen, aber .... Reden wir doch jetzt nicht davon, sagte der, du – es sind doch wichtigere Dinge. Aha, schrie der dann plötzlich, daß du immer noch so feige bist. Paul begehrte hilflos auf. Immer noch hast du die Faust am Genick sitzen, du hast dich einsperren lassen, weil du nicht mehr weiter wußtest, Hund ..... schrie Böhme auf. Er sah jetzt, wie sehr er den anderen getroffen hatte. Er trug einen namenlosen Schmerz im Gesicht. Zuckte am ganzen Körper. Aber Böhme sprach ruhig weiter: Du hättest arbeiten sollen, damals und heute, Dich von deinen Leuten ganz frei machen, eben noch sagst du: ich wollte einmal ganz glücklich sein – hast du Grund, weiter dich zu entstellen, berauschen, hindämmern – wir warten auf dich, wir, wir hatten die Hoffnung, den Glauben, von dem du mir heute die Ohren vollbläst, und du ..... du, hä? Paul bat flehentlich. So sagte der andere dann müde: Andere läßt du an dir leiden – ich kann es nicht mehr

mit ansehen, ein neues wunderbares Leben ziehst du nun wieder in deinen Kreis hinein, wird es auch gebrochen, gebeugt werden, soll mit tragen helfen ..... Paul! Der sah ihn mit leuchtenden Blicken an. Und als Maria zu dir in die Zelle kam, sagst du nicht selbst, sie war heilig in diesen Tagen – hast du sie nicht beschmutzt, du hast gewinselt, hast das Heiligste unseres Lebens in den Schmutz krankhafter Lächerlichkeit gleiten lassen, ist das deine Kraft? Hör auf, schrie Paul, bat überstürzend: Du, ich bitte dich, nicht das jetzt, um des Himmels willen ... er war nahe daran, zu weinen. Er verbarg sein Gesicht in den Händen. Zuckte wieder. Böhme fieberte. Hatte das Bedürfnis, wild um sich zu schlagen. Keuchte in sich hinein.
Später sagte Paul: Es ist merkwürdig, daß Maria jetzt das Kind nicht leiden mag; verstehst du das? Böhme machte ein verzweifeltes Gesicht. Habe ich das gesagt – brummte er vorwurfsvoll, es ist ja ganz anders, der aber beharrte nunmehr darauf und sprach darüber weiter, so daß der andere ihm hätte an die Gurgel fahren wollen. Böhme fragte noch einmal unvermittelt: Wirst du jetzt noch bewacht? Paul antwortete nicht. Man muß ihn lassen, dachte er. Dann sprachen sie wieder weiter. Schließlich schrien sie wieder einander an. So verging dieser letzte Tag, der noch Böhme gegeben war.
Schon spät in der Nacht trennten sie sich. Du bleibst doch eine Enttäuschung, schrie Böhme, Du raffst dich nicht zusammen, gibst dir keine Mühe mehr, du willst nicht, das ist's. Können andere für dich schaffen – niemals! Du, du, du! Er hatte das Gefühl, jetzt muß er mir eine Hoffnung geben. Aber der andere tat gequält und unruhig. Und fügte leise hinzu: Wenn es überhaupt ginge, würde man dir alle Bedrückungen abnehmen, aber es geht doch nicht, wie wir einst dachten; du mußt auch dabei wollen ..... Paul griff gerührt seine Hand: Du ... jetzt kenne ich dich erst wieder, du lieber, lieber Freund. Seine Stimme war knabenhaft weich. Böhme wehrte ab. Tränen stiegen auf. Es wurde zwischen ihnen eine Sekunde unsagbar traurig. Böhme konnte nicht mehr sprechen, schüttelte den Kopf. Sie umarmten und küßten sich. Dann verschwand Böhme hinter der Tür. So verging der Tag.
Und das ist alles, was er mir sagen kann, bohrte es in Böhme. Zitternd entkleidete er sich, dann brach über ihn eine namenlose Angst herein. So entsetzlich, daß ihm der Schweiß auf die Stirn

trat. Er bäumte sich unter der Decke auf. Was ist geschehen? – wollte er sich fassen. Dazu blieb keine Minute mehr. Er fror, daß er an allen Gliedern schlug. Er wurde von einer übermenschlichen Gewalt hin- und hergeschüttelt. Wurde losgelöst von jedem Leben. Er hätte vielleicht noch sagen können, hol' diesen Paul oder diese Frau der Teufel, ich habe nichts mehr damit zu tun, es ist nur eine feige Komödie – er empfand dunkel, daß diese Gedanken fernab trauernd Gestalt gewannen, er hatte davon nichts mehr. Ich habe mich diesmal verschrieben, wußte er im eisigen Schauer, es ist vorbei. Jetzt kommt die Bezahlung, er wurde ruhiger, während Körper und Glieder heftiger zitterten. Der Weg trennte sich deutlicher. Es war schon fast milde Überlegenheit, mit der er sich beschauen konnte, während das Herz jetzt ruckweise sich krampfte, Stöße erhielt, in den Schläfen etwas zu zerspringen drohte, der Kopf wird auseinandergerissen, ahnte er. Nun merkte er deutlich, daß der Kampf um ihn im Gange war. Es mußte ein Ringen auf Leben und Tod sein. Meinetwegen, dachte er noch gleichgültig. Es hub immer wieder von neuem an, sauste, schwitzte, krallte sich, schrie! Er richtete sich jäh auf. Da blieb noch ein zerflatterndes Keuchen im Hirn. Fühlte bis in die äußersten Nervenspitzen: Maria. Fühlte: Ein kalter Körper schiebt sich vor; deckt mich; legt sich schwer auf mich; er zuckt noch; will mich schützen – ah ..... ah, ah ..... Böhme nickte blöde vor sich hin. Schloß verzweifelt die Augen, wollte sich Maria in die Erinnerung zwingen, keuchte schweißtriefend – und ließ ab. Er hörte ein hartes, schmetterndes Lachen. Dann hüllte er sich fröstelnd ein und lauschte und wartete ..... In der Frühe kam ein Polizeibeamter, prüfte seine Papiere, fragte verschiedenes, ging kopfschüttelnd wieder weg .....

Sollte es noch einmal sein, schoß es in Böhme auf. Er sprang aus dem Bett, zitterte, daß er kaum stehen konnte, lief aus dem Hotel, schleppte sich zu jener Frau – draußen war es noch dunkel – und saß in dem Parterre bis in die Mittagstunde. Er konnte nicht sprechen, die Augen waren weit offen, starr. Die Dame dachte, warum hält er nur immer die Finger so gespreizt ..... Ich dachte, heute früh wäre Maria gekommen, sagte er dann hastig, ich hatte so das Gefühl – und er sah noch einmal prüfend zu den Fenstern hinaus. Es begann wieder zu schneien. Vorerst wehten einzelne große Flocken. Er merkte nicht, daß die Dame schon mehrere Male dasselbe auf ihn ein-

sprach. O ja, sie meint es schon gut, beruhigte er sich. Er stürzte dann zur Tür, um nach einem Jungen zu sehen, der ganz so aussah und überhaupt sicher ..... Da wurde er verhaftet. Zwei Männer traten von beiden Seiten auf ihn zu, faßten ihn am Gelenk. Nein, nein – er ging schon so. Er war fahnenflüchtig geworden, was halfs –

Hallte noch nach in der Zelle, blieb noch, sich die Pulsadern durchzubeißen. Die Wände schoben sich näher. Es warf sich auf ihn, würgte. Durch die rotgelben Nebel schimmerte der weiße Frauenleib. Schwerfällig angetrieben. Kreiselte schneller, knisterte. Funken. Feuergarben: Maria zerriß. Klüftete sich. Das rote Haar schlug gen Himmel. Enger sich anzuschmiegen. Lang hingestreckt am Boden. Sich wärmer zu krümmen. Den Kopf einwühlen. In die Faust beißen. Nach dem Herzen gestreckt. Gezerrt.
Schlägt die Freude lodernd auf. Wild, die glühende Freude. Die Zelle wankt, wächst, wölbt sich. Oh, traute braune Wände schauen. Hüllen sorgsam ein. Sehnsucht steigt. Bis das Blut sich wieder krampft, die Hand zittert .....
Alle Bedrückungen sind Wände,· Gitterstäbe geworden. Die Freiheit jubelt, dehnt sich. Weiß und rein. Kniet und stammelt Gebet –
Und noch einmal rollt der Zug durch weite schneeige Ebenen, Wälder, vorbei an Häusern, fern kräuselt sich Rauch.
Im schweren Atem hinein winkt heiliger Glaube zum Leben, drüben träumen blau die Karpathen. Adern glitzern silbern von Frühlingsschnee.
Wieder sinken noch einmal die letzten Hüllen verbliebenen Rostes. Leuchtet frei das Gebet der Welt. Des Menschen. Der Liebe. Spinnt Fäden und spinnt. Möchte locken, knüpfen, ineinander gehen. Augen aufschlagen und lächeln, Hand geben. Das Blut wartet. Trennt auch eine Kluft, sind auch zwei Menschen .....
In die Sehnsucht hinein schlägt die letzte Gittertür. Ruft: Halt, hier! Aber der Glaube, der solange verraten war, fordert Recht. Fordert auch unter Tränen endlich sein Recht.

Ende des zweiten Buches

SIGYN

Maria fühlte ein ungeheures Gewicht niedergleiten, in das Dunkle reißen; schwarze Nebel ballten sich, schlugen wie zischend zusammen. Und doch empfand sie aus der Kälte des gewaltsamen Risses, aus dem Grauen des Sturzes wie tastende Funken etwas von Befreiung, ein Flüstern: Atme auf, sieh dich nicht um, geh weiter! Haß schlug in glühender Lohe empor. Er hat mich getreten, zitterte es in ihr, würgt mich, so will er mir das Leben absprechen ..... Es war, als müßte sie sich eng an die Wand drücken, sich am Tisch einkrallen, in die Ecken kriechen, einwühlen – etwas Fremdes, Übermächtiges riß und drängte, wollte sie in einen Wirbel hinausschieben, und etwas in ihr lockte dazu, deckte Sonne auf, Lichter spielten ..... Es tat wohl, starr zu bleiben, Girren und Flüche vorüberjagen zu lassen und getragen werden, müde, matter, verschwommen noch Kreise – schwer hinhören und atmen. Und träumend wissen: Ich muß bleiben; wie weit reicht meine Schuld, mein Leben, und lächelnd überschlagen, ich muß ja doch um ihn sein, und es mußte sein, daß er alles zerbrechen will, sich noch wehren, suchen und suchen und immer suchen, nicht nachlassen und niedersitzen; eine glückliche Sehnsucht heraufdämmern sehen .... bis der Körper sich wieder krümmt, die Hand an das wild sich bäumende Herz preßt, die Augen wirr aufreißt, quält, heult; die Faust an die Stirn wühlt – und dann horchen muß auf das Weiche, Tränende, das immer doch wieder aus der unermeßlichen, dunkel schimmernden, überreichen Tiefe heraufzieht, streichelt und wunderbar kräftigt, die Blicke nach innen zwingt und die Zitternden beten läßt – nicht um Hilfe, kein Jammern, eher voll Zuversicht, ein Überquellen tiefen Glücks, das leuchtend wird, das immer um sie war – das Knie gebeugt, nicht nach oben den Blick, nur in sich selbst, zu jenem hellen Feuer, dessen Teil sie sind und, als müßten sie sich etwas gestehen, verschämt und gedrückt unter dem Druck quellender Freude, wieder sein wollen. Dann lächeln sie sich über das weite Land, das sie trennt, hinweg leuchtend zu.

Aber Maria sah nicht um sich die Mauern und Gitter, sich anzuklammern. Es tobte und wühlte heftiger. Die Erschütterungen

waren unmittelbar, hetzten das Blut. Das Blut schrie auf, quälte sich in fletschendem Haß und weinte in siegmilder Sehnsucht, der Körper blieb losgelöst in eisigem Strudel. Glieder rissen und krallten sich aneinander, zitterten nach dem Warum. Kichernd rollten Minuten und Stunden, würden Tage und Wochen vorübergleiten – hohnlachend im Ersticken brüchiger Schreie – schlugen die Glocken. Und über allem wollte die milde Sonne eines neuen Frühlings leuchten .....

Da fuhr Maria in ihr altes Heim. Stieß die Mutter beiseite, die jammernd um sie herumlief. Maria stieß sie weg, wie man einen reudigen Hund, der zum Hause gehört, sich fernhalten will. Es kam sogar zu einem lauten Streit. Die Alte glaubte diesmal ihre Zeit für gekommen, sie wird wieder mitreden, in ihr Leben eingreifen dürfen, wollte sie nicht auch alles für sie tun. – Sie sagte: Jetzt siehst du, nutzlos hast du die Jahre verbracht, alles mit diesem Kerl ... und als anfangs Maria schwieg, begann sie weiter zu hetzen, teils in Vorwürfen gegen Maria, teils indem sie das Leben mit Böhme nachträglich mit Dreck bewarf. Und als Maria, die einiges heftig zurückgewiesen hatte, wodurch indessen der Wortschwall der so lange unterdrückten Alten nur neue Nahrung gewann, dann einfach sagte: Ich verbiete dir, davon zu sprechen, dauerte es noch geraume Zeit, ehe die weiteren Sätze, die herausdrängten, auf der Zunge glucksend zurückschlugen und vergessen bleiben sollten. Dann tat die Alte wieder ihre gewohnte Arbeit und gab nur auf Fragen den gewünschten kurzen Bescheid. Stärker denn je empfand Maria, wie unberührt sie durch die ihrer Mutter angewiesene Stellung blieb, wenngleich sie mitunter in einem Gefühl näheren Verbundenseins dachte, sie ist doch spaßig – die Arme. Es gab ihr Kraft, jemanden um sich zu haben, von dem sie wußte, sie haßt ihn, sie würde ihn versinken lassen und befreit aufatmen ..... das gab ihr neue Kraft. Auch die Bekannten, die Maria aufsuchte, hetzten und vereinigten ihren Haß auf Böhme. Maria erschrak zuerst. Was mag er getan haben, dachte sie; sicher ist etwas, das ich gar nicht weiß. Ließ anfangs still alles über sich ergehen. Dann aber gab sie ihnen recht, laut und übermütig. Da schwiegen die andern. Maria atmete erleichtert auf. Auch werden sie mir nicht helfen wollen, dachte sie, von einer drückenden Unruhe befreit, sie kommen nicht mehr, sich aufdrängen, unser Heiligstes antasten, beriechen. Nur dachte Maria nicht

mehr daran, daß sie diese Leute früher als Schutzwall um sich herum aufgebaut hatte. Sie wollte einst ihren eigenen Weg gehen, sie hätte jetzt schmerzlich aufgeblickt, sei still – ich bitte dich. Sie konnte jetzt beten und fluchen in einem Wort, und niemand sah es, und durfte glauben in reiner Sehnsucht und hoffen und sich vorbereiten, mochten auch die Tränen heißer rinnen.
Maria stürzte sich auf die Leute, die um sie herum waren, und griff sich einen heraus. So will ich dich und uns schützen, fühlte sie. Sie lachte dem Opfer zu, blies es förmlich auf, bis der herausstotterte, wo sein Leben verankert war, seine Begierde frei vor ihr auf dem Tisch lag – und weidete sich daran. Aber immer blieb dumpf ein Gebet in ihr wach: Ja, ich glaub' dir jetzt restlos, ich knie vor dir, du, du, du! Schreie. Und während sie immer weniger ertrug, diese Zeit erzwungenen Wartens allein zu sein – es war, als müßte ihr Körper mitten durchbrechen – griff sie sich einen Menschen heraus, der um sie zappelte. Während der wie in fernsten Erinnerungen zu ihr bebte und fraß, was sie von ihren Ängsten ihm zuwarf, konnte sie hoffend ihre Sehnsucht an Böhme klammern, sich ganz an ihn schmiegen und in der Tat Schritte unternehmen, die ihm helfen, und wenn möglich, retten sollten. Aber nachher rief und hetzte sie im Kreise der anderen um so toller und lästerte seine Demut, die auch den anderen noch bekannt war. In diesen Nächten überhäufte sie sich mit Schmutz, grinste, daß ihr Opfer auf sie zitterte, voll war, auf sie zu stürzen, oder sie quälte, in der Jagd nach Zerstörungen außer Atem gekommen zu sein, schwitzte ..... bis sie mit schrillem Lachen den Dunst zerriß, aufspringen konnte und nach Hause lief, um bittend in einer Ecke die Hände zu falten, das Gesicht tief in den Kissen vergraben.
Auch jenem Menschen, den sie zwischen sich und Paul gestellt hatte, näherte sie sich wieder. Sie umschlich ihn. Wartete, daß eine Gelegenheit kommen würde ..... Sie fühlte, daß Böhmes Freund nunmehr ausgelöscht war. Sie haßte ihn. Und etwas Drittes war noch in ihr, das lockte, ihn zu vernichten, blutig zu quälen .... daß sie vor sich selbst zitterte und verzerrt sich um Hilfe umsah ..... in den frühen Morgenstunden, wenn das Herz sich krampfte, die Glieder schlugen – bis sie durch Böhme erlöst ward.

Zu der Zeit dachte Böhme über die Enge der Zelle weit hinaus. Es war, als wüchsen ihm Fühler, die sich in die Verwirrungen der anderen einsaugen konnten und ihre Unruhe und Verzweiflung aufnahmen und rückleiteten, wo er sie dann seinerseits verarbeitete. Und er war immer für diese Arbeit besonders dankbar und glücklich, und es war etwas Feierliches um ihn. Auch hatte er das Gefühl, daß dann die so Befreiten noch auf ihn sahen und ihm die Hand reichen würden. Während er manchmal Gedanken spann, er hätte damals und an jenem bestimmten Tage doch mehr Schokoladen-Konfekt essen sollen oder nicht versäumen, ein bestimmtes Café zu besuchen, stand plötzlich die Erkenntnis drohend vor ihm: Du hast die Probe nicht bestanden. Nicht jene Probe, wiederholte er sich erinnernd, die Probe auf die plumpe Existenz – Krieg, Demut, lachte er vor sich hin – aber die Probe auf den Wert. Die von außen kam – die hatte er nicht nötig gehabt, sich selbst zu bestellen. Er nickte trübe sinnend. Dann stieg ihm das Blut in den Kopf: Ich bin abtrünnig geworden. Gegen den Glauben verstoßen. Als ich mit dem Glauben an den alten Gott wieder zu spielen begann, glaubte ich weniger an den Menschen – wollte ich nicht mehr für mich allein sein, immer nur wieder ich, ich – mag es aus Rache, Unterdrückung gewesen sein, ich habe mich selbst verraten, quälte er sich, und die andern mit uns; ich bin für immer gebrandmarkt. Er wußte, sein Leben bestand auf einer klaren Entscheidung im Glauben. Was wird geschehen, stieg es ihm jäh auf. Es gibt kein Zurück, keine Verzeihung, nichts ist gutzumachen. Das war eine Tatsache, ein Unterschied wie schwarz und weiß. Was heißt da: Ich will nichts mehr tun, höhnte er sich. Obwohl er fühlte, es würde ihm leichter sein, nach dem Warum zu suchen, alles einzeln Zug für Zug aneinanderzureihen, biß er sich am Endzustand fest. Was soll geschehen. – Er mühte sich schon weit mehr darum als an dem ersten Tage, da er unter der Last der Verantwortung glaubte sich aus dem Leben bringen zu müssen. Er konnte sich lange Zeit keine Antwort geben. Er lechzte danach, fieberte. Und wies doch jeden Tag, der sich ihm aufdrängte, entrüstet ab. Ich muß warten, dachte er fest, mich bereithalten. Durchleiden. Dann aber fiel ihm auf, daß er selbst ja Leiden nicht zuließ. Leid ist ja nur das Gestrüpp, das Auflösungsbedürfnis, die Natur, die von selbst sich daran macht, den Knoten der Empfindungen und Triebe zu entwirren, erinnerte

er sich; man soll ja sogar nachhelfen. Also, er litt eigentlich nicht; er empfand keinen Schmerz. Tat nicht sogar dem Körper die Enge wohl .... Und doch wußte er und empfand, daß er ein Ausgestoßener war und wollte gar nicht wissen, woher es gekommen. Ich will keinen neuen Grund zum Lügen, schloß er, es ist nun einmal so. Und je mehr er sich daran klammerte, unbeirrt durch die zügellose Freude des Wiedergefundenseins, die ihn durchtobte, die Wände wankend machte und einen Schrei gebären wollte, der die Grundmauern der Anstalt erzittern hätte lassen, desto klarer hob sich im Grunde seiner Empfindungen eine milde wonnige Zuversicht ab, die ganz für sich, unberührt von den Erschütterungen ringsum, wuchs und ihm einen neuen Lebensweg verhieß; noch verschwommen, aber doch voll Hoffnungen, daß er oft still die Hände falten mußte, und zwischen Lachen und Weinen eher zufrieden war und eine schwere Aufgabe vor sich wußte. Dann ging er träumend die schmale Zelle entlang und fühlte die Wesen ganz nahe, denen auch draußen sein Herz zugewandt war, und hörte sich mit ihnen sprechen und nahm alles auf, was sie an Erschütterungen und Zweifeln ihm entgegenbrachten, und schämte sich sehr, daß unter dem, was immer auf ihn überging, so überviel Liebe, Vertrauen und Glück war. Dann blieb er auch jäh stehen, zuckte zusammen, wenn unter dem kleinen Fenster für eine Sekunde ein Sperling gesessen war und nun gerade davonflog – war's nicht Maria, die um ihn war; – oder des Nachts auf einmal ein Stern hineinleuchtete und den Schlummernden fragend ansah, der auf der Pritsche sich krümmte und unruhig war und jetzt wirr aufblickte und so erschrak, daß ihm Tränen über die Wangen stürzten; oder dem Schemel und dem Wasserkrug Namen gab und grüßte und manche Erklärung noch geben wollte, ehe ..... aber davor erschrak dann der Sprecher und verstummte. Bis er schließlich im Gefühl namenloser Scham verstrickt blieb und einem Lächeln, das in ihm selbst schüchtern, immer sicherer das Haupt erhob, zunehmend verlegener begegnete und endlich die Guten da draußen, wie er sich ausdrückte, zu Richtern herbeiwünschte.

Bis er taumelnd fühlte, daß sein Leben bisher ein unsagbar tiefes singendes Glück war und Hand in Hand mit Maria leuchtend wurde und ein Weg sein muß und ein Licht, das gleichwohin weiterstrahlen und führen soll, und in den anderen neue

Lichtquellen suchen und aufwecken und Wärme geben und empfangen und wohl auch Vorbedacht und Raum gegeben sein muß für denjenigen, der gefallen und eigensinnig gewesen war. Ich kann nicht ganz ausgestoßen sein, betete er beglückt und umarmte die Freunde.
Bis wiederum Ereignisse aus der Knabenzeit gleich Blutegeln über ihn herfielen, verbittern wollten; obwohl er selbst wußte, daß er dabei etwas übertrieb. Daß sein Vater ihn zur Musik zwang, wiewohl er aus freien Stücken keine andere Sehnsucht gekannt hätte, und wie ein entsetzlicher Blutsauger darin an ihm kleben blieb, und Tag für Tag viele Jahre sich gewaltsam Einlaß in seine scheuen Melodien und aufhorchenden Rhythmen erzwang und wie ein Drache darüber wachte, bis er ganz davon ablassen mußte, es war kein Zwang, daß er die Musik aufgab, er hätte nicht weiterleben können – nun, immerhin hätte er sich selbständiger erhalten, sich ehrlicher wehren können; daß er geschlagen wurde, wenn er allein stand, träumte – mußte er sich auch vor ihn hinstellen; daß er zum Trinken gezwungen war, weil der Vater gar nicht trank – lächerlich. Nein, drohte vielmehr die Eitelkeit, mit der er die Mädchen seines Alters jeweils von sich fernhielt und auch anlockte, und daß er sich gern hätte erschießen mögen, nur um des Aufsehens willen, fiel nicht eine nachdenkliche Bemerkung eines Mädchens auch für ihn dabei ab. – Und alle seine Aufzeichnungen ..... bald ist er sehr glücklich, sonst meistens krank, toll, verzweifelt; aber immer so, daß um Beachtung, ja, er schämte sich noch der Erinnerung, schließlich um Mitleid gebeten wird. Damals mußte er schrecklich gelogen haben. Es nutzt nichts, daß sie den Kopf schütteln. Und dann war plötzlich das Ich seiner Wünsche, Phantasien, Aufzeichnungen zerfallen, hatte sich aufgelöst. Dämmerungen. Hatte Maria nicht jetzt scharf eingegriffen ..... Der quälende fiebrige Angstrausch der Studentenzeit, seine Miene wurde ängstlich, er fürchtete sich, nach den Tagen zu sehen, hätte er mit der Hand wegwischen wollen. Bis ein überwältigendes Dankbarkeitsgefühl zu Maria hochschlug. So brausend, daß er unwillkürlich auf die Knie sank. Daß ihm das Herz gepreßt war, die furchtbare Enge ächzte laut. Er kroch in sich zusammen, hörte sich leise wimmern. Dann brach wieder die Nacht der Einsamkeit über ihn zusammen.
Er schwebte losgelöst –

Nur daß die Kreise, die ihn um den Tod der Schwester trieben, zusehends enger wurden.

Allmählich ließen die Tage, die in diesem Auf und Ab so vorübergingen, merkliche Spuren zurück; sowohl daß in die Kette der Erkenntnisse und Gefühle mitunter eine Schwäche hineinbrach und wie ein Nebelschwaden alles verhüllte, Gedanken staute und knotete, bis sie sich schließlich wie seufzend in sich selbst auflöste und nichts weiter zurückließ als eine mit schwerer Trauer belastete, unfruchtbar hindämmernde Sehnsucht späteren Wiederbeisammenseins; als auch und mehr infolge davon eine jähe Gewalt gewinnende Unruhe, ein sich zur Selbstaufgabe gesteigertes Augenschließen, sich in die Ereignisse früherer und also zerbrochener Lebensgemeinschaft zu stürzen, mit der Absicht des Unerwarteten, von gellendem Hohngelächter begleitet, überraschen zu wollen, und dieses Mißtrauen fast mit Triumph einem fordernden unklaren Gefühl entgegenzuschleudern, das mit in dem Zustand beleidigend empfundener Sicherheit gleichbleibend auf die Unzerstörbarkeit alles Guten und die zwingend magnetische Kraft ihres Lebensglücks hinwies und gleichsam eine Maschinerie im Gang erhielt, die ihre Vereinigung fast, wie sie empfanden, auch ohne ihr Zutun betrieb und glücklich vollenden wird. Während Böhme diese aufkeimenden Proteste mehr von jenem ungeheuren Dankbarkeitsgefühl verschlingen ließ, wucherten sie in Maria weiter und gewannen in neuen Erschütterungen, die sich in die bereits gewohnten äußeren Gegensätze eindrängten, weiten Raum. Es kam vor, daß Maria einen Erzfeind sich erheben sah, der jeden Weg versperrte, und der doch nicht überrannt werden konnte oder ausgerissen, denn er war tief drin in ihr selbst. Ihr war, als würde sie sich selbst zerreißen müssen, sollte sie dagegen angehen. Aber der Weg zu ihm muß doch frei sein, fühlte sie bebend. Dann quälte sie die Erinnerung an die Menschen, die irgendwie schon in ihr Dasein eingegriffen hatten oder herbeigezogen waren, heftiger. Und doch zwang sie sich fast, diese Erinnerung immer bleibender und schärfer vor sich erstehen zu lassen. Zwar verhehlte sie sich nicht einen gewissen Stolz, daß die Männer, die ihr körperlich nahegestanden sind, keine Spur in der Erinnerung zurückgelassen hatten. Sie fühlte jetzt deutlich, wie sie sie genommen hatte, als Hunde, mehr als Werkzeuge, deren Körperlichkeit

einfach notwendig war. Kaum daß sie die Namen voneinander unterschied. Doch blieb jeweils, von einer Glutwelle überflutet, etwas zurück: Mögen diese Männer – Hamster, Schweine, was immer sie auch gewesen sind – gewinselt, geschwitzt, geweint haben, sie brachten ihr ein Stück ihres eigenen Lebens dar, und sie hat nur gelogen, schamlos gelauert, sie zu treffen, lähmen, brechen – nein – wohl doch nicht; es mußte eine Hoffnung gewesen sein ..... sie schüttelte sich vor Ekel. Sie lag mit einem Studenten im Bett und ließ dessen Freund zählen .... es war wie eine Mensur; auch erinnerte sie sich, daß dieser Freund ihr sehr gefiel. Auch wäre sie ihm wohl nähergekommen, wenn er nicht mit so trauriger Miene an dem gerade Begnadeten hing, immer nur nebenher lief. – Aber vorher und nachher, Männer, die sie bis aufs Blut quälen mußte, ja, das war's, leuchtete es auf – mußte! Sie konnte nicht anders ihre Gegenwart verkaufen, es war mehr für sie selbst eine Buße. Und dann fühlte sie ermattend, daß doch Spuren geblieben waren, sehr deutliche Spuren – man soll sich nicht täuschen. Die Augen sahen starr über den kahlen Hof, durch den Qualm des Lokals, entlang den noch kahlen Bäumen, die eine fremde kahle Straße zu schützen sich unterfingen. Besser, doch gerade heraus zu lachen. Oder: Pfui, Teufel! Natürlich blieben noch andere. Vielleicht, die nur Hoffnung waren. Es war schwer, sie aus dem Dunkel zu zerren. Leute, die unentwegt Gutes erweisen wollten. Die sich nicht kümmerten, ob sie log, erpreßte. Nicht mal ältere Trottel, Leute mit einem Knacks – man konnte insgeheim sogar ihre Energie an dem und jenem bewundern. Eine Lebenssicherheit. Sie hatte solche, dachte sie wieder, mit großen Augen manchmal angestarrt, eigentlich nachher, wenn sie allein waren – wie seltsame schillernde Tiere, sich nur vorsichtig Schritt für Schritt nähergetraut, ob man sie auch anfassen darf, immer bereit, zurückzuspringen – da hatte sich aber auch ihr Mißtrauen bereits schon gegen andere nach entgegengesetzter Richtung gleichzeitig bewährt und Grund zu jubelndem Selbstzerstören gegeben und für Wochen alles ringsherum verdunkelt oder mit Schmutz verdeckt. Nur einmal war ein Überseepflanzer, der zudem die Möglichkeit geboten hatte, sie mit hinüberzunehmen – Maria frei, Licht, springend im dunklen Grün, zwischen schillernden Faltern, neben den sanften vertrauenden Tieren, und alles voll Sonne! – plötzlich vor ihr wie vom Erdboden verschwunden;

sie hatte ihn überall suchen lassen, die Polizei aufgeboten .... blieb verschwunden; es war eine sehr nachdenklich stimmende Angelegenheit; zufällig sieht sie ihn nach Jahren wieder, muß ihm ins Gesicht lachen: Nein, mein Lieber, jetzt nicht mehr ..... das blöde Gesicht! Und dann vielleicht noch einer. Da ging sie noch auf die Kunstschule. Schwärmte nachts am Flusse und weinte glücklich in der Meinung: Hinter der Welt; in der Stadt drinnen saß sie unter hurenhaften Soubretten, griff Kavaliere im Café auf, mit denen sie Karten spielte, d.h. sie nahm ihnen einfach offen das Geld ab, gab es anderen wieder weiter, nicht aus Mitleid, mehr aus Verachtung der Geber, Empfänger und des Geldes überhaupt. Ja so ..... Da war ein junger Arzt, sehr sicher, sehr altklug; möglich, daß er hinkte – jedenfalls hatte er ein brennend rotes Mal auf der Wange, er war entsetzlich entstellt. Sie schlich lange um ihn herum, sehr lange. Manchmal hatte sie im Traum mit ihm hitzige Unterredungen – scharfschneidende Worte, frische jauchzende Sprößlinge sollten erstickt, wenigstens geknickt, verkrüppelt werden; das Brandmal leuchtete, lockte .... aber sie durfte sanft mit der Hand darüber hinfahren, ein merkwürdiger Mensch, kroch eher noch mehr in sich hinein und hatte doch immer etwas Besonderes ihr sagen wollen, nein, tun .... wenn Sie mich später finden wollen, hatte er später einmal gesagt ..... Jetzt brach es wieder über sie herein: Gewiß, hatte sie den Böhme mit ihrer Eifersucht schier erdrosselt, aber es handelte sich ja gar nicht um den Böhme, nein, um das Teil, das von ihr in ihm war; lebte er nicht zwei Menschen, sie mit – das mußte geschützt, gehegt, ängstlich bewacht werden, wohin trug er das Stück Maria manchmal herum, schleppte es durch die Gassen, in das Gröhlen und Johlen besoffener Kameraden, in den Geschlechtsdreck Verhaßter, gerade das reine heilige Stück Maria, wußte er davon, fühlte er es denn, trug er die ewige Sorgfalt – ah, ihr Auge leuchtete, die Wangen wurden eifernd rot, die Schläfen glühten.

Und dann wich ihr Blick von ihm ab, unmerklich, zwangsweise – heftete sich auf Paul und schmerzte, wühlte sich ein. Suchte. Zerpflückte. Schlug Haß. Jetzt galt er für sie nicht mehr als Träger neuer Hoffnungen, wie Böhme sie ihn hat sehen lassen; was galt das jetzt, gerade an ihn glaubte sie nicht mehr, stand er nicht abseits, hatte ruhig zusehen können, war selbst das

Müssen nicht noch schlimmer – oh, ihr Haß züngelte und fraß die Erinnerung aufhorchender Stunden, bittender Tränen für die Übernahme so vieler Schuld, keimender Sehnsüchte nach weitem freieren Leben, die in ihr eingegraben waren. Es war ihr, als hätte sich Paul in eine Ecke verkrochen, sie muß ihn herauszerren, fühlte, er sträubt sich, klammert sich zitternd mit den Händen an. Schlägt um sich wie ein störrischer Hund – ah, er muß heraus; sie empfand, als hätte er vor Angst einen großen komischen Buckel. Her, mein Lieber ..... er wehrte sich noch, sie erinnerte sich kaum mehr an sein Gesicht. Es war, als müßte sie ein Messer wetzen – sie biß die Zähne zusammen. Es tat doch weh, was soll geschehen, muß es sein .... da schrieb sie ihm einen Brief, grobe häßliche Worte, wüste Drohungen – riesenhafte Buchstaben sollten gegen ihn auftreten, dicke Striche ihn gleich Dolchen treffen, Punkte sich zu Fäusten ballen, eine hastende Angst floß zu ihm hin ... Paul aber verstand nicht. Blieb taub. Blieb starr hocken. Verzog böse den Mund. Wühlte wonnig im, wenn auch schmerzenden, warmen Dreck des Verlassenseins, Beleidigtwerdens, entwand sich als Molch. Ließ die Frau ruhig stehen, zappeln, verbrennen. Dachte eher: Eins ums andere. Hätte gleicherweise geantwortet. Überlegener, abschüttelnd; war er zu jäh erstarrt, vielleicht nicht den Mut mehr, sein Blut durch Leid hindurchzupeitschen, müde – raste Wahnsinn, eisig, Ketten schmieden, ersticken. Nur noch aufblicken zu können und vielleicht zurück drohen, selbst mit geballter Faust aufstürmen, sich retten wollen, versank nicht alles – wäre das Entsetzliche geschehen, es bereitete sich vor, es lauerte zum Sprung – der gemeinste hündische feige Meuchelmord – Paul!!! .....

Da trat jene Frau zwischen sie. Breitete ihr Wesen als milden Schleier, mochte der Wahnsinn noch zucken. Diese Frau, die in dem jauchzenden Glauben, der in Katarakten auf die wenigen Menschen um sie herum niederstürzte, eine Bestätigung ahnte und finden ging. Es war, als müßte sie Paul bei der Hand nehmen und fortführen, verdecken; und dann erst kam sie zu Maria, wollte sanft die Hand über die heiße Stirn gleiten lassen. Maria blieb scheu. Blieb eher verängstigt. Wie das zweijährige Mädel, das plötzlich dem fremden Besuch gegenübersteht. Darf man eintreten, ausspucken oder die Hand geben, nach dem Leben

fragen, und wird es weh tun .... Was mag das sein, ein Geschenk ..... Bis auch Maria ihr in die Augen sehen konnte und darin heraufdämmern sah, daß ein Mensch in der Fülle des Lichtes erblinden und in der weiten Frische der Freiheit ersticken hätte sollen, in der Wucht seines Glaubens, angeschmiedet an die wenigen, denen, wenn auch vielleicht nur ein herrliches einziges Mal ihr Herz sich geöffnet hätte. Und Maria mußte sich beugen, während der anderen die ersten Tränen voll neuen Leides in den glücklichen Ebenen begnadeter Sehnsucht, zu der sie mit diesen Menschen zusammen gefunden hatte, über die Wangen flossen. So reichten sich die Frauen hastiger die Hände, und um sie blühte leuchtender ein Versprechen, und die Möglichkeit voll größerer Sicherheit eines wie immer gestalteten Wiederauflebens zu warten und vertrauend sich helfend zu gedulden – während der eine wie zum Klumpen zusammengerollt giftige Gedankenpfeile schoß und voller Scham auf sich selbst zurückprallen ließ und – mag es gesagt sein – buchstäblich auf der Zeit in lastender Körperlichkeit untätig saß, und der andere spielerisch träumend von Schuld und Sühne auf die Befreiung wartete und nur auf ernsteste Vorstellungen und Selbstvorwürfe daran ging, in etwas auch selbst mit Hand anzulegen.
Wie nach einem Sturm glitt dies alles in festlich geschmücktem Boot an Maria vorüber und trug den milden Hauch des Abends in die dämmernde Ferne und lud ein, und zog die vielleicht noch Widerstrebende mit sich und umhüllte noch einmal alles wohltuend. So daß dann Maria zu dem Gefangenenhaus lief und Blumen und Schokolade und Nüsse kaufte und dem Böhme hinaufsandte und dann unten lange stand und immer nach dem kleinen Fenster hinaufsah und sich wie aus dem Traum erwachend verwunderte: Hab' ich dich lieb ..... oder ihm schreiben wollte, stolpernd – verworren: Nimm alle Hoffnung für mich; sei glücklich ..... oder ihm einen alten Kalender brachte, der unter ihren Sachen ganz zu unterst gelegen war und schon fast hundert Jahre alt war, ohne daß sie wußte, was darin stand – und gerade diesen behutsam voll schüchtern lächelndem Blick zu ihm trug und auch gar nicht hineinsehen wollte: Es muß etwas Liebes sein – sie streichelte noch lange das kleine bescheidene Buch – ich muß vorsichtig sein, daß es nicht davonläuft oder gar fortfliegt ..... bis sie dann wieder ernst, aber voll eherner Ruhe in die schwere Nacht hineinsann.

So glühte den Freunden noch mancher Tag, zwar taumelten die Kreise bereits wiederum enger.

Die Sonne strahlte bereits heller. Öffnete tausend Arme, als die Stunde um Maria schlich, und jäh hereinbrach. Der Traum, der gerade die Wiedervereinigung spann, eifernd sich in einem Wortwechsel erhitzte, in dem gleich wohl beide dasselbe sprachen und dachten und in plötzlichem Grauen sich umblicken wollten – stürzten zischend in einen Abgrund; eine wogende Leere erstarrte, wollte schreien, wuchs ..... Da wuchs aus dem, der noch neben ihr stand, gerade zu ihr sich beugte und sie berühren wollte, eine schmale zarte Frauengestalt, hüllte ihn ein. Maria schrie gellend. Es war keine Zeit, sich in Schmerzen zu winden, krampfverzerrt sich umzukehren. Maria dachte nicht mehr an Schmerz und Trotz, fühlte noch, wie der geläuterte Glaube sich erhob, sich ausbreitete, wie einen seit langem vorbereiteten Platz einnahm, das Haupt erhob ..... dann stürzte sie sich hinein, griff zu, krallte sich ein, daß ihr das Blut von der Stirn rann, schrie gellend, stand in Zuckungen. Ein blasses Frauenantlitz glitt auf, lächelte schonend und verlegen. Schmale Hände hoben sich vor und blieben zur Abwehr gewendet, flossen schärfer, drohend und zitterten. Maria erbebte und warf keuchend ihr Blut in gewaltig reißendem Strome gegen die Fremde und wich nicht. Dann leuchtete Maria das fremde fahlblonde Haar in flimmernden Strähnen, in dunkelnder satter Glut, große braune Augen taten sich auf und zogen allen Schmerz in sich hinein und wurden übervoll, und Maria zeichnete mit den erstarrenden Blicken tiefe Furchen um Mund und Kinn. Aber ihr Blick bohrte sich verzweifelt weiter, daß sie den fand, dem sie ihr Leben weihte – es schrie in quälend scharfen Wissen jetzt in ihr auf: Weihte ..... und blieb ungebeugt. Dann sah Maria klaffende Wunden am Körper, die sich auftaten und sprechen wollten. Aber es floß kein Blut. Und Maria sah, daß alles Blut ausgesaugt war, fühlte die fahlen Wangen weicher, bittender, krümmte sich tief im Strom ihres dahinschießenden Blutes, schrie gellender, und dann sank um sie eine milde Ruhe, die sich über sie breiten wollte, die Hand auflegen..... Hans, ächzte sie noch knirschend. Fühlte: Ich muß um dich sein. Stoß mich nicht von dir ..... Hans ..... krallte sich mit den Kräften der Verzweifelten wieder ein, das Blut rieselte dünner, schluckerte,

die Besinnung wollte schwinden, und es murmelte jemand in ihr: Laß mich bei dir sein; ich darf, ich darf..... eine Kruste sprang, Steine polterten in die Tiefe, ein Jubel wollte anbrechen, die Sonne ..... Da sah Maria die Fremde schärfere Gestalt gewinnen, die Lippen öffneten sich, zitterten kreiselnd, es raste etwas, Sterne fielen herab, Meere bäumten sich, sie wird sagen, wird ..... Da dachte Maria in taumelndem Entsetzen an Böhmes Schwester. Hörte sich wimmern: Ich kann nicht, ich kann nicht mit einer Frau sein. Hohnlachen: Ich hasse mich, ja – mein Geschlecht. Fühlte sich eifrig erzählen. Unaufhörlich Glauben an Glauben reihen, viele Leben sich auftürmen lassen. Wußte sich bitten: Hilf mir; verzeih mir, ja ..... ja ..... ja, ja ..... Sich demütigend: Ich will alles tun. Weinen und ein Gelübde tun. Wieder donnerten die gepreßten Schollen. Jubel wollte emporsteigen ..... Da lächelte die Fremde schmerzlicher. Und Maria wurde so weh ums Herz, sie wollte die Arme öffnen .....

Stieß sie die Fremde: Beweise dich.

Maria senkte den Kopf, blieb suchend knien.

Zerrte die Fremde: Scher dich weg.

Maria war fahler, krallte sich ein, wimmerte.

Stotterte die Fremde: Nimm mich.

Maria übersprang eine Ewigkeit. Fiel dann auf die Knie. Küßte ihr die Hände. Wurde die Himmelskönigin. Bis alle Tore sprangen, alle Schleusen geöffnet waren, Glück niederbrach, tobte .....

Und das verzerrte Antlitz eines Menschen sich prägte, den sie so lange gesucht und immer gefunden glaubte, und der jetzt frierend und einsam neben ihr emporwuchs –

Aber die Züge Böhmes blieben hart.

Auch sprach sie sich selbst so leuchtend fremd, schwebte.

Und ihr Blick wölbte sich zum Dome, die Millionen Wesen strebten ihr zu, riefen. Ich darf nicht frieren, zitterte es noch in ihr.

Tastete noch mehr nach einer vertrauten Hand, tastete und tastete .....

Dann tat sie den Blick in die neue Ewigkeit und atmete.

Ihre Mutter fand sie wie leblos am Boden liegen. Spuren weißen Schaums im Gesicht. Die Augen flackerten im Verlöschen, schlugen noch müde auf und zu. Sie lag eng an den Boden geschmiegt. Schien einen heiligen Schrein zu bewahren. Flüsterte: Ich halte ihn – du, denk dir, ich darf ihn behalten –

dann verfiel sie wieder in Zuckungen.
Und dämmerte Tage und Wochen wie ein Stümpfchen Licht draußen, wenn die Stürme um die Tag- und Nachtgleichen gehen. Und trug dann allmählich ein stilles wunderheiliges Lächeln in dem weichen erwachenden Gesicht.

Noch heller sank der Tag, siegte das Licht.
Alle Zweifel, die von den Wänden sich lösten, und über Böhme noch fallen wollten, krümmten sich in den kühneren Strahlen jungen Grüns und mußten zergehen. Lustige Blumen lachten dazu.
Um den Einsamen flog das Gefühl wonnigen Geborgenseins, und es kam ihm vor, als sei es das erste Mal in seinem Leben, daß er einer inneren Stimme sich ganz vertrauen könne, und diese Stimme war mehr ein breiter glänzender königlicher Strom: beunruhige dich nicht mehr ... und: das Glück kommt zu dir.
Während er williger die Einwirkungen der Haft ertrug, unter der sein Körper dahinzuwelken schien, und die täglichen Revolten gleichmütiger heraufziehen, flattern und sich verflüchtigen sah, wobei er sich selbst beobachtete, wie er für einen Augenblick verlegen lächelnd zurückblieb und sich erst einen Ruck geben mußte – baute er sich durch die Gitter hindurch draußen, Zug um Zug – es eilte ja nicht, niemand stand hinter einem, hetzte, ließ die Peitsche knallen – ein Leben auf, mitten unter den Menschen, die sicher mit einem ganz bestimmten Zweck da oder dort in die Straße gingen, die er, wenn er sich sehr kühn auf seinem Schemel auf die Zehen stellte, gerade noch sehen konnte – neben dem Hund, der manchmal an einer Haustür erschien und schnupperte und dann den Kopf so merkwürdig überlegend zur Seite drehte – unter den vier immer schweigsamen Pappeln, die im Hof stehengeblieben waren, und durchaus keine Blätter bekommen wollten – ja sogar ein Hahn krähte, weiß Gott, woher, und Arbeiter luden Kohlen ab – an den Ufern des Flusses, der gar nicht weit ab – sicher hinter der zweiten Häuserreihe, deren kahle graue Kante durchaus nicht drohend herüberstach, sich schlängelte und Flöße trug, oder von Schleppern durchfurcht wurde, deren schrille Signale vielleicht zweimal am Tag herüberpfiffen und immer von neuem die Frage anschnitten, ob nicht doch an dem jenseitigen Ufer eine neue Fabrik in die Höhe gewachsen sei, die gerade das Gewimmel

ihrer Arbeiter, endlich gelangweilt, ausstößt – mochten an den Hängen zum Wasser hinab auch Kinder nach Veilchen suchen – auch konnte er nicht mehr so sehr auf das Zwitschern der Sperlinge achten, ob es Bekenntnisse oder Bitten sein mögen, waren wohl auch inzwischen andere Vögel darunter – immer seltener zogen die weißen Wolken, wurden jetzt plötzlich schwarz, dick und schwer, ehe sie zerrissen würden oder barsten. – Überdies spann im Haus das Klopfen der Mitgefangenen die Maschen eines vertrauten Netzes in helleren Rhythmen, gar nicht drängend, aber doch eindringlich flüsternd, horchend – oder es begann sogar mutwilliges Pfeifen – und hallte ein schwerer Tritt – baute wieder sein Leben, müder schon die Stirn gerunzelt .....

Noch fiel ihm auf, das in dem Leben, daß er vor sich ausbreitete, alles ihm willig zuströmt, ein weicher Schutz sich um ihn breitet, eine liebe Hand die seine führt, seine Wünsche und Sehnsüchte, die vorher befriedigt lächeln, und vielleicht gar keine Wünsche mehr sind ..... dann befiel ihn wieder ein heftiges Zittern, und ein milder Hauch glitt sanft an ihm hin und ließ sich bestätigen, daß alles gut und für immer so sein wird .....

Da krampfte sich noch einmal sein tieferes Sein in dem aufgeblitzten Wunsch, der von vorhergegangener Erfüllung bereits satt taumelte, und entschied sein ferneres Schicksal: Hilf mir – ich will blind sein. Nimm diese kleinen irrenden Augen von mir ..... dann jubelte er in einem heißen Gefühl quellender Befreiung auf. Die Last, die noch ungewiß drohte, ist von ihm gewichen. Dann wird etwas sein, was noch immer mir versagt gewesen ist, kreiste es in ihm; ich darf mein eigenes Leben in mir tragen und um mich stellen, ich darf sagen : ich, und trage doch keine Schuld, eher bereit werd' ich sein, stärker – für die anderen und kann alle Menschen sehen, beglücken, und trage keine Waffen mehr. So sieht er sich jubeln. Und die Verantwortung fällt schwer auf ihn. Und hört sich wohl bitter seufzen. Aber er fühlt keine Schuld.

Dann hasten seine Gedanken zu Maria. Dann ballt sich alles Glück um ihn. Wird ihn noch verschlingen, möchte er scherzen. Fühlt, muß sich noch durchhalten, eisern im Glauben stehen. Läßt die Sekunden glaubend verrinnen und bebt. Hält dennoch fest. Zwar tobt die Stimme, reißt die Enge, huscht fremdge-

wordene Sehnsucht – er hält stand. Hält die Hände gepreßt, den Blick zu den Menschen ..... der Nachen stößt ab.

Vielleicht:
Obwohl Hans Böhme, als er ein Tor hinter sich – mitten zwischen den Menschen später auf der Straße stand, dachte: er soll wie ein Rasender davonstürzen, fühlte, er wird hier stehenbleiben, muß etwas Ungeheures auf sich zukommen, um sich auftürmen lassen – und schließlich ziemlich unsicher einen Weg vor sich hinschwankte und erst ganz allmählich einen festeren Tritt bekam, das Blut abebbte, bis er sogar auf sich selbst etwas ärgerlich war und beinahe den Kopf geschüttelt hätte, als müßte er sich über etwas Neues verwundern – sah er sehr geordnet aus, als er Maria gegenüberstand. Hatte sich gut in der Gewalt. Machte allgemein einen vorzüglichen Eindruck. Die Leute mochten denken, es hat ihm doch wenig geschadet ..... ordentlich wie neugeboren, dazu frisch und heiter ..... Die beiden Herren schüttelten sich herzlich die Hand. Wenngleich mehr verlegen aneinander vorbeiblickend, sahen sie in der Tat nicht aneinander vorbei. Wenngleich sie auch nicht zu Boden sahen, sie hatten ja auch nicht nötig, sich zu schämen oder überhaupt verlegen zu sein. Und so schüttelten sie sich nochmals die Hand und sahen ruhig und ernst sich in die Augen. Na also ..... es ging schon. Sie kamen unwillkürlich einander einen Schritt näher. Der Böhme fand, daß der andere gut aussah, zunächst einmal sehr ruhig wirkte, dann aber einen ausgezeichneten Eindruck machte – ja. Der andere kannte ja Böhme schon ..... einmal, weil er sich so einen Menschen gedacht hatte, der – ist man schon etwas sentimental, um mit Stifter in Jünglingserinnerungen zu reden, den Sonnenschein an den Hut steckt und die Abendröte umarmt, und in die Wirklichkeit übersetzt, damit – versteht sich – schiefgefahren, vielmehr: erst steckengeblieben ist ..... aber eben ein Mensch, zu dem man manch kluges Wort sprechen kann, das sonst vielleicht verlorengeht. – na, wenn auch nicht gerade so gemeint ..... meine, den man gern bei sich hat, also kurz: den man – es hilft eben kein Sträuben, für den Menschen von Kultur überhaupt nicht. Wirklich lieb hat – nein, den man lieb hat, liebt! – des weiteren ..... nun, aus den Erzählungen Marias, aus dem Leben Marias, aus dem Glück der letzten

Wochen, daraus, daß sein Leben nunmehr einen Sinn hatte, daß er darauf aus war, sich zu unterfangen, in die Sonne zu sehen, daß es schon stark blinzelte um ihn so herum ..... Denn der Doktor Wolf wird jetzt immer mit Maria zusammen sein – ja. Der Franz Wolf, der bislang nur ein ganz unscheinbarer Arzt war – ja. Irgendwo im Thüringischen. Dieser Franz, der schon einem Leben noch einen sicheren Halt geben wird, wohl noch etwas verschüchtert selbst, auch immer etwas abseits gestanden, wohl auch gestellt ..... aber eine Hoffnung, ein ehrlicher Weg und doch auch wirklich mehr, in der Tat mehr ..... sperrt sich auch noch das und jenes, sträubt sich ..... Hans, glaub' mir's. ..... Dieser Mann, der ein brennend rotes Mal auf der linken Wange – etwas verschüchtert noch – Maria muß nun auch bedrückt zu Boden sehen ..... da perlen dem Böhme jetzt doch die Tränen, winkt ab, bittet: Laßt mich erst; er wird wiederkommen.

Aber der Himmel stürzte nicht ein.

Lächelte längst, als Böhme noch immer eine Faust geballt hielt, sich selbst zu verfluchen; das war schon mehr mürrisches Poltern – mit dem goldenen Unterton.
Eher blieb bestehen: daß noch so vieles zu tun war. Daß schon der erste Luftzug .....na, eine tiefe Scham. Daß der Glaube im Leben die Liebe nicht missen lasse .... eine ernste Mahnung. Und daß immerhin schon der erste Schritt ein Fehltritt war ..... ganz ohne Scham; diesmal eine Erkenntnis.
Maria sagte: Dein Glaube ist mein Glaube. Folge mir nach. So hell strahlt ihre Heiligkeit, fühlte er und wird sich beugen.
Und das Kind – wollte er fragen, aber ihm war, als hörte er sie glücksicher lächelnd ihm antworten: ich bin ja noch nicht reif, bist du denn bei mir –
Ich gelobe, sprach da der Verfasser, wenn es wirklich noch einmal wäre – und konnte schon an nichts mehr denken, so brodelte es, und dann jagte eine heiße Angst. Eine gellende Demütigung. Ein wahnwitziges Betteln. Ein schlickerndes, stockendes, pustendes, schreckendes, zögerndes, lächelndes

Hineingleiten. Und dann wußte Hans Böhme ein für allemal, daß auch der Glaube voll Licht und Finsternis, voll Höhen und Tiefen, laut und still und das Leben ist.
Wußte erlöst, und wiederum brach eine Kruste, splitterte, und die Steine prasselten in die Tiefe, Ich darf auch den Menschen dienen. Ich darf meine Dankbarkeit rein und heilig hinaustragen ohne die Schuld.
Dann ging er hin und trat zu Maria und wollte sagen: Maria, ich danke dir mein Leben; auch war jede Stunde mit dir ein unverdientes unermeßliches Glück; ich wünsche ..... und dann das übliche. Aber etwas brummte und kribbelte und stieß und dann brach es jäh heraus, und dann schrie er und konnte sich kaum auf den Füßen halten: Es ist alles gut so ..... und setzte leiser und schwer atmend hinzu: Ich werde mit euch glücklich sein.

Ende des dritten Buches

NACHTRAG

Ging jemand aus dem Bereich der Häuser und Winkel hinaus über Land. Vielleicht, um bei einem Rennen noch anwesend zu sein. Aber draußen rieselte ringsum die braune Märzluft. Rollte über die Wiesen und Felder, brauste über die Fahrstraße entlang, wühlte sich ein in den tieferen Fußpfad, kreiste um die Wurzeln der Bäume, wirkte das zarte Weidengebüsch, trieb Steine reißend vor und tänzelte um die zarten Schritte des Schreitenden. Als er auf einem erhöhten Felsen sich niederließ – ehe er noch die Umkehr erwägen konnte – drang ein Schrei zu ihm. Wölbte sich vor ihm, brach nieder, drang tief ein. Ein Schrei, wie von der Ewigkeit her. Ein furchtbarer jäher heißer Schrei. Dem Menschen war, als hielt alles inne. Türmt sich auf, bäumt sich und harrt. Da riß ein Abgrund sich auf. Die Flut stand still und stürzte sich zum See, scharfe Ränder flossen zu Dämmen, wuchsen höher, ein ungeheures Stauwehr gähnte, drinnen die Fluten zischten, schlugen und aufbrüllten. Und schwoll an, während der Mensch noch zitternd lauschte und nach der Stimme sehnend unterschied. – – Die Hebel hatte er ja in der Hand, nun soll er entscheiden – ja, wirklich er selbst ..... etwa gar eine Hilfe bringen oder die Tausende vernichten wollen .... nur die Hand zuckt. – – – Und als er, noch wirr, erwachte, huschte über die blutleeren Wangen ein letzter Zug des Mißmuts, daß der Mensch nur von Menschen stammt und ewig in allem mit ihnen verbunden sein soll und sein Blut opfern ..... doch dämmerte bereits eine stille Freude und wurde leuchtender –:

DIE STEPHANIE-GAVOTTE

Hinter dem Fünfzehnjährigen steigt die Flut der Ereignisse so heiß beängstigend auf, immer neue Tore springen weit geöffnet, Gewohntes stürzt jäh und verschwindet, klirrt noch die Kette zuckender Erinnerungen? – ein schmales braunes Mädchen, scheu davonhuschend – der Hausonkel wird, von einer Lawine verschüttet, schwer verletzt in die Wohnung gebracht, aus – alle Bevormundung, kümmerte sich überhaupt nicht mehr um den Jungen, Dämmerungen von Kellnerinnen, Cordons im Spinde des Siechenden – eine kalte Frühlingsnacht im Park herumzustreichen, auf Bänken sitzen und auf die Liebe warten, haben nicht schon so viele davon erzählt, der große Lehrling, der Gehilfe, ein Soldat – und dann allein in den Ferien zu Fuß wandern in den Mittelgebirgen, das Blut zum Zerspringen – bis dann die Schwester aus dem Seebad zurückkommt: Ich kann nicht mehr länger hier leben ..... schreit, gegen die Eltern Schreie ausstößt, Fäuste ballt – und schon die fast vernarbten Wunden frisch aufreißt, habe nicht gerade ich das gesagt, denkt er, ein ganzes Jahr hat sie mich über die Achseln angesehen – ihn jetzt vertraut und ernst an der Hand nimmt und Pläne schmiedet: Bleibt jetzt nur noch der Inspektor; ja damals – ob er noch an mich denkt ..... schreib doch, drängt er, hocken da die zwei zusammen, wieder so einträchtig, daß es der Mutter schon auffällt und bereits Minen vorbereitet werden – gehen mit aller Strategie ans Werk, nicht ohne daß sie sich manchmal am Familientisch beim Abendbrot noch versteckte Blicke zuwerfen, setzen Briefe auf, lassen scheints flüchtige Karten flattern – der Inspektor beißt in der Tat an – werden ganz fiebrig vor Erwartung, reden lange in der Nacht, nur durch die spanische Wand getrennt, und der Junge ist fest entschlossen: Ja, sie muß raus jetzt, endlich aus dem Haus – der Ekel gegen die Mutter, die gerade in diesen Wochen sich ansaugen will, wächst ins Unerträgliche ..... aber auch die Schwester wird von ihm schärfer beobachtet: Warum trägt sie kein Korsett, die Brüste wackeln so hin und her; wenn sie spricht, ist immer etwas Glitschiges in ihr – äh, er möchte sich manchmal ordentlich schütteln, doch tut ihr Vertrauen so wohl, auch spricht sie schon, doch

so viel älter, über die kleinen Mädchen, mit denen, wie sie noch annimmt, er sich abgibt – ah, das war einmal, mochten auch erst Monate vergangen sein, jetzt treibt er Politik, bebaut Gartenland – spricht sehr anständig, daß er sich gar nicht geniert fühlt – na, und er ist auch froh, daß die Schwester überhaupt da ist, es hebt etwas in den Augen der anderen – also greift er ihren Entschluß glühend auf: dann kommt wiederum das Neue, was wird dann sein ..... Aber die Geschichte kommt bald ins Stocken: der Schwester fiel es ein, krank zu werden. Sie schleppte sich noch ein paar Tage und lag dann fest. Half kein Quacksalbadern, war der Vater nicht ein eingefleischter Naturheilapostel – sie lag bald so fest, daß ihr Bett in ein anderes Zimmer gebracht werden mußte. Der Vater knirscht noch etwas, als der erste Arzt ins Haus kam, bald kamen mehrere, von auswärts sogar ein Professor, rieten herum und wußten nichts Genaues. War auch mehr Leben, es war dem Jungen anfangs durchaus nicht recht. Bekam erst Interesse, als die Mutter ihr spitzes Keifen, das immer nachzitternd im Raum hängenblieb, plötzlich ganz unterließ, kaum noch log, der Vater nicht mehr die Treppen hinaufpolterte und stampfte, sondern sich geradezu hinaufwand, leise sprach mit einem wehmütigen Jammern, bei dem jähzornigen Menschen wirkte es überaus peinlich – und ständig sich am Bett zu schaffen machte, was um so merkwürdiger war, als er früher entweder das Mädel gar nicht beachtet oder voll bissigen Hohn sich hineingemischt hatte, wo in ihrem Leben noch etwas zu verbieten war – während die Mutter scheuer abseits stand und in wachsender Angst die Zähne zusammenbiß. Und als schließlich eines Tages in der Früh die Mutter ihn ins Krankenzimmer rief, ehe er zur Schule ging – da stand die Kranke in einer Schüssel mit Wasser mitten im Zimmer und trat abwechselnd mit den Beinen im Wasser, aber fast gleichgültig, unlustig, und rief ihm verwundert zu: Denk amal, ich kann dich gar nicht sehen, ich bin blind ..... Er lief schneller zur Schule, eine neue Unruhe kam hoch, Gedanken kreuzten sich, wogen sich ab und neigten sich lächelnd in Erwartung: Es wird noch etwas Besonderes diesmal geschehen, vielleicht wird noch was .....

Der Fall war inzwischen in der Stadt schon allgemein bekannt. Die Leute sahen ihn schon mit anderen Augen an, er ging aufrecht – beachtet. Wer ihn nach dem Befinden der Schwester fragte, bekam indessen kaum eine klare Antwort. Er konnte vor Lachen selten ein ruhiges Wort herausbringen, er lachte in fieberhafter Erregung, es nützte nichts, daß er sich heiß verlogen in die Hand biß oder die Finger in den Handteller krallte ..... er lachte so erregt, als ob er es gar nicht fassen kann. Wieherte, krümmte sich, als die Mutter ihm zeigte, wie die Kranke die abgemagerten Finger auf der Bettdecke spielen ließ, hob und senkte die Finger, ließ gleichsam Figuren schreiben – zierlich, weiße Kleider, Sonne im Haar, sie spielt Klavier, flüsterte die Mutter. Und der Vater, der das Klavierspielen mit Stock und Püffen ihr eingeprügelt hatte, nickte – wie ein alter Mann.
Aber noch einmal schien alles aufzuatmen. Die Ärzte hatten neue Hoffnung. Die Erblindung, Nierenaffektion festgestellt, war im Schwinden. Fast blühten die Wangen auf. In der Wohnung wurden eines Tages sämtliche Fenster aufgerissen. Der Vater wurde in den bevorstehenden Antrag des Inspektors eingeweiht und war froh, ja sagen zu können. Man sah jetzt erst, wie eingefallen die Mutter war. Der Junge hielt vor einer drohenden Angst ordentlich den Atem an. – Die Kranke stand sogar eines Nachmittags auf, fand ihn gerade noch im Flur und zog ihn ins Musikzimmer. Dann setzte sie sich an den Flügel und spielte – hob und senkte die Finger – Figuren schreiten lassen, drehen eins ums andere, sich anlächelnd – hielt den Kopf lauschend gesenkt, sah weit hinaus über die Dächer der gegenüberliegenden Häuser, war auch die Front grau, schmutzig, die Straße düster – der Junge stand wie auf glühenden Kohlen. Mag auch sein, daß er sich dabei etwas haßte, wollte sagen: Was soll ich ..... die Töne glitten wie ein warmer Hauch vorüber. Abends sagte der Vater, sie hat's ganz aus dem Kopf sich zurechtgemacht, wir haben ja nicht einmal die Noten dazu .....

Dann ging's mit der Kranken wieder schneller bergab. Die Ärzte begannen schon untereinander zu streiten. Der Pfarrer mußte kommen. Der Gymnasiast wurde öfter ins Zimmer hineingeholt. Er weiß gar nicht, wie gern sie ihn hat, sagten sie, und dabei hat er immer gezankt und gestritten. Der Priester betete, die Mutter rang die Hände, der Vater saß ergeben auf dem Bettrand.

Da wollte die Kranke etwas sagen, sah auf den Jungen, spielte mit den Fingern, sicher etwas Schönes sagen, fast ein wenig lächelnd – aber die Worte kamen nicht, sie würgte, stieß etwas Speichel aus, spritzte. – Da mußte er gewaltsam an sich halten, er kicherte bereits vernehmlich, prustete schon ..... die Kranke stotterte endlich: Sieh –m ... al – d .. er ..... l .. acht ... immerfort. Der Vater gab ihm mit dem Kopf einen Wink. Er war froh, daß er hinaus konnte. Aber in der Nacht riß es in ihm. Wenn sie doch endlich stürbe. Er ballte den Wunsch immermehr zusammen, aber am Morgen atmete sie wieder freier. Lebte noch den ganzen Tag. Die Wangen gerötet, die Augen weit offen – große braune Sterne, das Haar floß in langen hellen Strähnen. Wieder kam eine Nacht. Wenn sie doch ... quälte er sich. Aber sie lebte wieder noch einen Tag. Es wird alle enttäuschen, dachte er. Dann war sie am nächsten Morgen tot, es war, sagte der Vater, als ob in der Nacht ein furchtbarer Sturm anhebt, das Haus bebte, klirrte – ich dachte, es reißt jemand was auf, sucht noch etwas ..... und schüttelte dann den Kopf. Die Mutter warf sich heulend über die Tote. Es war ein irres Heulen, und es tat dem Jungen, der von der Schule sich hatte dispensieren lassen, ungemein wohl .. Er war mittendrin in der Erregung der Erwartungen. Wenngleich das Begräbnis langweilig verlief – er mußte sehr aufpassen, daß er eine ernste Miene behielt, wie sollte er sonst auf die Leute wirken – nur einmal blieb etwas mehr, als ein Trupp Soldaten vorbeimarschierte, der Offizier grüßte mit dem Degen – hoffte er immer noch auf etwas Großes, das in sein Leben treten würde, auch noch, als schon später alles wieder seinen alten Gang ging, zwar kümmerte man sich nicht mehr um ihn. Es war im November. Der erste Schnee fiel. Fast zufällig.

Monate später, gelegentlich eines Besuches jenes Inspektors, als alle mit dummdreisten Mienen seufzend um das Grab standen und sich wichtig taten, und die Mutter die täglichen Ereignisse, auch daß die Butter teurer geworden war, der Toten, auf die sie ihr Leben lang eifersüchtig gewesen war, in das Grab hinabmurmelte – es ließ, wenn auch menschlich ärmlich, doch nicht ohne Liebe für die Fehlschläge des Herzens – – brach über Böhme eine furchtbare Erschütterung herein. Er weinte und schluchzte in Krämpfen derart, daß die Eltern, die wirklich ver-

wundert waren, sich mehr geniert fühlten. Es waren die ersten Tränen und auch nicht das letzte Blut, das er für die Schwester vergoß. Er blieb fortan scheu und schloß sich im innersten Wesen schroff gegen alle Menschen ab.

Ende

Der Sprung aus der Welt
Ein Roman

EINFÜHRUNG

Draußen rollt unabänderlich die verdammte Bahn. Verzweiflung schwillt. Die Flut. Die Verzweiflung. Unzweifelhaft die Flut. Die ungeheure Flut. Die Verzweiflung – Eine Spinne läuft die Kante runter. Merkwürdig schmale, entsetzliche Spinne, Lebewesen wie alle –, die Menschen, ein guter Mensch, eine liebe gute Spinne. Das Hirn pfeift. Eingeklammert. Laßt uns beten, lacht eins. Lachen die Leute: Ruhe! Ihr lieben guten Leute – das Hirn pfeift. Ich liebe dich. Und dich – und dich. Liebe. Die Bahn. Die Spinne. Kreist wieder das Blut – schwellend – Flut – weit hinaussehnend zu mir selbst, fern im Osten. Will fort, schrei doch jemand! –: ich halte es nicht mehr aus. Fast nicht mehr – aus!
Lächelnd blätternd in gaukelnden Erinnerungen: Keinen Lärm machen, denn das Glück straft. O ihr Glücklichen. Der Schimmer ist schwer zu tragen, das Glück in mir. Reißt, bohrt, schlägt alles nieder, zerpreßt! Und keinen Lärm. Die Bahn rollt. Draußen schweben Bäume, Blüten, gleitende Sehnsucht in starrer Schwere der Akazien. Gibt sich wer den wehen Ruck –? Die Ellbogen gegen das Licht. Licht an die Wand drücken zerquetschen. (Nicht doch zerquetschen.) Mehr Mord! Lärm!! Matten raus, Stuhl, Zigarrenkiste, Spiegel, spiegelnd den Triumph der Fratze tränenüberkollert – ah – lebend liebt auch der Mensch ... Mensch? Lebewesen? Spinne? Das Glück ist da. Sachgemäß. Steigt auf den Stuhl. Meine verehrten, das Glück, und schneidend, und eisig. Immer den Kopf hinhalten, das Gerüste hinstellen, Knochen. Tod, mehr Liebe. Je länger, je lieber, Schall und den nicht mehr wegzuleugnenden Haarhut. Weinend! Auf dieser verfluchten Erde. Bald aber geht's wirklich – bald aber wirklich, bald nicht – wirklich nicht mehr, bald!
So – wenn schon einer am Boden, he!!, wenn schon einer am Boden liegt, vielleicht von der Trambahn angefahren und dann noch unter die Räder, sage ich – Der Zuschauer hat direkt einen neuen Inhalt, der Zuschauer ist davon erfüllt, der Leser, der Autor, alle Autoren, gerade die anderen Autoren ...
unter die Räder!
Solange die Bahn rollt! In jener winzigen Entspannung, die das

Grauen allein ist, die Angst flattert, und von ganz weit her in sich gefestigte Gebete murmeln, die doch eine Mauer zwischen uns Menschen trennt. Widerlich gefestigt – aber eine ganz kurze Entspannung und widerlich. Stehen? Feststehn!? Die Flut steigt. Lieber keine Entspannung mehr. Steigerungen. Boden liegen, gewürgt werden. Daß für jeden das Glück sichtbar wird. Vom Chaos des Glückes zerstampft. Zerfetzt taumelnd in Allmächtigkeit – Im Blut die Fanfaren meines jüngsten Gerichts. (Bahn kreist, Blut rollt, Hirn kantert eine Spinne.)

Es ist peinlich sich zu erinnern, daß die Menschen verlernt haben, sich gegenseitig aufzufressen.

Etwas marschiert – Parade, Flaggen. Es ist ein verfluchter Zustand, wenn einer festsitzt, eingefroren ist; die ganze Welt in die Tasche stecken und losgehen – dabei quält alles ringsherum. Mauern stehn auf, er möchte aus sich heraus, den Beinen nachlaufen, dem Kopf – unerhörte Sehnsucht – immer verkrampft, pfui Teufel. Verkrampft, bis er sich kleinlich fühlt und bedreckt von dem eigenen Schweiß, der ihn lächerlich macht ... paukt er sich ein. Also möcht er schreien, von unten auf. Zerschreien das bißchen Welt. Nur über sich selbst bleibt er traurig, er mag sich nicht anfassen. Einer soll geschont werden. Es wirkt so versöhnend, wenn er selbst sich in Ruhe läßt. Schon die Hoffnung auf später macht da viel. Aber man soll nicht glauben, daß er niemals sich anschickt, selbst zu zerplatzen. Schließlich hält das auf die Dauer kein Schwein aus, sich immer allein zu fühlen. Und nicht mal allein zu sein. Schrei doch, Walter Relling – eine weitverbreitete Romanfigur.
Fortgesetzt wird was verlangt.
Der Schwindler! Es gibt eine Anzahl Menschen, die ihn vielleicht leiden mögen, es gibt auch welche, die ihn geradezu lieben. Sie kommen und setzen ihr Leben auf seine Karte, dann rückt er unruhig hin und her. Auch der kleinste Schimmer von Freude ist sofort ausgelöscht, dringt nie durch – so ängstlich muß er auf sich achten, bei all dem Schwindel. Dabei kommen immer mehr Menschen. Die Last steigert sich fortwährend, wie man im Gang dieser Erzählung sehen wird. Es ist nicht leicht ruhig zuzusehn.
Für ihn schreien andere Menschen, die Romanfigur kraut sich den Kopf, sie sinkt zusammen, sie möchte lieber von der Welt verschwinden, holt aus, ebenfalls zu schreien – der Atem – dann aufzustehn mit den anderen allen auf der Schulter, da zu balanzieren ... Relling, geliebter Matador, Hanswurst, Figurant meiner Träume ... im Ausschreiten, Nacken steif, die Fäuste vornweg, Maul auf, Kichern im Knie ... Relling – die Frau ruft!

Relling windet sich in einem Widerspruch: ganz wahr zu sein, trompetenhell, gleitend in der Sicherheit, daß eine eigens dafür aufgebaute Menge staunend ringsum starren wird, aufgesogen – sich zu verbergen, grinsen hinter Wissen zu vielen andern, wühlen, weh ... wagt Trug, Zwang, Vampyr, daß es eigen selbst schmerzt, Traum Selbstmord – scheint's. Eben daß so mancher schreit. Falten sind da, ernstes Gesicht, nur nicht anrühren, Knie kichert. Beruf Nebensache, viele mögen glauben, er ist Bankbeamter. Hübscher Junge. Wieder denken die Leute, er rasiert – die Augen sind weich, kleine Hände, lustig – mit Blick und Gesten Wälder, Berge, dicke Eichen. Es tut so wohl, die Leute – die Armeen – Unerlöste, Sehnsucht steigt auf. Der eine träumt, ein anderer weint, noch einer schreitet zu Taten, alles beschwingt ... Trommelwirbel, weiter! Sehr gut angezogen.
Relling geht seinen Weg – bepackt, blind, diamanten, besoffen, voller Gebete, verzweifelt glücklich.
Begebenheiten aus der Jugendzeit – weit, nicht so weit – später. Daß jeder seinen eigenen Tod in sich hineinschlägt. Erste Schlinge.
Die Frau, dahineingewoben, spielt unglücklich. Das Leben zwingt man nicht, nicht mal das fremde. Ein Kind greift nach allem, das Kind und das Glück. Glück schlägt Kind. Glück sind Wiesen im Hochsommer, die weißen endlosen Chausseen in der Ebene, die ein einzelner durchwandert, Hummeln, Fische, Prozessionsgesang, Fahnen im Winde ... an der Haustür stehen und aufgescheucht werden, zwei Pfennig stehlen, Fuß brechen – ist Kind. Aber die Frau ist Glück. Die Frau ist unendlich weit, Fluß Berg Wolken, Glanz, Lärm und Sturz, Ende. Jede Frau weiß das. Aber die Frau hat einmal den Fuß gebrochen, der Mutter Geld aus der Tasche geholt, aus einer Ecke ist sie vorgezerrt worden, vielleicht gar gestanden und zugesehn – zugesehn anderen, die da laufen, sich an den Händen fassen, immer im Kreis rum, zugesehn und s c h l e c h t angezogen, geflicktes Zeug, Sommersprossen, die Augen kollern – und doch immer Frau sein müssen, Kind eingebrannt. Immer wachsen, Weltraum, reifen, erfüllen. Blondes Haar, dem Streicheln des Täppischen hingegeben, wunschbefressen, Glück gegen Kind, Sein gegen Blut sein, Gitter Schmerz und Unterdrückung im Blut, Mutter im Blut. Daß es rauscht, verborgen hinter der oder jener Lehmwand, im Gedränge der Straße – weiß, bunt ge-

würfelt, gehäuft schwarz. Tumulte, Häuser sollen bersten, Meer zerreißen, Sterne runterfallen. Brust zerfleischen, die Fresse weit auf, spitze Nägel, stechend bohrend, die Stirn – hohe, kühle, kristallene Stirn, Triumph – die Stirn in die Ecke gegen die Mauer, lauschen ... zittern ... wieder über die Welt ...
Hollah – die Frau! Blonde Frau, hohe, allgegenwärtige. Glanz Lärm und Sturz, Ende, Jubel, Glauben Demut Gnade, Leben! Hollah! Hollah! Hollah!
Nacht sinkt wieder über jeden. Sich wärmen, dann wegstoßen, Fußtritte noch hinterdrein, Ekel, aufgepeitscht zueinander, lachend, Glauben – Misere. Schlucken, Gott lebt. Nacht ist entwürdigend, mehr Nacht. Augen einschlagen, Gott steigt auf, zweie, ein Gott, drei, Gott, du!! Nichts.
Gott setzt sich zurecht.

Die blonde Frau liegt im Krankensaal der Polizeistation. Verdacht bestätigt sich nach Wochen nicht. Sie wehrte sich gegen den Doktor, der aus Beruf, Gewohnheit, Pflicht, Ekel untersucht, feststellt – er untersucht ja auch noch die andern elf Insassinnen, täglich. Ekel aus der Distanz, unbehindert sich weiter zu schieben – gegen die Mauer, verschlossene Türen, Gucklöcher, stumpf gepreßte Wärterinnen und Wesen, die gegeneinander und gegen Sonne, Ebenen und das Leben da draußen gehindert sind. Sie verschenkt an die anderen Kleinigkeiten Wäsche Geld. Alle sehen scheel auf sie. Der Doktor scheint seine Ehre drein zu setzen, ihren Gegensinn zu brechen. Sie läßt sich von den anderen in der Dämmerstunde vorsingen – gedämpft, klagend, widersprechend spitz von Bergen Jägerburschen Heimat, alles bohrt, zwängt ein. Sie wühlt sich in die Kissen, sie wird sich das Gesicht zerkratzen, die Augen quellen an. Die Haut wird glitschig, alles überdreckt. Haß schwitzt gegen die Wände und läßt die Menschen aufseufzen. Das Licht brennt die ganze Nacht. Träume wälzen sich rasselnd einem unsagbar fernen Schimmer zu.
Sie hetzt die Personen draußen in den Korridoren, den Polizeirat, Schreiber – hin und her zwischen Zelle und Krankensaal, der Kopf ist schmal, die Gitter ganz eng. Da sieht sie den Relling irgendwo über tausend Meilen weit, in einer engen Zelle eingesperrt – den Relling auf der Pritsche sitzen, vor sich hin brütend,

besudelt, eingesperrt. Fiebernd zwängt sie sich durch und schreit. Grinsend, wie der aufhorcht, auffährt, an die Wand schlägt, das Gesicht verzerrt.
Fiebernd schreit, schriller – Welt kracht aus den Fugen, stürzt – ungehemmt reißt das Blut herauf, schwillt, kichert wirr und lacht. Schmetterndes Lachen, gluckend, triumphierend, schmerzgebunden holpert Lachen spitz und unaufhörlich. Die Nacht lastet schwer und keucht.
Aber Walterchen sieht nur zwei Wände, ein kleines viel zu hohes Fenster, die schwere Tür. Dagegen kann man den ganzen Tag vergeblich sich stemmen. Relling schwankt drei Schritt zum Fenster, drei Schritt zur Tür, überrumpelt von all dem, boshaft und hingegeben, schamrot und sich duckend, daß alles auf ihn stürzen wird. Die Brust kann man sich nicht aufreißen, Schwäche und Treubruch im Blut zu ertränken.
Möchte mitlachen, lauscht immer feiger, sehnt sich, langsam versickert in weitumspannende Trauer. Walter gähnt.
Dann klammert er sich draußen ans Leben, surrt mit der Tram, umfaßt eine Baumkrone, schräg gegen dunkelndes Blau. Blätter schweben im Schaukeln seines Gesichts, gegen die kahle weiße Wand gepreßt.
Dann gelobt er sich eine Pflicht, ein heiliges Feststehen zu dieser Frau, die in ihm bebt, ein Romanheft ist noch aufgeschlagen, Trennung, Widerstrebendes, Krisen, Sichfinden. Noch spannen Tränen die Schläfen. Das Blut, sich so zu verlieren, untertauchen – lockt. Beruf Sicherung Leiten. Lächeln gegen Geschick. Weiß, bald wird das sein. Immer wieder drei Schritt gegen die Tür – zum Fenster. Freier. Drei Schritt. Jubelnd. Müde – aber Hymne, Gebet.
Sie wird sich einordnen.
Bis der Traum sich eindrängt. Wieder aufreißt. Droht und würgt. Es wird eindringlich, daß eine Lüge platzt. Relling will toben, zerren, die Frau in die Ecke drücken, geifern.
Hohnvolle Ablehnung. Haß: Was willst du denn von mir – Die Augen bleiben starr, rote Flecken im Gesicht. Diese Verachtung drückt.
Bis er nicht mehr fühlt, spricht die Frau? Du – ich habe doch nichts getan. Dennoch Verachtung. Er atmet schwer. Die Decke reißt sich auf, die Wände rücken näher, harte Pritsche.
Wenn ich es für dich tue, hofft er. Schwindel. Klammert sich

heftiger. Glüht. Nur diesmal glaub – Weinend. Der Traum entfaltet einen schweren roten Mantel.

Die blonde Frau kümmerte sich nicht darum.
Sie gliedert eine Kette von Menschen, durch die sie hindurchgegangen ist. Keiner hat sich hingestellt, sie zu erhöhen. Freizumachen, hätte der andere gesagt – tragen, glücklich ... höhnt sie. Dennoch reißt ihr Erinnerung an jeden Einzelnen gleichen Schmerz von neuem auf – irgendwie hat sie jeden bitten wollen, streicheln, sehnend hoffend glückgeschwellt, und hat alle weggeschleudert. Lebensader treffen wollen, hohnlachend, schrill. Und hat wiederum von neuem aufgeblickt, gesucht, gefleht und eingesponnen. Sich fluchend, zitternd scheuen Blickes. Um Walter hat sie gerungen, gegen sich. Es ist so weit, daß sie diese Stunden von ihm zurückfordern wird. Mag er sich jetzt beweisen. Dunkel türmt sich vor ihr auf, daß er von ihr abgleitet. Sie schwankt. Sie hat das Kind, den Jungen. Sie kann sich nicht stützen. Muß dem andern nach. Und fühlt ganz scharf, es zerrt sie in strahlende Helle, daß sie nicht neben ihm weiter sein will. Sie soll ihn schützen, ihr Wesen, gegen sich selbst bohrend gestellt, soll ihn wärmend umgeben, soll ihn tragen, ihn ihn – schreit es, Ihn – mich – das Kind!

Sie stiert in die Ecke. Grinst gegen die Wand. Die Fratze gegen den Mörtel. Blut quält, die Faust, Fresse, fiebernde Stirn. Blondes verzweifeltes Weib. Sie haßt den Relling. Sie haßt das Kind. Die Mauern sollen einstürzen. Sie will ihre Scham zerreißen. Und heult ... durch die Korridore, das graue Haus, umbrandet vom Lärm einer gleichgebliebenen kaltfremden Geschäftigkeit, schwankt. Und stürzt auf sie. Die Wärterinnen um sie herum. Der Doktor. In einer anderen Zelle wieder neue Insassinnen. Man verreckt nicht so leicht, stöhnt sie, und: es ist wieder nichts geschehen.
Auch Walter schreit in solchen Stunden.
Das kleine Kind ist anderwärts längst entglitten.
Reichen sich die beiden die Hände? Nicht für Stunden. Sie tasten nacheinander, schrecken zurück, tasten und würden bitter lächeln. Jeder für sich und nicht zueinander.
Tage wechseln. Sonne geht auf. Freude quillt, Leben – da lassen

sie sich überrascht los. Kurz darauf sind sie frei, erst die Frau, später Relling.

Es wird sein, daß die Frau vorher und allgegenwärtig wissen wird. Den Alltag. Es ist nur eine Frage der Mühe. Dann hört das „Männchen" auf. Der Mann erstickt – vor Scham.

Es handelt sich weiterhin um die bereits herausgestellten Personen.
Sie wissen nicht, wohin sie – zueinander – gehören. Sie klammern sich fest aneinander und locken sich jeder einen eigenen Weg zu gehen.
Die blonde Frau sagt: Niemals werde ich auch nur einen Schritt von dir gehen – tiefatmend – sie wächst geradezu aus sich heraus, liebt sich, staunt und umfängt ihn. Nimmt für sich selbst Jahre qualvoller Unruhe aufgelöst zu plötzlichem Glück. Wird leben, fühlt sie.
Der Mann denkt: Jetzt wird es darauf ankommen, kann ich ganz für sie einstehen. Alles umsonst. Die Frau in mir leben lassen, unerhört stark gewalttätig gebärend erstehen lassen.
Sie liebten sich.
Die Frau dachte an ein Kind, aber sie wollte das Kind nicht.
Relling streichelte sie manchmal: dieses Kind wird dich ganz befreien. Fühlte, sie wird sich etwas entfernen – glückverheißend einen weiteren Kreis um ihn, er selbst in ihr sicher getragen.
Die Frau wollte nicht, will ihn. Jahre vorher mit hineinnehmen, neue vorbereiten. Kind Schwester Mutter sein und die Geliebten, mochte sie auch welche ängstlicher sich gefordert haben, zu ihm hingleiten lassen – würden sie auch in ihm aufgehn!
Die dünkte sich erlöst: sie hatte nicht mehr die geringste Angst. Darüber lebte der kleine Walter, der vierjährige Walter aus konfliktschwererer Zeit, da sie ihn drei Jahre schon von sich fern gehalten, ihr näher. Der große und der kleine Walter waren zueinander ihr keine Spitze mehr, keine Gegensätze. Sie wußte

jetzt, wie sehr Relling in ihr aufstehen würde, genug – sich selbst den Kleinen wieder zu schenken. Es war nicht mehr nötig, immer wieder von neuem dessen Verbindung mit Relling zu zerstören. Sie ertrug es.
Nur Relling dachte an all das weniger.
Selbst mit der Faust das weitere Leben zurechtschlagen.
Natürlich möglicherweise zusammenleben, viele Menschen eine Gesellschaft – in beiden sich selbst unlösbar verankert. Anpacken losgehen, dafür rührte sich Relling mit etwelchen Fähigkeiten.
Die Frau muß durch das eigene Leben hindurch.
Relling sieht nur, ringsum niedergehalten, zertrümmernd.
Sie werden sich bald wieder schlagen. Sie haben sich die ganzen Jahre vorher geschlagen.
Das Menschengewimmel fällt ab. Die Mienen, Handbewegungen, Erinnerungen, Verlegenheiten, Duseleien, Krämpfe, Glauben, die Religion. Die Freundschaft, Liebe, das Zweisein. Nur noch Mann und Frau und Rückhalt – die Frauen.
Manchmal reichen sie sich glücklich wieder die Hand. Zitternd zueinander, wie sie das Beben ihres Blutes wissen. Nicht mehr das Blut ihres Geschlechts. Es ersteht, solange sie sträflich zittern, für sie kein Freund, keine Gemeinschaft.
Sie zittern, weil sie noch im Wege sind, Geschöpfe einer Rasse, der die Romanschreiber sich seit Jahrhunderten annehmen. Menschen liebenswerte schwankende gläubige – zum Teufel damit.
Relling vermag es nicht, sich selbst den Partner erstehen zu lassen, den er zu tragen fähig ist. Den Partner in Freunde umzuwandeln. Er ist allein. Der Fehler eines Köhlerglaubens wächst.
Relling bricht nicht zusammen, lehnt sich eher auf zu Forderungen. Immer bohrt es, tut weh.
Die Frau möchte schreien. Relling grinst, schließlich verächtlich. Sie belauern sich.
Relling kennt die Frau im Innersten – möchte aber doch lieber ein Vaterunser beten.
Die Frau weigert sich, diesen Mann zu kennen. Flieht eher andere Frauen, speit Ekel: der Mann. Gegen Nebel, Akazienduft, Rausch, Weltuntergang, das Pferd und die Kreise und Striche, die sie auf einem Blatt Konzeptpapier zieht. Wozu sich weiter die Faust ins Maul stecken – es tut trotzdem weh. Hilfe! Lachen.

Diesmal ist alles anders.
So entgleitet der andere.
So gehn die Dinge ihren verfluchten Gang zuende.
Die wollen sich nicht – helfen, kräht wer.
Verkrampft. Ringend – Trompetenstoß.

Um die Geschichte in Fluß zu bringen: Damit zwei Menschen miteinander leben können, gehört vor allem die Fähigkeit, daß der eine den andern zu erleben imstande ist. So langweilig und schwer es auch sein mag zuzusehen, wie sich einer entwickelt, fortentwickelt – immer zuzusehen mitschwingend, glühend oder starr in bohrender Schwäche mittragen zu helfen, sich selbst weiterzuschieben, es ist nur eine in der Tat nebensächliche Vorbedingung, daß auch jeder sich selbst zu fühlen, zu ertragen den Mut aufbringt. Den Dreck, den die Existenz des Menschen in die Welt schmeißt, als Atmosphäre zu nehmen. Man wird leicht verstehen, daß diese den vorerwähnten Personen besonders schwer fiel.
Darum gab die Frau nach wiederholten Anläufen schließlich sich selbst nach. Sie umhüllte eine andere Frau, die noch ihrem Wesen so entfernt und zudem abwesend war, mit ihrer Liebe. In aufloderndem Ungestüm, maßlos, voll unerhört sicherer Keuschheit – so stark prägte plötzlich die Welt ihren Glauben. Sie wollte die tausendfältig wirren und gegensätzlichen Geschehnisse ihrer Vergangenheit in die möglichst kleine Spanne neuen Lebens pressen, durchglühen lassen in fiebernd gesteigerter Wucht. Eine Prozession hätte veranstaltet werden müssen, Erhörung zu flehen. Tausend Kerzen den Weg erbitten. Der Kirchengott hätte müssen von seinem Stuhl steigen und tatkräftig mithelfen. Sie gebar sich ein neues Kind, pflanzte den Mann über einen Regenbogen zu jener Frau und schrie ihre Liebe zur Frau in die Kissen in einem Atemzug, der alle frühere Schwäche davontrug. Erlösung. Da hätte das Blut in tausend Menschen sich bäumen müssen, entwürdigende Ketten sprengen. Sturm, Erdbeben, Licht zerplatzt.
Aber es geschah gar nichts. Die Leute sahen sich weiter wie vorher an. Rechneten, überzählten einander, taten sich weh, lachten und waren traurig. Und sprachen, ihr Wissen überstürzend, sich frei. Sozusagen von vornherein. Die besagte Frau war

sogar beleidigt. Sie war früher einmal verglichen worden von irgendwem mit einer Liane, dann mit einer niederhängenden großen weißen Kelchblume auf schmalem Stengel, dann mit einem buntbemalten Degen, mit Schmetterling, spanischer Kirche, Strichwolken, seidenem Tuch und lichten Gedanken, leuchtend durch das Dunkel unserer Seelen ... diese Frau. Eisig. Schmal.
Dumpfe Monate der Schwangerschaft glitten hinab.
Bevor ... noch ohne Relling sich bewußt war – die Augen nach innen gedreht, Ohren verstopft – Ahnungen ihrer Ablehnung schwebten um die blonde Mutter, betrogen ausgeraubt beiseitegeworfen – sie stieß ihren Glauben trotzdem vorwärts, zäh und verbissen, es ging um ihr Leben und das eines so früh verstoßenen Kindes – brach über den Mann der krampfhaft bereitgehaltene Stoß entfesselt herein.
Die Glut ihres Körpers spie gegen ihn, Blutbeben traf ihn wie eine Felslawine, zerrte ihn aus einer Ecke heraus, stellte ihn auf die Straße, dort auch, wohin er sich flüchten wollte – vielleicht um Zeit zu gewinnen – trieb ihn vor sich her. Haß und Ekel und Hohn. Dann wimmerte sie um ihn. Er mußte um sie wissen. Er sollte sich zu ihr beugen, fühlte sie und glaubte sich nicht, daß sie über ihn emporgewachsen war, so daß sie ihn hätte aufnehmen können. Sie glaubte sich nicht in diesen Sekunden, die ihre glückhafte Entscheidung mit ihm waren, gewesen wären, sein würden ...
So beugte er sich zu einer anderen Frau.
Zwischen diesen Qualen zueinander steifte er sich mit neuen Forderungen, lächelte sich ein Gleichgewicht hinüber. Hand in der Tasche zur Faust geballt – gerade!
Es hätte sollen alles zusammenbrechen, etwas sterben und etwa eine alte Kindererinnerung aufweinen. Dafür natürlich war die Zeit vorgeschritten.
Die Monate jagten weiter. Brüllten zuletzt: Nein!! Krallen sich ein. (Früher wars anders). Das ganz kleine Mädchen schnurrt.
Während des Aufstiegs stehenbleibend – die Frauen – Glück – – Gleichgewicht?
Relling, in Angst und Scham, stammelt immer neue Forderungen. Alles verwirrt sich, ihn hat keiner mitgenommen. Trotzdem als Held aufgeblasen, möchte er vor sich hinlächeln. Sekunden, in denen das Wissen um ein neues befreites Glück die Wände

seines Käfigs bersten macht – Atemlos, daß er selbst nichts dazu getan hat. Er beginnt sich zu sammeln. Möchte betteln, daß alles mit ihm noch einmal gut wird.
Die Ablehnung jener ersten Frau kristalliert sich.
Schwer kämpfen die drei um Gleichgewicht.
Nur das Kind schnurrt. Sehnsucht nach den vielen Kindern, die in die Welt eingehen können.
Hin und her.

Der Autor vertritt keineswegs nur den Standpunkt, einer möglichen Entwicklung Vordeuter und Nachschreiber zu sein. Bloß keine Mätzchen. Mehr oder weniger ist die jeweilige Beziehungsphase zwischen seinen Personen für ihn selbst überraschend.
Es ist noch nicht notwendig, alle die behandelten Personen in ihrem äußeren Rahmen auftreten zu lassen, sie sind noch nicht genügend unterhöhlt. Dafür wird in dem nachfolgenden Segment eines flüchtigen Gesprächs die bisher befolgte Taktik der Darstellung wirksam verstärkt werden.
„Warte noch, einen Augenblick" – als er gerade gehen will, morgens irgendeiner Beschäftigung nach. Sie sieht dabei starr und prüfend zum Fenster hinaus. Es nähert sich eine Krise. Manchmal handelt es sich um einen Traum, der noch in ihren Gliedern frißt: er soll ihn mitnehmen. Manchmal fühlt sie, wie sie Stunde für Stunde in der Nacht sich mit sich selbst gequält hat und das Mißtrauen peinigt, daß er nichts merkt, daß er vielleicht ruhig geschlafen hat. Der Körper mißhandelt, früh ist die quälende Unruhe geblieben, Haß auf der Zunge und ein Greifen nach Worten, um einen Halt zu finden: Soll er es denn soweit kommen lassen, bohrt es – trotzdem berechnend und unsicher im Gleichgewicht gehalten. Manchmal beides verbunden und aufgelöst oder auch aus freigewordener Güte und Sehnsucht. Müht sich, eine nachklingende Verbindung herzustellen. Blicke, Worte, Händedruck – dabei sich selbst und den andern belauernd – aber darüber hinaus, alles Niedergedrückte, Zerrissene, schamhaft Verzerrte quillt auf, strömt. Eine Umarmung, die Hemmnisse niederreißt, blind fordernd, gläubig und bindend. In ein Wort zu pressen.

„Warte noch, einen Augenblick ..."
„Was denn ..." – hart – „was ist denn wieder, was soll ich denn, ich muß fort, laß mich ..." Die Augen zu Boden geschlagen, gerunzelte Stirn, hastig.
Er wird hin- und hergeschleudert. Erlebt alle Möglichkeiten und wehrt sich. Mich soll man streicheln, murrt er – ich muß alles aushalten. Die ganze Nacht hats mir an der Kehle gewürgt. Ich könnte blind sein vor Wut. Ich komme nicht mehr aus mir heraus. Die Fesseln, Würgereien, das Glitschige schon früh am Morgen – er mißt sie mit einem wütenden Blick. Antwortet höhnisches Grinsen, voll Überlegenheit – die Angst verdeckend, die jäh aufsteigende Erkenntnis ohne Fähigkeit zu sein, sich zu verständigen.
Dieses bleibt für Minuten für beide bestehen. Sie machen sich gegenseitig eine spitze Bemerkung. Er könnte versuchen, ausweichend eine Frage nach einer Tagesbegebenheit zu stellen, sie würde lächeln – gütig, höhnisch für ihn. Es kann aber auch sein, daß er herausfordernd zur Tür geht, sie hält ihn am Arm fest, er reißt sich los, sie findet schnell noch einen Stachel, der ihn verletzt, er zieht eine Grimasse – möglicherweise verächtlich, voll entsetzlichen Leides aus der Erkenntnis seiner Schwäche. Es kann in solchen Sekunden sein, daß sie aufeinander zustürzen, getrieben. Zerren, zuschlagen. Die Schädel gegen die Wand drücken, in eine Ecke hinein oder auf den Fußboden – damit alles still wird, das Klopfen, Brennen, Toben im Blut. Seine Schwäche schwillt ins Ungeheure vor ihm auf. Er hat vorher gesagt: „Ich werde ja sehen, wohin du's treibst." Oder: „Mach was du willst." Oder: „Das geht alles auf dein Konto." Er hat längst den Weg frei. Vielleicht ist gar nichts geschehen ...
Dann senkt sich eine Erinnerung in ihm tiefer, Hoffnung quält. Er hätte auch anders sein müssen. Er geht inzwischen den Gartenweg entlang. Den Anfang vorausgesetzt, hat er vielleicht gar keine Antwort gegeben. Er geht buchstäblich durch Dornenhecken. Er dreht sich um und sieht sie in der Haustür stehen – natürlich. Es ist so, denkt er und weiß, auch wenn kein Wort gesprochen worden wäre. Nicht zu ihren Lasten, fühlt er.
Er geht, versteht sich, zurück.
Sie streichelt ihn – wirklich.
Lächelt höhnisch –
(Im Blut zittern die tausend Fragen höhnisch gequält, ver-

zweifelt). Er nimmt dann wirklich jede einzelne Schwingung mit. Sie ist nicht befreit, von neuem belastet. Sie sehnen sich zueinander. Die andere Frau ist mit jäher Liebe umgeben, eingeflochten in die Sehnsucht der andern. Aber diese erwarten, daß sie dafür endlich sie beide zusammenbringt.
Wehe, wenn es der einfiele, sich zu wehren!
So glitt jedes Gespräch über den Tag.

Man versetze sich in den Gedankengang eines Menschen wie dieser Relling, um den richtigen Abstand zu etwelchen Geschehnissen zu gewinnen. Es wird schon bemerkt worden sein, daß geflissentlich jedwede Festlegung eines Geschehnisses, als Handlung, aus der man irgendwie eine Entwicklung entnehmen könnte, vermieden wird. (Der Autor selbst würde abgesehen von seiner selbstverständlich neutralen Haltung ruhig zugestehen, daß darin Tendenz liegt.)
Vorausgesetzt also, daß lediglich mit der Wahrscheinlichkeit einer gedanklichen Einstellung der gerade im Vordergrund stehenden Person gerechnet wird, könnte es sein, Walter Relling balanziert angstgebläht auf einem Seil. Man sieht auf ihn, die andern erwarten von ihm eine Richtung, er soll aufrecht stehn – wenn er sich eher verkriechen möchte. Die Annahme ist nicht ausgeschlossen, daß er sich selbst ständig Mut zuspricht: der ganze Schwindel bricht zusammen. Liebe und Welteroberung. Er ist gefesselt an den Glauben, der blonden Frau Stütze zu sein. Immer hat er sich zugeschworen, alles in sich zu tragen – die Religion. Die Spannungen wechseln.
Es mag ein überaus wohltuendes Gefühl gewesen sein, unberührt den Mittelpunkt fremden Leids darzustellen. Bruder Kamerad Beichtiger Prügelknabe Vater Sturm Liebhaber Protz und Märtyrer.
Er kann dieser Frau nicht mehr die Stirne bieten, er treibt sich zwar an, vor ihr emporzuwachsen. Sie will es, fühlt er schmerzlich dumpf, verlegen und erbost. Sie hat scheint's einen so großen Teil ihres Lebensglückes darauf gesetzt – es wirkt plötzlich erbitternd. Kein Gedanke, daß sich in dem Augenblick erst für ihn etwas erweist. Die Bemerkung ist gleich weit von Anklage und Verteidigung entfernt. Er will dann nur krank

und Kind sein. Etwas tun, wofür man ihn streichelt, einhüllt, wegträgt. Du – kicherndes langatmiges versinkendes Wort, das später ganz spitz wird.
So überschlägt er sich. Walter Relling – ein lächerlicher Name, wenn es darauf ankommt.
In manchen Darstellungen des Lebens findet sich ein scharfer Schnitt zwischen Jünglings- und Mannesalter, meistens da, wo die Zusammenfassung verschiedenster Bedingungen, das Hereinholen früher leicht beiseite zu schiebender Existenzumstände gegen das Weiter im Tempo, gegen Freude, Leid und Rhythmus ausgespielt wird. Gut gegen Böse, Held gegen Schuft – in Abstufungen, ha gegen hu. Handelt es sich um zwei Wesen, so muß eines über die Klinge springen. Gesetzmäßigkeit, Tragik und Revolution bis zur Tragik in die Gesetzmäßigkeit, scharf getrennt samt psychologischem Abgesang. So ein Abriß mag in Relling eingetreten sein.
Er möchte sich durchbohren, daß von all dem Großen, daß diese Frau für ihn ist, nichts geblieben war, nur sich fühlt er so entsetzlich unsicher. Er hat nirgends Halt. Ich bin verraten, stellt er lächelnd und dabei steif und stockend fest : das Lächeln bleibt über seinem Gesicht starr hängen. Seine Lehrer hat dieses Lächeln schon maßlos geärgert, erinnert er sich: Prügel bekommen und kann doch nichts dafür, möchte er sich bestätigt hören. Eine unheilvolle Verzerrung des Gesichts, Gefühls – er ist so allein. Immer allein. Gerade ist er dabei, die Frauen von sich zu stoßen.
Vampyre!!!
Er hat niemals die Kraft gehabt, einen Menschen um sich zu wissen, der zu ihm lebt. (Wer kennt die Größe der Verantwortung, die daraus erwächst.) Er weiß, daß er alle Menschen, die gerade für ihn gesagt – liebten, hat sterben sehn wollen, jäh – mit quälend heißer Forderung. Gaukelnd mit Schmerz, Tränen waren bereit. Öde eines fürderen dumpfen Daseins. Er träumt ständig, daß er erblindet.
Und mästet sich an dem Zutraun der andern.
Es sind in der Tat welche gestorben. Welche, die er glaubte von sich zu stoßen, haben ihn ausgemerzt, rausgeworfen, als er sich schärfer bewußt werdend sich wandelte und bettelte. Er beugte sich stets gegen den Fußtritt – süße Demut. Zuckt auch der Gedanke auf, daß der andere verblutet, arm wird, erfriert.

Hilf mir, betet er Tag für Tag.
Die Sonne ist so weit.

Während die drei noch sich um Gleichgewicht mühen – –
Die blonde Frau reißt sich an schwankenden Erinnerungen zu Relling, es quält sie unsagbar. Blut staut sich, sie wird immer enger verstrickt. Durch giftigen Nebel, der ihren Widerspruch aufs äußerste peitscht, sieht sie ihn sich achtlos von ihr abwenden. Es mag sein, daß sie in den vorangegangenen Jahren ihn bewußt gelegentlich gequält hat, erinnert sie sich. Sie weiß fast jede einzelne Gelegenheit in dieser Zeit, sie entrollt sich ihr völlig klar, aber ohne Peinlichkeit oder gar Reue – es geschah immer, wenn sie selbst litt. Es steht für sie unverrückbar fest, er wußte nicht, wie sehr sie leiden muß. So, daß der Mund sich nicht mehr auftun kann zu schreien, die Hand sich wo einzukrallen, der Fuß jemanden wegzustoßen. Die Augen quellen raus, die Glieder krümmen sich – dann mag sie ihm sozusagen weh getan haben, ihn gedemütigt, könnte es sein. Darüber standen für sie alle die unzähligen Stunden dieses Jahres, in denen sie ihn trug. Manchmal eine Jagd hinter ihm her. Es war, daß sie für seine Gedanken, seine Schritte, seine Gefahren, in die er eigensinnig hineinlief, von ihm sich wenngleich selbst beseligt, erwartet fühlte: sie beschützt ihn, sie geht mit ihm mit. Sie erinnert sich, daß sie beide über Zerwürfnisse dann gelacht haben: sie wußten es besser.
Es ist durchaus nicht gesagt, daß es sich bei alldem um schwerwiegende Dinge handeln muß, meistens um Blicke, Nervositäten, ein ungeduldiges Wort, eine Bosheit Fremden gegenüber und das Gefühl, daß man wie gehetzt weglaufen will oder es schlechterdings nicht erträgt, allein zu sein.
Sie sah den Relling jetzt häufiger vor Augen, wie er früher fragend zu ihr aufsah. Er kannte sie damals nicht – stockend und dumpf, voller Abgründe war alles, was er von sich erzählte und was sie selbst aus seinen Bewegungen entnahm. Sie selbst konnte ihn zu sich herziehen, in Besitz nehmen – und doch lauerte das voll Gefahren, er war gewalttätig und eigensinnig. Sie fühlte manchmal, mag er auch weich sein, er muß entsetzlich hassen können. Sie weiß jetzt: damals hat sie sich belogen.

Bei diesem Gedankengang geht sie eifrig im Zimmer auf und ab. Sie beginnt zu laufen, fährt die Wand mit den Händen runter – es ist heiß, das Blut schlägt, Luft! – Der Relling bleibt weich. Sie fühlt, sie hat die ganze Zeit gearbeitet, das Harte an ihm herauszukehren, zu dem sie dann flüchten kann – ist der gemeinsame Weg frei. Sie muß so vieles sich frei machen. Eingeprägt sind ihr Jugendfreunde, Liebhaber, zu denen sie gelaufen ist, Liebhaber, die sie sich geholt hat, glitschige, tränenfeuchte, vermittelnde. Es hieß, sie wollen ihr Ruhe geben, Glück. Heute weiß sie für sich weder Ruhe noch Glück!
Sie selbst soll für sich allein sein – Anfang und Ende – und das Kind!
Sie erzittert an dem Unrecht, daß gerade Relling das von ihr fordern will. Alle andern eher – der schwächliche Hund! Eine Welle jäher Wut schlägt über das Kind gegen ihn. Sie sieht voll Entsetzen, daß das Kind ihre Züge trägt, überdies noch ihr dreimal verdammtes Geschlecht.
Er hat nichts für mich getan, bohrt es.
Er wird sich drücken –

Dem Relling ist natürlich keineswegs ein Unrecht bewußt. Er wüßte gar nicht, wieso er als weich bezeichnet werden würde. Er quält sich ab, daß er ihr Zusammenleben ins Stocken kommen sieht. Er geht daran festzustellen, daß die Frau sich ihm entwindet: sie hört nicht auf ihn, sie läßt sich nicht mehr helfen. Er träumt sich dafür irgendetwas zusammen. Dann hartes Auftrumpfen mit irgendwelchen Anschauungen, die Vorbedingungen sein sollen und so. Der Frau fällt es leicht, hohnlachend alles anzuzweifeln. Relling hat es ja nicht fertig gebracht, auch nur einen Menschen, der zu ihm hält, aufzuweisen – etwa die andere Frau?
Sie sieht ihn scharf an.
Er hält den Blick aus. Er muß wohl, will er nicht sich in ein klägliches Gestammel auflösen – aber er erwartete etwas anderes von ihr, er ist nicht nur gereizt, er wird sich zweifellos rächen – es blitzt der peinliche Gedanke auf, daß sie schärfer mitfühlt. Er sieht sie sich winden: er hat kein Vertrauen – und dann gerade er – es gleitet wieder in Hohn.
Es wäre möglich, daß ein Wunder geschieht.
Das Kind, die andere Frau ...

Die Liebe der Menschen zueinander ist von Konstruktionen nicht abhängig. Sie streitet, wie viele Sagen beweisen, selbst gegen Gott. Sie ist nicht mehr als die Welt und was drinnen ist.
Die Frau schreit: Ich habe deinen Körper benutzt wie irgendein Instrument.
Der Mann hat Angst. Es ist klar, es wird ihr wiederum schwieriger, selbst die frühere Stufe von Ruhe und Glück zu halten, gar nicht zu reden davon, sie zu steigern. Aber gerade das muß sein – ich halte es nicht mehr aus, jammert er.
Er ruht in den Armen der andern Frau.
Hat sich durchgekämpft, wird sich durchsetzen, heißt es?
Ein Gewicht gleitet zur Tiefe.
Angst.

Scham.
Wut. Zerstörungstaumel. Niederschlagen.
Sie fühlt daß es nicht mehr auszuhalten ist. Würgen an der Kehle – über die ganzen Jahre hin. Der ungeheure Dreck steigt auf. Schleim über ihr ganzes Leben ausgebreitet –
Kreist noch einmal spitzer ins Innere, ballt sich noch zusammen: Immer gehemmt, eine alte Frau mitgeschleppt, Mutter ohne Kopf – zum bedienen, die Mutter – eine kleine verschrumpfte Frau, stoßend ein klein wenig noch Geld, Wohnung, ein wenig Liebe und gar Zugehörigkeit. Zugehörigkeit – Wieder nach unten, die persönlich beengten Verhältnisse, darum der krampfhafte Schwindel nach außen, der Zwang, Lust am Lügen, Hohnlachen – da ja über alle die Menschen so ein kleiner Funken Überlegenheit schon triumphiert, aber es stapelt sich auf, drückt und tut doch so weh – die Mutter: zur Mutter zurück, ganz zur Mutter. Sie hat ihr oft das Letzte weggenommen, sie hin- und hergestoßen, angespien – das alte Weib – die war schuld – wieder vor ihren Augen, gedrücktes verkümmertes Tier – die Mutter – Tier – Schreie. Niemals frei aus den Ketten.
Das durfte nie geschehen, fühlt sie in ihrer Not. Daß sie jetzt ganz allein dem ausgesetzt ist, warum gibt er ihr keinen Halt –
Es läutet: Sie kann diesmal nicht mehr aufstehen, es gibt kein Entrinnen mehr. Es trifft sie, wo sie ganz allein, wirklich einmal ganz allein ist, hört sie.

Sie möchte ihm etwas nachschreien. Sich am Boden zu ihm hinwinden, da sie ja nicht gehen kann. Sie schreit unaufhörlich, heult – Strom, Sturm, unermeßliche Ebenen – Walter Relling – der kleine Walter versinkt – das Mädchen weint – sie sieht nichts mehr – kichernd.
Dann schlägt sie die Scheiben ein.
Die blonde Frau wird tot sein.
Niemand wird annehmen können, daß unser Relling noch solchen Dingen gewachsen ist.
Darum bricht entsetzlicher Haß über ihn herein. Sie kommt außer Atem, ihn zu treffen.
Trifft ihn – das Gewicht saust, stürzt, es schwankt alles – es scheint noch für Stunden alles in der Schwebe – bis ihr Haß sprunghaft zur anderen Frau geglitten, festsitzt, sich einwühlt und sie selbst aufatmen läßt. Noch kann Relling keinen Gedanken fassen, überhaupt sich bewegen.
Viel weniger Stellung dazu nehmen.
Es entwickelt sich, daß die Frauen sich aneinander vorbeibewegen, Luft ist dazwischen. Verachtung von der einen Seite, von der andern Ratlosigkeit, etwas Gekränktheit – auch da beginnt es zu kriseln. Die Blonde wird zusehends freier.
Staunend trottet Relling mit der andern zur Tür hinaus.
Es ist naheliegend, sich hierbei aufzuhalten. Man könnte entsprechend dem Vorbilde ausgezeichneter Schriftsteller sagen: Sie gingen schweigend den Weg durch den Garten, zwängten sich durch die Tür – wobei sie sich bezüglich des Vortritts anstießen – eine Allee entlang unter breiten Kastanien, zögernd, fast gehemmt und doch gehetzt, und betraten so den Bahnhof, um nach einem anderen Stadtteil zu fahren, sehr unsicher und darüber im Unklaren, ob es die Situation erfordere, ein mehr unbeteiligtes Lächeln ihrem Gesichtsausdruck, von dem sie sich keine Vorstellung machen konnten, zu verleihen. Relling wußte noch so wenig davon, wie sie eigentlich zueinander standen, als daß er gewagt hätte, darüber zu entscheiden, ob diese Äußerlichkeit, so wichtig sie auch seinem inneren Organisationsvermögen erschien, zu unterlassen sei.
Dies alles jedoch würde nur zugunsten einer belebten Darstellung sein.
Selbst für den Fall, daß der Autor einen Zeugen jenes Abganges einführen würde, wäre es doch Schwindel. Schon allein des-

wegen, weil hinzugefügt werden müßte, daß man mit Pferdeäpfeln sie bewarf. Man schrie hinter ihm her, und es ist festzustellen, daß die schreiende Person jeweils im gleichen Abstand zu ihnen blieb. Sowie: daß an dem schon erwähnten Bahnhof jemand an Relling herantrat mit der bestimmten Absicht ihn zu streicheln, fast daß ein Weinen aufstieg, ohne daß indessen nachher, trotzdem sein Gesicht ganz mit Straßendreck beklebt war. Weiterhin noch: daß Relling gar nicht wußte, was diese Frau, die da zwar neben ihm ging, eigentlich von ihm wollte – mit der er nach einem andern Stadtteil fahren sollte, d.h. zu im Begriffe war. Schließlich noch: Minuten später die Erinnerung, daß jemand gekreischt hatte wie eine Magd. Merkwürdig, er konnte sich das gar nicht denken. Das war ein idiotischer Irrtum, seine blonde Frau war nicht so. Ein sehr boshafter Irrtum, lächelt er verlegen.
Helfen wird es ihm nichts!

Wenn der Vorsatz einer Nebeneinander-Darstellung, denn zu einer Gesamtbehandlung in Gleichzeitigkeit reicht das Gleichgewicht unserer Einführung bei weitem noch nicht, durchgeführt werden soll, so muß jetzt der Verfasser sozusagen noch einmal ganz von vorn, etwa in der Mitte des so eben Dargestellten setzt das Nachfolgende ein. Es vermischt sich durchaus nicht, greift keinesfalls, wie so mancher jetzt denken mag, ineinanderüber – wo das geschieht, wird der Leser besonders aufmerksam gemacht werden, für den Fall, daß er es nicht schon an einer zunehmenden Unruhe im Stil merkt. Um auch das gleich vorwegzunehmen: in einem weiteren Abschnitt wird eine weitere gleichfalls gleichzeitige Geschehnisreihe für sich abgeschlossen als besonderer Tatbestand hervorgeholt, ausgebreitet und später wieder eingewickelt werden.

Es bleibt ihm alles im Halse stecken. Er möchte sagen: das kann man leider nicht so klar aussprechen, wie es ist – der Frau gegenüber, es handelt sich um jene schon erwähnte andere Frau. Sie sitzt ihm gegenüber mit strahlenden Augen, schweren Blicken, lastend – und traut sich nicht, ihre Hand auf seinen

Arm zu legen, zum Zeichen, daß sie Besitz ergriffen hat. Es wäre auch nicht im vollen Sinne des Wortes wahr, trotzdem manches – es wiederholt sich diese Situation in regelmäßigen Abständen, mit einem bestimmt vorgezeichneten Anlauf, er will nichts merken, er läßt sich geradezu hineinzwängen, zerren – derselbe Relling, von dem schon so viel die Rede war. Nur daß er überlegener erscheint, wenngleich auch hier dem Gesamtbild nach nicht unwidersprochen. Die beiden sprechen für gewöhnlich nicht so sehr von ihm, sondern von ihr.
Sie schaut manchmal fragend zu ihm auf.
Aha – denkt wer.
Nein. (Man achte auf das Einsetzen der Erzählung.)
Relling stellt sich wochen- und monatelang blind. Er sah nichts, hörte nichts, fühlte nichts. Er haßte den Mann dieser Frau, der darüber Andeutungen machte. Er merkte später, der Grund seines Hasses, der gleichfalls nach Monaten zum Ausbruch kam, lag in diesen ersten Andeutungen. Er wehrte sich, hielt sich die Ohren zu. Die Frau sah groß und strahlend zu ihm auf. Es ging ihn nichts an, wenn sie gequält sich zwischen ihm und den Mann, der zu ihr stand, bewegte, taumelte, wenn sie in flatternden Gesten aufbegehren wollte, sich in die Kissen vergrub, die Menschen um sie herum ergriff – ergriff, lachend, fordernd, gehetzt – ohne sie weiter halten zu wollen – davon redete, daß sie sich prostituieren will einem ersten besten – man muß sich dabei auch vorstellen, daß das sehr peinlich wirkt. Es kam vor, daß er sich durchaus distanzierte, wütend war. Und doch ist zu sagen: Seit langem und schon immer gleichzeitig warf er sich im Nebenzimmer – er ging in der Familie ein und aus – auf die Chaiselongue und sehnte sich nach ihr, d.h. nach einer Frau, die so war wie sie. Es dauerte sehr lange, bis er mürbe war. Er wurde gedrängt, alle Menschen, die um die beiden herum waren, drängten. Er verlor sich immer mehr in seiner Abwehr und sehnte sich unbeherrscht: Er hätte sich kasteien mögen, Schnaps allein rettete nicht. Es war schon soweit, daß die Frau die Sicherheit gewann, eine Forderung an ihn zu stellen. Er würgte heraus: später, lächelte, bewegte etwas die Hand, als würde er sie im Moment streicheln. Die Frau glaubte ihm, wenngleich sie starr an seiner Seite stehen blieb und wartete. Es war so, daß er fühlen mußte: Jetzt sag was – entweder oder, setze dich in Bewegung. Ihn schwindelte, daß er sah, wie trotzdem die Frau gläubig

auf ihre Schwäche sein Schweigen bezieht, seine hilflose Grimasse. Er denkt gerade noch: Nur nicht so sein wie ihr Mann – und hätte sich gerade diesmal mit ihm eng verbrüdern mögen. Er liebte in Stunden heißer Unruhe ihre Knöchel. Dann die Form des Kopfes – er wußte noch nicht, welche Farbe ihre Augen hatten.
Schließlich reizte ihn, wie der Mann immer unsicherer wurde, er war überzeugt, daß dieser sich quälte, schließlich so sehr, daß sie sich gegenseitig bedauerten – mit vielerlei Empfindungen gegeneinander, die sie zu allseitigem besseren Verständnis untereinander hätten austauschen sollen. Schließlich mietete Relling eine Wohnung.
In diese Wohnung gingen die Frau und Relling eines Tages, nachdem Spannung durch Liköre, Gesellschaft und Musik zur Siedehitze gesteigert, auf die Form eines Beines konzentriert sich eine letzte Annäherung in einer schüchternen Umarmung ergeben hatte, die auf den anderen Mann, der gerade hinzukam, als etwas peinlich Zappelndes und Gemachtes erschien und seinen Wutausbruch beschleunigte, der merkwürdigerweise für Relling sich gegen die Frau wandte. Diese Gelegenheit, unterstützt durch Flucht, weitere Liköre und den Trick, durch öffentliche Liebkosungen sich den Mut weiterhin zu erhalten, führte zur Beendigung eines allen unerträglichen Zustandes.
In dieser Wohnung schwebte Relling ohne Kopf, schwebte in der Luft, brauste etwas über ihn, trug ihn und wollte ihn so sehen, daß er wirklich im Leben war, in Glück. Relling entwand sich dennoch.
Wenngleich noch immer ohne Kopf, voller grenzenlosem Erstaunen, ließ er die Frau nachts allein den Weg zu dem anderen Mann zurückfinden. Sie bekam einen Weinkrampf. Relling selbst schlich an der anderen Frau vorbei und schickte sich an, langsam in Schlaf dämmernd sich zurechtzufinden.
Möglicherweise mag bisher vergessen worden sein zu erwähnen, daß Relling als Vorkämpfer für Erweiterung der Beziehungen über die Ehe hinaus von seinen Bekannten angesehen wurde. Es war ihm gar nicht wohl.
Er blieb in der Luft hängen.
Trotzdem er fühlte, wie abgrundtief verlogen das nach seinen Anschauungen war.
Hängen.

Es ist verschiedenes nachzuholen.
Diese Frau gleicht der Sonne hinter Sturmwolken. Die Menschen werden an ihrer Liebe nicht zweifeln, die jäh, glühend und fiebernd, nicht verstoßen zu sein, überfällt und in gespreiztem Bogen aufsteigend sich kühl fordernd gegenüberstellt – daß ein eisiger Hauch sich breitet. Glut mittendurch gespalten. Trotzdem Glut festgeklammert. Auch, daß in leerem Raum noch Grimassen taumeln, Verzerrungen, Bewegungen nach dem Rhythmus erstrebter Theorie. Da zurückzufinden, wieder zusammengehen zu lassen, erfordert von dem jeweiligen Partner ein gutes Teil Elastizität – er muß für den Sprung vorhanden sein. Für einen Augenaufschlag ist es notwendig, nur aufzupassen – Balanze. Aber genug davon.
Der schon erwähnte Mann mag weit entfernt gewesen sein, derartiges zu halten. Dachte mehr: Zahn um Zahn, Sprung um Sprung. Es mag auch anders gewesen sein, aber es würde überhaupt nicht erwähnt werden, wenn die Tatsache nicht mitzuschleppen wäre, daß die Hoffnung dieser Frau in der Sicherheit des Betreffenden geborgen war, die Hoffnung. Der Glaube schwebt frei. So, daß ihre Liebe wie an Ketten, an die sie sich geschmiedet sah, rütteln mußte. Täglich – und blieb ganz nebensächlich, denn sie liebten sich. Und trafen sich beleidigt in der ganzen Schärfe ihrer Sehnsucht. Es war auch niemand, der den Gefühlskreis der beiden duch sich verschoben hätte, mehr von- und durcheinander, nach der Mitte des Lebens zu, in der jeder zu kreisen beginnt. So blieben: Schreie, spitz und gleichförmig – Pfiffe aus Ventilen, Maschinenarbeit, Schwitzen. Niemand, der selbst nebenher die Fäuste ballt. Der Schweiß rinnt. Ohnmächtige Wut frißt sich ein. Blick gleitet mehr und mehr nach unten.
Der Mann liebte die Frau.
Die Frau liebt diesen Mann.
Und wächst so über ihn hinaus zu Relling, der eine neuerliche Rückverbindung in der Schwebe läßt.
Bis es schließlich dahin kommt, daß Relling, in Entwicklungen verstrickt und hineingezogen zu einer Entscheidung wird, wächst. Sich aufbläst.
Die Frau stürzt sich in den Strudel.
Niederreißen aufbauen, ersticken, blühen, Sehnsucht, Qual gegen Glück Verzweiflung – Schritt weiter – her!
Erste Feststellung.

Sie wand sich unter den Hoffnungen ihrer Männer, die hohl sind. Und erkannte die Männer nicht mal an, die wenigen Hanswurste, fühlte sie, und lief ihnen nach. Sich lieber verstecken, daß man nicht plötzlich zu grinsen anfängt, Fußtritte, die Köpfe aneinanderschlägt. Handelt sich doch um das Verbindende, die Welt tragen, gerade diesen da ganz aufnehmen und sich beugen engverwachsen den Horizonten, über flimmernden Gesichten angeschmiegt. Die Brücke und der Traum. Vielleicht Mutter.
Schreiend sich zu winden, fühlt sie deutlicher. Aber gepreßt, kein Laut, eingekrampft zittern.
Nein! – – ja – ? – gurgelnd nach wem – Noch eine Feststellung nachgeholt.

Die Frau kristallisiert – die Frau – Sie, gerade Sie! – na ja – am Tisch wächst manchmal, eine Malwe, eine Blume nicht zu hoch, neigt sich, vielleicht Schwestern um sie herum, neben ihr, sie neigt sich, faltet sich zusammen, dehnt sich, vielleicht zu dir hinneigend, nicht zu sehr – wird sie sich erschließen – die Frau. Gerade diese Frau, sie steht nicht abseits, die Leute schauen zu ihr hin. Sie erinnert sich, daß sie als Kind ihre Schwestern geführt hat, den Bruder. Fäden spinnen sich, einer hat Angst, das Netz zu zerstören. Ruf – Mutter – Grimasse!
Es mag zweifellos sein, daß die Menschen neben ihr etwas erwarten, vor Sekunden noch glüht sie dir entgegen, sie erinnert sich. Zerrissen, sie zittert, bohrt in sich hinein, dir etwas Fremdes, möchtest du auch entfernt dich bewegen, die Hand ausstrecken – zuckt sie – Mutter – Grimasse. Sich entfremdet – der Mutter Augen sehen nicht mehr auf, wie Reif.
Mag man höhnisch pressen: Sie wehrt sich, so oft verscheucht. Weiter pressen: sehnt sich, wen zu tragen, einen aufzunehmen, blühen, blühen lassen, in sich tragen.
Grinst wer?

Es mag sein, daß der Autor die Frage nicht beherrscht und zwar deswegen: Nirgends ist der geringste Halt zu finden, gleitet alles vorbei, löst sich auf, Krümel, Seifenblasen, Hauch. Man wird

sich leicht vorstellen können, daß solche Atmosphäre gleich einem heimtückischen Gift wirkt – zersetzend, und läßt einen entsetzlichen Hohn aufsteigen, dem man sich willenlos beugen muß.
Für Relling kommt erschwerend hinzu, daß die Notwendigkeit, gemeinsame Erinnerungen aufzubauen, ihn vor eine neue qualvolle Aufgabe stellt, der er je mehr er sich hineingepreßt sieht, um so eher sich entziehen möchte. Die Stimmung sinkt merklich. Relling fühlt, er muß die Frau ständig bitten, ihn all die Jahre bisher nacherleben zu lassen. Er bittet und wehrt sich gleichzeitig dagegen, er möchte alles in einer Hand zerdrücken oder mit den Füßen wegstoßen, er schlägt um sich, er ist dabei gar nicht fähig, die Frau ernstlich zu quälen, sie entgleitet und es tut ihm auch weh. Immer bleibt eine Schwingung zu ihm hin, die ihn einspinnen will, bis jede Fiber sich aufbäumt. Eine Stimme scheint zu schwanken, bricht, klagt und erstirbt, wie mit spitzen Nadeln sich einwühlend. Eine Stimme, die eine noch ferne, dunkle Qual aufreißt, empordämmern läßt. Er hört diesen brüchigen Laut versteckt fordern, sich einbohren. Ich bin verloren, keucht er, möchte sich gegen wen stürzen – ein Gesicht steht gegen ihn, wie von Ewigkeit her, ohne Forderung und ohne laute Klage, und auch ohne Glück, ein Auge, das in ihn selbst hineinfragt. Nach seinem Leben sich sehnt, nachdem es davon weiß. Er wehrt sich hartnäckig und wird unterliegen.
Die neuen Erinnerungen sind schwer und fremd. Getragen im Rausch hellpochenden Blutes, das ihn beruhigt und aufscheucht, von der Last träger Nebel einer glitzernden Sehnsucht, vor der er sich fürchtet.
Ein Dampfer gleitet vorbei, Sonntag, die Menge Leute, eine Musikkapelle spielt, die Töne verschlucken sich – er muß erleben, wie sich jeder Nerv sehnsüchtig zusammenzieht, sie tanzt mit den vielen Menschen, Männern, Frauen, Kinder lächelnd – ein Glanz über den Augen, ein heller Glanz, ein müder Glanz, tanzt schwebend, gleitend in Umarmung – Seufzer – Schrei! – auf schwankendem Deck, Musik taumelt, fängt sie wieder ein, sie und die Leute, den Bruder, Schwestern – voll bitterer Sehnsucht blickt Relling auf irgendeinen fremden hellen Sommertag zurück, der unaufhörlich in seine Träume sticht.
Er muß über die Jahre hin sie begleiten, wie sie in der Abenddämmerung durch irgendeinen Wald, der zudem noch mög-

licherweise an der See liegt, an der Seite irgendeines jetzt verschollenen Menschen geht, zitternd, in Erwartung – es braust, das Blut steigt, Glieder locken einander, schreien zueinander, die Liebe würgt in der Kehle, junge glühende glückliche Liebe, lacht, wartet – wartet und gräbt sich um die Mundwinkel ein, erstarrt – fühlt, wie der andere davonlaufen will, sich fürchtet, stottert und die Augen verdreht, es wird unerträglich heiß – und doch darf keiner merken lassen oder gar losheulen – die Erziehung, Jungmädchentum, Anstand – tröpfelt mathematisch beherrscht jetzt in Relling hinein.
Weiterhin Aufgestapeltes, Abwehr, ein Damm bricht, der Körper dehnt sich einem Mann entgegen, verbindet sich strahlend mit einer Frau, Gefühl hängt zwar noch flatternd, lauschend nach strengerer Forderung – keine Erfüllung, aber starrer Zwang, das Fleisch erstehen zu lassen, Zwang, Zähne zusammengebissen, gekrümmt im Gefühl einer Verschmähung, die nur vorgeschoben ist, solange Blutfieber noch nicht sich ins eigene Fleisch krallt – nachhallend – jäh hinter jedem Blick, der zwischen Erwartung und Geborgensein Relling streift.
Weiterhin Niedergehaltenes, Verzweiflung, Unglaube, Ekel zu sich, immer allein zu sein, die Jahre allein sein, Leben rast, die Stunden fallen. Blick irrt und irrt, wandert durch die Straßen, in die Häuser, johlt die Verzweiflung im Ohr, Erinnerungen niederzuhalten, sich umzubringen, es flattert noch, zuckt, bebt unter der Berührung der Hand, in der Schulter, die vergessend an Relling sich lehnt – angstvoll, daß alle Qual aufbricht.
So schaut diese Frau auf ihn. Mag er auch die Miene hinter gleichgültiger Ruhe verstecken, sie wird ihn stellen. Es bricht über ihn herein. Er fühlt deutlich: kein Entrinnen. Beine wie Blei, er schleppt sich weiter, möchte sich in Bewegung setzen, der Gedanke kitzelt: ich darf nicht enttäuschen, Brust raus, Kopf hoch – er schwitzt, die Angst wird unerträglich.
Immer noch wird ein Tag gerade noch glücklich hinübergebracht – über einen fabelhaften heimtückischen Berg, manchmal zerschmettert er mit ungeheurer Wucht auf Rellings Schädel, dann scheint für eine Spanne voll loderndem Schmerz alles still zu stehn, die drei lauschen angstvoll, bis sie sich plötzlich gegenseitig erkennen und glücklich sind – ein Tag nach dem andern, sinkend in Nacht, fühlt Relling.
Er hält es nicht.

Es wird immer merkwürdig sein, daß diese Frau, deren Leben in Relling völlig aufgegangen schien, gleicherweise starr in die Gewohnheiten ihrer alten Umgebung verstrickt blieb. Immer schärfer wehrte sich Relling dagegen, ohne sie indessen je zu treffen. Er wand sich unter ihren Erinnerungen, eine Mutter, Schwestern, Bruder, Freunde und wenige Frauen, mit denen sie Gemeinschaft gefühlt und erhofft hatte – es war unmöglich, sie trotzdem in all dem erstehen zu sehen. So oft er gegen sie etwas aussprechen wollte, entzog sie sich. Sie verschwand – vor seinen Augen, unter seinen Griffen, mußte er denken – lächelnd er hütete sich, sie anzurühren, welche Änderung. Er stellte fest, sie versteckt sich.
Sie tauchte unter derlei Wut unter.
Er stellte sie sich vor, am Tisch sitzend, Hände brav, Reihe Kinder, der Vater, Mutter – sie sitzt den Kopf schräg vorn über, wie etwas erwartend fast auf dem Sprunge, eine gut gelernte Aufgabe herzusagen, etwas überlegen den andern, die auf ihrer Stufe sind.
Er stellte sie sich vor, demütig gläubig und wiederum fordernd scharf hart in bohrendem Eigenwillen, einem Wesen, das zu ihr will, eine bestimmte Form aufzuprägen ...
Stellte sich vor, wenn er ins Leere griff.
Zudem hörte er sie häufig vor sich hinsprechen. Sie lief toten Dingen nach, scherzte, redete mütterlich mit Gegenständen, die gerade aus ihrer Hand glitten und lockte sie wieder zurück.
Man muß sagen, anfangs wurmte das den Mann. Zum Teufel auch hier, gestand er sich. Dann aber, als ja nicht angängig war, sie an die Wand zu pressen, sie schien auch gar nicht zu merken, daß ihm siedend heiß geworden war – fraß sich Unsicherheit und Schrecken ein und verbreitete sich schnell. Allein, immer allein, doch wieder allein – dachte er. Mitunter streifte ihn dumpfe Wut. Weil er es nicht verstand, dem Wesen dieser Frau näher zu sein, hörte er. Er verstand sie nicht. Er hält nicht stand, sie sich entfalten zu lassen, zu schweben, über Erinnerungen und Gegenwart Glut verbreitend sich zu spannen. Sie schaut gar nicht zu ihm auf.
Es wuchs sich zu einer unerträglichen Qual aus.
Er konnte das nicht länger durchhalten – jene blonde Frau allzu tief im Blut.
Wer sollte scharf zupacken –

Die andere Frau muß sich aufrütteln lassen, beharrt er eigensinnig.
Er hebt grinsend die Hand, knickt mit den Knien ein, schneidet ein Gesicht, wird sich einkrallen wollen, vielleicht stoßen, schlagen ... stammelnd.
Aber die Frau läßt das nicht zu. Sie wehrt solche Versuche kühl ab. Es ist, als brauchte sie sich nur zu schütteln. Ihm wird zwar nicht weitergeholfen, aber er steht wenigstens wieder auf den Beinen, auch Tränen sind nicht geflossen.
Während der Krise, in der jeder sich weigert, aus Angst sich enger zusammenzutun. Der Zwang soll aus ihnen selbst zueinander geboren werden ... bis eine Krise heraufzieht, zwischen ihre Liebe tritt und würgt.
Relling hat längst das Beten verlernt.
Die blonde Frau windet sich. Es muß sie, selbst längst gewaltsam entfernt, unsagbar treffen.

Sumpf.
Den vergeblichen Versuchen Rellings, eine Plattform zu finden, stellte die Frau ihrerseits die Forderung gegenüber, sich anzuklammern, Halt zu finden, der ihrem Drängen entsprechen konnte – die Frauen. Ihren entgleitenden Gefühlssicherungen zum Trotz – das Kind, Erdheimat. Zwischen den Frauen – sich belauernd, wohl um zu helfen, zu stützen, aber in einem Zaudern, die Unsicherheit wird sie aufpeitschen, Vorbereitendes kalt erdrosseln. Hassen, über den Hanswurst hinweg.
In der Tat sah dies Relling voraus, wehrlos, ausgeliefert, gereizt.
Eines Tages: Gegenseitige Gefühle zueinander über ihn tauschend, Erinnerungen hineinverflochten, suchen sich die Frauen und entfremden sich: Die andere, unfähig sich vertrauend aufzureißen, Gegenwillen spürend, rollt sich mehr zusammen. Während noch Worte träge zueinander gleiten, ballt es sich zusammen. Sie bleibt noch starr an das Bett gelehnt, zittert schon, preßt die Zähne, daß sie knirschen, bleibt allein, die Luft im Zimmer reißt entzwei – kein Laut – Fäuste unter das Kinn gestemmt, dann nimmt sie eine Nadel und zieht über die Brüste einen tiefen Riß, gleißend rot, scharf. Draußen an der Tür schleicht die blonde Frau, verzerrt in Hohn und Bedrückung. Relling vermag nichts. Die Kehle zugeschnürt, bis ohnmächtige

Wut stammeln will und der gleiche Hohn demütigt. Demütigt sich vor der Gequälten, gibt nach, bettelt um Gehör und weiß, daß die da draußen jetzt ihn hassen wird. Fühlt noch, wie der ihr Zutrauen bricht und spürt nur gleichgültigen Ekel, daß die draußen krampfhaft steht, zittert und losschreien wird. Während schwer atmend die andere unter seinen hohlen Liebkosungen sich dehnt – der Strick, denkt er. Sie finden sich nicht. Sie haben sich nicht gefunden.
Wieder eines Tages: springend helle Sonne, klare Augen um ihn. Jubelnd. Er fühlt sich unerträglich voll Glück, er kann's nicht halten, es heißt stürmisch dieses Glück halten, tragen, gebären – gerade er – es wird sich überschlagen, zittert er. Da belügt er die Frau. Es handelte sich noch um Minuten, die drei zu vereinigen, er weiß sie noch schnell zu trennen. Er reißt die eine an sich, getrennt, verschwiegen, eine Lüge vorher. Er weiß, wie ein Urteil, sie wissen noch nichts – vielleicht glauben sie noch an ihn – schamlos, flüstert's in ihm, drückt er eine aufs Bett. Wirr, zappelnd. Die Welt stürzt ein. Die blonde Frau – es trifft mathematisch berechnet ein – kommt glückstrahlend hinzu, lacht noch erstarrend, eisiger und dann dumpf, er springt auf und steht. Schneidend scharf wächst's vor ihm auf: Sprich, hol sie. Er schweigt den Blick gesenkt, schämt sich – die andere Frau spricht einen unendlich langen Blick – dann glitt diese Minute vorüber, für immer. Wie ein Menschenalter.
Es rettet den Walter Relling niemand.
Er hätte noch können wie ein Kind genommen und geführt werden, zurechtgewiesen.
Später, als er dem Zufall einer Entscheidung anheimgegeben war, beschuldigte er die Frau. Genug Verteidigung strebte in ihm auf. Er stellte die Forderung, daß die Frauen sich doch noch finden. Er verlangte wieder die Herrschaft, denn er fühlte dumpf, sie glaubten ihm. Wenigstens die eine soll es tun. Er war inzwischen davon überzeugt, er hat irgendwie sich also entschieden. Das ließ er sich bestätigen. So trat er ihr gegenüber. So lebte er. So, dachte er, brennt eine Erinnerung aus, die sich verflüchtende, haltlose.
Es zitterte täglich alles um den Stein, sich anzustoßen.
Und dennoch leuchtete es tief. Und auch ferne Hoffnung ließ sich nicht bannen. Und die Weichheit, gut und glücklich zu sein. Es war so, daß über den Trümmern jäh aufblitzender

Erkenntnisse sich unmerklich eine noch dunkle Handlung weiterschob. Nur wußte er, wird er selbst nicht mehr drinnen sein.
So wurde er geliebt.

So wurde er geliebt.
Daß er an seiner Kette anfing zu zerren. Es ergab sich, wurde offenbar, daß etwas in sein Leben getreten war, das ihn hielt. Es brauchen nicht immer Verpflichtungen sein, auch kann es sein, daß dies schon lange Jahre wirksam, plötzlich klar sichtbar wird. Verpflichtungen hätte er glatt über den Haufen gerannt. Walter Relling starrte durch sich selbst hindurch wie in ein Loch. Ringsum, unter ihm wich alles. Dennoch fühlte er sich unweigerlich auf einen Platz gestellt. Wehrlos, gepeinigt. Es hilft nichts, daß er sein aufgestautes Unbehagen gegen die oder jene Frau wendet, gegen sich selbst – er hörte sich stöhnen, jammern, er selbst glitt auseinander, verflüchtigt sich – der Haß wird schal. Triumphierte für Minuten in zweifelhaften Gesten der Liebe über den Bewegungen seines Widerstandes – indessen schwebte ein klein wenig Lächerlichkeit. Sich selbst tat er trotzdem nicht allzu weh. Aber die Welt preßte sich ein. Die fremden Menschen, Häuserecken, die Bogenlampen, Auto, das ihm um die Ohren pfiff. Er warf die Arme um sich, weder stehen noch fallen noch schweben – überhaupt nicht sein – und doch fühlen, es tut nichts weh ...
Nur an den Ketten zerren, das bleibt mir noch, dachte er. Besessen von diesen Ketten. Immer zu zerren. Man könnte erwarten, eine Katastrophe, wenn diese Ketten, die nicht sind, reißen. Rumflasche.
Anderes Bild: Die Frau quält sich. Natürlich ist die Frau gequält. Er hört sie des Nachts stöhnen, im Schlaf. Gleichwohl er denkt, sie träumt – fühlt, daß fremdes Gesetz waltet. Gleichwohl sie träumt, diese abgerissenen Klagetöne bleiben an ihm hängen.
Er sieht, wie sie die Mundwinkel hängen läßt untertags. Sie wird vermutlich die Zähne zusammenbeißen. Relling hat das bestimmte Gefühl, er fängt sie immer wieder ein. Redet zu sich, sie würde für ihn sterben. Vielleicht weiß er es zu genau. Immerhin merkt er deutlich, es handelt sich gar nicht so aus-

schließlich um ihn. Manchmal überhaupt nicht. Das Wesen dieser Frau schwebt völlig frei. Das Wesen dieser Frau strebt einer Welt zu, der er erst verpflichtet sein muß. Nur daß dies Wesen als Frau ihn gestreift – die Schwester, die Mutter – bange Frage – gerade ihn, er kann sich nicht auf die Dauer verkriechen.
Bis Streit wie eine Faust aufsteht, über die Dünen züngelt.
Hol dich der Teufel.
Das hab ich von dir nicht anders erwartet. Natürlich.
Was soll ich denn auch – eine verebbende Stimme, wehmütig, Musik, die den Atem frißt.
Folgen wohl gesetzte höhnische Worte. Spitze überlegene Sätze.
Sie wehrt sich nicht.
Er fühlt, daß sie unverändert ruhig ist. Ganz ruhig.
Der Strick, um Gotteswillen der Strick – fiebernd heiß, er möchte sich ein Messer in den Bauch stoßen.
Dann aber hat er das Gefühl, es muß irgendetwas früher vergessen worden sein, sonst könnte er sie jetzt umbringen, ruhig umbringen.
Er denkt, ich habe wirklich das Recht, sie nicht länger leben zu lassen, die andere auch nicht, und die andern.
Laß mich jetzt in Ruh.
Sie wird mir noch ihrerseits überlegen kommen, stellt er fest.
Es fällt niemals ein Schimpfwort.
Fehlte nur noch, daß sie anfangen würde, zu lachen, direkt herauszulachen.
Er muß das Leid spüren, den versperrten Weg, es würde ihn sonst ersticken.
Eine Weile bohrt er noch.
Er gleitet auf fernliegendere Dinge.
Verzweifelt und ermattet sinkt der Streit hinab. Der Anlauf war zu kurz.
Wiederum hat die Frau den Relling noch einmal gehalten. Die Mundwinkel sinken tiefer. Es tut weh, wie sie zu ihm aufblickt.
Es nähert sich wieder die Stunde, wenn sie lachen wird, als sei sie glücklich, wird seine Hand fassen wollen.
Es ist nicht mehr so leicht, Tränen herauszupressen, trotzdem es manchem Kind noch wohl getan hat. Man befreit sich. Relling kann sich nicht befreien und will es nicht. Auch das tut wohl.
Man wird indessen nachtragen müssen: es erweist sich eine sehr

wesentliche Veränderung: diese Frau hat sich zu Relling niedergebeugt und nicht umgekehrt. Einem am Wege stehen gesehen ...
Glauben im Blut. Und Verzweiflung.
Und das Wissen um das Glück jedes Lebens.

Der Unfug des Alleinseins verfängt nicht mehr – der Einzelne erlebt sich, daß er unsagbar glücklich ist.

Nun muß auch die andere Seite der Entwicklung vorgenommen werden.
Der Verfasser ist es seinen Lesern schuldig, dies nicht zu übergehen, im Gegenteil mindestens gleichwertig zu behandeln, man erwartet das. Bei den Lesern ist das einmal noch so. Diese andere Seite ... der Verfasser ist dennoch versucht, sie verflucht nebensächlich zu nennen.
Es ginge noch an, handelte es sich darum, die Haltung emporwachsen zu lassen, ein guter Schneider tastend den Schnitt – man geht morgens dahin durch die Alleen von Erinnerungen, umfächelt, leicht belästigt, halb gute Jugendstreiche samt Glücksträumen, Verschmähungen und dem Tränenschwur, gut zu sein – halb unwillig und schließlich weniger widerstrebend hineingezogen in die lächerlichsten Vorkommnisse eines gestrigen Tages, dem es nunmehr endgültig zu entrinnen gilt, halb hoffnungsfroh wie ein Trompeter aus einem Gartenkonzert, manchmal gar scheint die Sonne – immer dahin durch die Alleen, einem Ziel zu, das einen erwartet, stellt er vielleicht fest.
Geht dahin in Straßen, durch Straßen, mit Straßen – die Gedanken sind alle wie an bestimmter Stelle umgebogen, Erinnerungen sind spitz, nur noch aufblitzend, von Glück keine Spur mehr oder auch nur Dämmer – eher sich, wenn auch nur weitschweifig, einwühlend in ein Ungetüm, dem die Schritte zulaufen – oft bleibt einer kurz stehen, nur nicht den Schweiß vortreten lassen, die Angst, das kampflose Unterlegensein – Wagen quer durch Sonne, Nebel, dick hängenden Dreck, feindliche Wände – der Wagen, die Wagen, Gewimmel – es tut wohl,

Rucken, Poltern, Stoßen – für Augenblicke wird alles vergessen, stierer Blick möchte zu jemandem lächeln, schließt sich und wird wieder stier, atmen in der Gewißheit eines Anpralls, glückquellenden Unglücks, hohoooo, flattert – glückt es noch, den Sprung zu halten, halten wohin die Fahrt geht, das man ausgedacht mitträgt, Ziel – dem Ziel an die Kehle ... wenn es glückt.
Dann noch die Leierkasten des Zurück, wieder Aufstoßen, kleinliche Quälereien, Bosheiten eines Zuwenig, wieder die Bedrückungen – statt Verschmähungen – durch bedreckte Erinnerungen, Regen oder Sonnenuntergang oder Hitzewelle – wieder steht das oder jenes bevor, kaum noch Ziel, einzelne lachen darüber, spotten – Dann Da-sein dort an dem Punkt, der diesen Menschen eingefangen, herangezogen hat. Immer dumpfere Träume. Er sperrt das Maul auf – zum Fressen, zum Reden, bewegt die Hände hin und her und trägt seinen Kopf – inzwischen schon wutverzerrt. Steigt eine bittere, alles zersägende Wut, schnurrt Etwas, schreit zueinander, knurrt, umschleicht sich, beißt und würgt sich gelegentlich ab – bis zu einer noch zuckenden Erstarrung, Mund und Wissen noch offen, etwas in einem unsäglichen Haß gegen die Welt geballt, sinkt mählich tiefer, seufzt erzitternd, schweigt und betrügt sich.
Die unbezahlte Arbeit eines Traumes gibt den Rest.
Äußere Peripherie.

Um jetzt etwas näher heranzukommen: Wenn schon jemand glaubt, die Tätigkeit, ja erst die Tätigkeit, die Art und so, das Eigentliche, was jeden Tag getan wird, vor sich geht – nun, der Leser weiß zur Genüge, daß der Verfasser davon nichts hält. Trotzdem –
Trotzdem: Da einer immer erst etwas werden muß, solange die Einfältigen immer noch glauben, daß kein Meister vom Himmel fällt, ist niemand etwas, höchstens gewesen. Die Aufstiege und Entwicklungen, von denen, zu Ende gebracht, die Romane triefen, sind wirklich beliebig, plump und veränderlich. Ein Bankbeamter, vielleicht schwacher Schüler gewesen, oder der Vater hat nicht das Geld, den Sohn studieren zu lassen, Familienstolz für den Fall, daß es doch reichlich Stipendien gibt, die Mutter will den Sohn schnell und sicher versorgt wissen, oder

der Sohn strebt von Haus fort, nahe Unabhängigkeit winkt, auch eine überlegene Distanz zu bisherigen Kameraden – Möglicherweise stupid gewordenes Studententum voller Suff und Schmisse, die Juristerei, ein Examen, das gekotzt werden muß, der Ruck ins Leben, sanft angestoßen von Geldbeutel und väterlicher Gewalt, das Schwanken zwischen Versicherungsagent, Bürgermeister, Journalist – also Bank und letzten Rest aufgebracht, sich schnell hineinzufinden – auch beide Wege zusammen, zwischendurch Versuch zu was anderem, falls es sich hier um Walter Relling handelt. Bankbeamter.

Walter Relling war im Sinne seiner Kollegen ein sehr mittelmäßiger Bankbeamter. Die Direktion hatte nicht viel auszusetzen, wäre ihm aber auch nicht nachgelaufen. Mehr wußten die anderen zudem nicht.

Über Lehrzeit, ob ordnungsgemäß. Dazwischen Beziehungen, Redensarten, etwas Glück und Schwindel. Also später. Dann Archiv, juristisches Studium kommt immer zur Geltung, Sekretariat bis zum Privatsekretariat für besonderen Fall, Aussicht auf Reisebegleitung zum Ort geschäftlicher Abwicklung, Entwürfe zu Exposés, Stenogramme, wohin der Geschäftskontrahent segelt, selbständiger Bericht, der eine neue Geschäftsbasis auftut, man liest eifrig die Zeitung, dann dürften nach Ansicht des Bankherrn die ersten Hörner abgelaufen sein. Richtung – Kassierer, Prokurist, Börse, Kaufmann?

Walter Relling war nach Verlauf dreier weiteren Jahre nirgends zu fassen, kaum Volkswirtschaftler.

Allen Anläufen, die er nahm, selbstverständlich unüberlegt – Durchgänger – bricht er selbst die Spitze ab. Verdient an der Börse, noch durch dritte Hand, und schmeißt schließlich alles um, als einer aufmerksam wird. Mit dem glücklichen Griff ist nichts. Ein Häusergeschäft, fein entriert, verpufft, da Verhandlungen schroff auf Abschluß geführt. Für Übersee fehlt äußere Form, Nüchternheit, Phantasien leicht zugänglich. Vielleicht wäre letzteres noch im Inland zu verwerten gewesen, leider erwies sich der leicht faßliche Plan zur Finanzierung eines Maschinentrusts (Brauereibranche) als auf schwindelhafter Grundlage, die in Listen bereits namhaft aufgeführten Firmen verhandelten anderwärts, vielleicht Verrat – Blieb noch Beobachtung und Beeinflussung der Presse, Parlamentarier, dazu waren aber erst die verdienten Sporen erforderlich. Die Direktion glaubt ihm nicht,

ist eher verärgert. Schließlich: Geld stand nicht hinter Relling, die paar Beziehungen zum organisierten Mittelstand sind zwar nicht zu verachten, indessen ist dabei die Konkurrenz der Versicherungsgesellschaften vorhanden, gegen diese Konzerne kommt eine Bank nicht auf. Es ist vorteilhafter in Industrie und Politik zu arbeiten – immerhin Mittelstandspolitik sehr verlockend, nur nicht gerade dieser Jammermensch, manchmal hat er so eine Idee, die vielleicht gangbar wäre, aber mit dem Gesicht – nein, dreimal nein – Innenbeamter kann er allerdings schon seiner Bildungsstufe nicht sein – als Privatsekretär auch zu störend, Ausweg: bleibt dem Archiv zugeteilt. Bis, wie Gott will, recht bald für den Menschen ein anderer Interesse hat. Man hört, die Verwandtschaft zieht sich allmählich zurück. Er soll allerdings wenig Verkehr haben. Er säuft nicht, keine auffallenden Weibergeschichten. Es lohnt sich auch nicht, direkte Nachforschungen anzustellen.

Zwei weitere Jahre, Relling ist in der Tat vergessen.

Die Herren vom Archiv – auch Relling. Berichte, Exzerpte, Propaganda, Auslandspresse zusammengestellt. In den nächsten Jahren wird versucht werden, die Auslandskunden in besonderem Journal mit neuem Material über Heimatswirtschaft fortlaufend zu bedienen. Die Herren mit statistischen Kenntnissen werden besonders gebeten, vorerst ihr Augenmerk zu richten etc. – darunter vielleicht auch Relling.

Es brodelt manchmal von Ideen, von der Trambahnhaltestelle bis zu dem Zeitungskiosk, der jenem Gebäude in streng sachlicher Fassade, das viel bedichtet wird, gegenüberliegt. Es verdienen darin viele Leute ihr Geld, auch ihr tägliches Geld.

Relling entdeckt während der 6½ Sunden, die er dort täglich verbringt, keine besonderen Empfindungen. Kaum wenn er in den Frühstücksraum hinuntersteigt, kaum wenn er die Tantieme quittiert, wenig, wenn er in allgemein höfliches Lachen sich mitverstrickt sieht. Er grüßt die Direktoren, Portiers und im allgemeinen so ziemlich jeden, der ihm darin begegnet, besonders höflich Prokuristen und solche, von denen erwartet wird, daß sie es werden. Ohne besondere Empfindung muß wiederholt werden, denn es ist Wert darauf zu legen: Walter Relling haßt Bleistift und Federmesser, den Mann draußen auf der Straße, die Frau und jeden Weg, den sein von Gott verfluchter Fuß ihn schreiten läßt.

Es ist dennoch so.
Auch besteht darin nur geringer Widerspruch, daß Relling manchmal wie aus einem Erwachen heraus Leute um Freundschaft anfiel, seine Kollegen, fremde Leute, mit denen er auf der Straße, auf der Fahrt ins Gespräch gekommen war, denen er kleine Gefälligkeiten aufdrängte. Er verteilte Zigaretten, lud plötzlich Leute aus einer anderen Abteilung zu einem Glas Bier. Nicht etwa nur, weil er sich einsam fühlte, man darf glauben, das kam ihm überhaupt nicht zum Bewußtsein, er hätte es ganz entschieden in Abrede gestellt. Vielmehr weil ihre Existenz, ihr Nebenihmsein ihm unerträglich wurde. Er fühlte eine Starrheit, die er in Bewegung setzen mußte. Durch seine studentische Erziehung verstand er es, in solchen Fällen ein guter Gesellschafter zu sein. Er ging völlig auf seine Leute ein, redete, wie sie gerade dachten, ihnen entgegen, nahm alles auf. Es ging nicht lärmend zu, etwa am Biertisch, vielmehr ruhiger Geschäftston, sehr leicht. Kam eine Anteilnahme an irgendeinem Erlebnis des anderen in Betracht, mit ernsterer Nuance. Man merkte nicht etwa, daß er sich demütigen wollte, er erwies sich durchaus nicht als stolz. Er trank gesetzt und höflich, behandelte Standesfragen, Kommunalpolitik, gegen Klatsch, Weibergeschichten und hohe Politik wurde er unruhig. Über Militärfragen glitt er scheu hinweg. Indessen geschah es zu selten, daß er selbst die Führung des Gespräches hatte, als daß sich jemand darüber eine feste Meinung hätte bilden können. Er flocht in jedes Gespräch jeweils passende Bemerkungen ein. So an den Tagen, in denen er mit Leuten war.
Er betrog sie alle. Sie merkten es nicht.
Sie machten über ihn keinen direkten Witz. Sie liebten ihn zweifellos alle nicht. Sie waren vielleicht nicht mal gern mit ihm zusammen. Aber niemals soweit, daß sie es selbst gewußt hätten.
Er betrog sie mit seiner Freundschaft. Außer daß er manchmal tagelang mit ihnen nicht sprach. Aber auch das fiel nicht auf. Er machte dabei kein irgendwie besonderes Gesicht. Immer wenn er im Monat ein-zweimal besonders unruhig war. Dann stieg eine Flut quälender Erinnerungen in ihm auf, an die Nacht, den gestrigen Tag und die Kindheit. Überhaupt an sich und alles um ihn. Er befahl sich, nicht zu lachen. Dann wußte er, daß er diese Leute, denen er eben noch nachgelaufen war, unsagbar

haßte. Aber er empfand noch nicht, daß dazu nötig war, sie zu Boden zu schlagen. Er ging einfach zwischen ihnen hindurch, ohne sie zu sehen und zu spüren, beladen mit explosiver Wut, die er gegen sich selbst ausließ. Selten merkte er an Fremden dann Besonderheiten, an die man sich in solchen Fällen klammert. Vielleicht um sich darüber zu erheben, sie zu verachten oder sonstwie abzutun.
Und doch vergaß er nie, wenn er außertags in seinen Erlebenskreis trat, zu den Frauen kam, sich über diese Leute lustig zu machen, ihnen tausend klägliche Züge anzuhängen, sie zu verspotten und darzutun, wie sehr er sie verachtete. Darin liegt wiederum nur ein geringer Widerspruch.
Manchmal trank er auch weniger mäßig. Wie ein Mann mit Leidenschaft. Der erste Schluck tat weh, der zweite bis zum letzten. Er trank nervös gedemütigt, unsicher und hilflos. Was ihm sozusagen in die Kehle kam. Seine studentische Erfahrung verhinderte, daß er betrunken wurde. Mit jedem Schluck steigerte sich sein Abscheu. Und doch gab er immer vorzeitig den Kampf auf, halb befriedigt. Meistens die Periode, in der er dann neue Ideen gebar, kaum schwungkräftig genug, sie noch umsetzen zu lassen. Dafür fühlte er irgendwo, daß er damit die Frauen treffen konnte.
In diesen Stunden hatte er auch das Bedürfnis, sich zu rächen, sich rächen zu müssen. Eine letzte entscheidende Forderung verlangte das.
Es war manchmal, als sehnte er sich wahrhaft nach einem Freund. Er stieß sie selbst alle zurück, die Leute, mit denen er Bier trank, die er den Frauen gegenüber belachte, und denen er Zigaretten anbot.
Immerhin sehnte er sich, wenn man es recht betrachtet.
Dafür zeugt nachstehender Sonderfall.

Freundschaft ist ein recht zweifelhafter Begriff.
Relling hatte zum Teil gegen seinen Willen wirklich einen Freund. Es mag gar nicht weiter erörtert werden, daß er in vielem Relling gegensätzlich, in den meisten Dingen Relling überlegen war und in einzelnem mit Relling das Gleiche fühlte in sehr vereinzelten Fällen – so war Rellings Freund. Relling fühlte sich

nicht sehr zu ihm hingezogen. Es schmeichelte ihn, daß ein Mensch da war, der darauf bestand zu ihm zu gehören. Es half nichts, er konnte ihn auf die Probe stellen – in schwerwiegendsten Widersprüchen, ihn demütigen, beleidigen: er konnte ihn nicht verjagen. Es strebte in jenem Menschen etwas zu Relling hin, was unveränderlich fest blieb, unzerstörbar, unerschütterlich, gläubig. So wurde Feigheit Rellings in stilles Heldentum gedeutet, jede Ablehnung zur Selbstqual, die der andere sich schuf, jeder Schwindel zu einem Hilferuf, auf den der andere nur gewartet hatte. Relling erinnerte sich später, er hätte anfangs in ohnmächtiger Wut gelegentlich auf den Boden stampfen wollen. Es lag durchaus nicht daran, daß er etwa Mißtrauen empfand, er war einfach gar nicht fähig, einen anderen Menschen noch um sich zu ertragen, dazu noch einen, der so ohne Maske ihn eines Tages treffen müßte. Er war fest überzeugt, es ist nur eine kurze Zeit, dann sieht er mich genauer, dann kennt er mich so, daß er mich verfluchen wird. Zu diesem Zwiespalt, der durch eine zunehmende Sehnsucht, daß es doch auch anders sein könnte, fortwährend angestachelt wurde, trat allmählich die Unruhe hinzu, daß sie bald auch rein äußerlich jeden Grund verlieren würden, weiter zusammenzusein. Er wußte zu gut, sie hatten fast gar keine gemeinsamen Anschauungen über das Leben, die Notwendigkeit einer Arbeit und darüber hinaus über das Verhalten der Menschen zueinander. Er fühlte sogar, der andere weicht mir in Dingen, die mich und ihn näher angehen als ein paar Stunden zu verbringen, ängstlich aus.

Trotzdem begann Relling unter dem Einfluß dieses Verhältnisses sich zu verändern. Er wurde freier, die Frauen sahen ihn mit anderen Augen an. Es war, als ob etwas sich in ihm lösen würde, abgleiten. Es kam schon häufiger vor, daß er auch von sich aus dem anderen aufrichtiger entgegenkam. Und so seltsam es scheinen mag, nach wieder einer Zeitspanne hätte ein Unbefangener urteilen können: Relling sucht die Freundschaft des andern. Und in der Tat wurde Relling immer abhängiger, begann sich zu quälen, dem andern noch näher zu kommen. Er hätte ohne weiteres davon Zeugnis abgelegt, daß er ihn liebt, bereit – sein weiteres Leben auf ihn zu stellen.

Da aber antwortet dieser mit Hohn. Mit selbstverständlichem Hohn. Es ist nichts weiter zwischen ihnen vorgefallen. Die Entfremdung hat sich durch kein Anzeichen vorbereitet. Es erfolgt

keine Erklärung, die auf eine inzwischen eingetretene Enttäuschung schließen ließe, der andere hat auch kein klares Bild von Relling gewonnen – nichts hat sich verändert. Nur stehen sich zwei Menschen gegenüber, die sich völlig fremd sind. Kaum irgendwie etwas wie Haß.
Es mag sein, daß sich Relling ein wenig der Anfänge ihres Verkehrs erinnert, mehr sehnsüchtig, nicht etwa, daß er sich Vorwürfe machte, vielmehr erstaunt und ratlos. Er hat das dumpfe Gefühl, sich ausweinen zu müssen. Sieht sich verstoßen, allein gelassen. Friert.
Der andere lacht über die täppischen Versuche Rellings, die frühere Vertrautheit herzustellen. Man könnte denken, er verachtet ihn. Aber Gleichgültigkeit überwiegt, eine kurze Zeit zufälligen Fernseins, das indessen auch vorher schon häufig war, hat jetzt genügt.
Relling ist im Innersten aufgewühlt.
Er quält sich verzweifelt mit tausend Fragen ab, krümmt sich wie unter einer ungeheueren Last. Er träumt, daß man ihn erwürgt. Ein schwarzes Wesenloses.
Langsam gleitet der andere aus seinem Gesichtskreis. Er hätte lieber gesehen, er hätte ihn geschlagen, verdammt, mit glühendem Haß verfolgt. Er hätte lieber in dem andern einen Stolz aufwachsen sehen, der ihn zur Rechenschaft zieht, der von ihm fordert, und dem er vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre. Für den sein Atem nicht ausreicht. Er bittet geradezu um die Gelegenheit sich beweisen zu dürfen, selbst vielleicht nur sich zu messen, zu kämpfen. Trotzdem er fühlt, gerade das würde ihm unsagbar weh tun.
Aber der andere verschwindet, ohne ihn zu beachten. Es bleibt dabei, keine Erklärung, er versteht ihn nicht.
Und bleibt gefesselt in der Sehnsucht nach dessen Freundschaft.
So endete diese Zeit, von der Relling wußte, daß er einen wirklichen Freund hatte.

Zur Vervollständigung dieses Teiles der Darstellung bleibt noch zu erwähnen, was der aufmerksame Leser schon gemerkt haben wird: in Relling die Sucht sich abzusperren gegen die Forderungen der Erlebensspannung. Der alles überrennende Trieb gegen

das Ansteigen schwebenden gleitenden Glücks, die verbrecherische Flucht vor der Frau als Wesen dieser Erde, widerstrebend jenem Wesen, das eines Mannes Daseins berechtigt, erweitert und aufleuchten läßt, das Verbrechen gegen die Wärme des Weltraums, dessen Leere dadurch aufreißt, Kluft, die vielleicht überbrückbar erscheint, wo allein schon Brücke fortlaufende Schmach erzeugt – man nennt das Schüchternheit.
Diese Schüchternheit schleppte durch die Jahre hindurch klägliche Erlebnisse nach. Relling wagte gar nicht mehr, seinen Bekannten, dem Freunde, von der Frau zu sprechen. Er spürte geradezu, ich habe Angst. Schon der Gedanke daran trieb ihn zu der Empfindung, die Frau dem andern aufzugeben. Es war kein Verrat. Wie einer, der sehr schwindlig ist. Lieber gleich fallen, darauf losstürzen, stürzen mit doppelter Wucht. Selbst – stürzen.
Wenn er durch die Straße ging, konnte man denken, er hält immer die Augen zu Boden. Er sah niemals eine Frau an, Nerven zitterten nur jeder Frau nach – früher. Als er betrunken gelegentlich mit in ein Bordell geschleppt wurde, ließ ihn Gelächter der andern halb ohnmächtig werden, die Huren verachteten ihn. Er befahl sich, mit einer in die Kammer zu gehen. Er hatte vorher schon das Gefühl, die Menschen anzufallen. Er machte das Gesicht eines Affen, den Mund krampfhaft weit gezerrt. Er konnte mit der Hure kein Wort sprechen. Er stand im Zimmer wie ein Stock. Das Weib biß ihn, dann lachte sie ihn aus, dann schmiß sie ihn raus. Er hatte trotzdem bezahlt, er erinnerte sich nie mehr daran. Er hätte sein damaliges Taschengeld nur in dieses Haus tragen mögen und draußen bleiben, daran erinnerte er sich. Mit zwanzig Jahren.
Er stieg auf zu Tänzerinnen, die er mit andern nach der Vorstellung erwartete. Er klammerte sich an seine Kommilitonen. Er dachte an die Tänzerinnen, die Freundinnen seiner Freunde, er ging Wetten ein, daß er die eine oder andere gewinnen würde, er liebte sie alle ziemlich gleich stark, er fieberte eine Zeitlang. Die kleinen Mädchen, mit denen er als Kind gespielt hatte, traten schärfer aus der Erinnerung hervor, dann die Vierzehnjährigen, dann Kusinen – ein paar Monate umgaukelten die holdesten Mädchengestalten seine studentischen Träume. Bis er mit einem jähen Bruch – wieder nach ein paar Monaten, verzweifelt, ermüdet von dem Kampf jeder Selbstbefleckung in

Erinnerung einer streng katholischen Erziehung zu entfliehen, es ist wahr: er floh mehr als daß er sich wehrte, alles von sich stieß. Zwecksicher in den Beruf getrieben wurde. Bis ihn die eingangs erwähnte Frau ergriff. Ihn zu sich umzwang. Zwang jene Anstrengung, der er sich verpflichtet fühlte, zu jener andern Frau. Zwang plötzlich, daß er sich selbst hinstellen sollte. Gezwungen so, sich selbst aufzustellen, aufzublasen, aufzuschweben.

Der Kreis ist geschlossen.

Blasen steigen auf. Zischt, daß er eine Verpflichtung über die Welt tragen soll, einen fremden Glauben. Es kommt vor, daß er sich durchsetzt einer Frau gegenüber, die vor ihm auf die Tram steigt. Er fühlt, er wird die Knöchel ergreifen. Er wird eine andere am Genick packen, was weiter geschieht, weiß er nicht.

Der Verfasser macht jetzt von dem vorher beanspruchten Rechte Gebrauch, die Handlung fortzuführen.

Einmal trifft er in einer Gesellschaft eine Frau, die sich durch nichts von den vielen Frauen unterscheidet, die er gesehen und nicht gesehen, gelebt und vergessen und gefürchtet hat. Trotzdem atmet er freier. Er schaut die Frau an, sie lächelt einem andern zu, schmiegt sich an diesen Idioten. Relling hat das Gefühl, mit dieser Frau möcht ich sein. Ich will sie auf mich aufmerksam machen. Die anderen Frauen werden sie aufnehmen, weiß er ganz sicher. Er möchte tanzen. Sieht sich alle Hindernisse niederreißen. Er sieht immer wieder die Frau an. Sie hat nichts Besonderes, sie ist nicht hübsch, eine gleichgültige Figur, spricht kaum ein Wort, das im Gedächtnis bleibt. Relling muß sich krampfhaft am Stuhl halten, um nicht aufzuspringen vor Freude. Er fühlt sich unsagbar glücklich, wie tief er den andern Frauen verbunden ist. Alles ist gut. Die Frau möchte den andern Mann haben. Meinetwegen, denkt Relling, meinetwegen, ich werde sie schon später auf mich aufmerksam machen.

In dieser Nacht träumt Relling ein merkwürdiges Begebnis. Er hat einem andern Traumbild zugeschaut, das ihn früher einmal sehr glücklich gemacht hat und scharf in seinem Gedächtnis geblieben ist – eine bunte Landschaft, gelbe Häuser mit grellroten schmalen Giebeln auf einer Anhöhe nach hinten

in Reihen verlaufend, eine graue Straße zwischen, ansteigend – tief unten ein kleiner Bach, kahle Fußsteige führen zur Anhöhe hinauf – Relling steht am andern Ufer und schaut sehnsüchtig und von einer Last befreit. Diesen Traum sieht Relling gerade noch verblassen, er sitzt auf einer Promenadenbank, leicht ermüdet. Ein Sperling hüpft vor seinen Füßen. Er muß denken: ein dummes Tier, die steifen Bewegungen, die lächerlichen Stelzen, das Rucken mit dem Schnabel, eine zerbrechliche Maschine, ein liebes Tier, ein dummes Tier, ein so liebes Wesen, daß man es in die Hand nehmen muß, beschützen. Das Wesen zittert, Relling zittert, hüpft, glockenhelles Lachen, Kichern. Ein Schatten. Ein bedrohlicher Schatten. Relling zittert vor Angst. Das Herz steht still. Er möchte schreien. Er schreit heiß – da ist der Schatten über ihm. Ein großer schwerer Mann, plump, stumpf, mit glühendem Gesicht, dann täppisch grinsend. Seine Hand will nach Relling greifen, glättend über den Kopf fahren – der verbirgt sich, vergräbt sich. Ein entsetzlicher Schrei in ihm noch ungelöst, gleitet in einen tiefen schweren Seufzer, der die Brust sich krümmen läßt – Der Sperling ist tot. Zerquetscht. Schweißgebadet ist Relling aufgewacht. Noch zittert ein tiefes Glück in ihm nach, körperliche Erlösung und Mattsein. Seine Mutter bleibt vor ihm stehen. Die Mutter hat zarte Glieder, die Leute sagen wie aus Glas. Sie ist klein und zierlich und schmal. Man würde sich nicht trauen, sie anzufassen. Dann schleicht sich in dieses Gefühl jener Seufzer wieder ein und quält jäh. Zerreißt die Erinnerung. Von neuem schießt das Blut zu Kopf. Schweiß. Erst tut die Erinnerung an die spitzen scharfen Beine des Vogels weh. Dann das Zucken. Das dumme Hüpfen. Über den Schatten könnte man fast die Achseln zucken, nicht gerade angenehm, aber meinetwegen, denkt Relling. Grauen steigt auf, Ekel. Er muß aufstehen, um sich von Kopf bis Fuß zu waschen.

Dieses Grauen macht die nächste Zeit dumpfer.

Die Zeit verwischt.

Relling fühlt, er wird dem Leben der Frauen nicht gewachsen sein. Die andere Frau ist vergessen, lächelnd, beinahe in einem gewissen Stolz. Relling fühlt sich unrettbar verstrickt. Umstellt. Zu Ende gehetzt. Schreit sich zu: Ich will nicht. Nein ringsum. Nein!!! Das Wissen um die Frauen schwindet, Liebe, Getragensein, Geborgensein, Erwarten, Sehnsucht, Weiten, Menschen –

preßt nieder, was noch aufsteigen will. Schlägt zu Boden, was in ihm noch von den Menschen, die zu ihm leben, sich erhebt. Blind. Taub. Schreiend.
Die Zeit spielt keine Rolle. Auch keine Einzelheiten. Es ist sicher, daß die Frauen nicht zueinander kommen, Relling will nicht. Er schreit und hält alles nieder.
Es gewinnt den Anschein, als ob Relling äußerlich stark wird, über das Tägliche wächst.
Er gibt seine Stellung auf.
Es gelingt ihm zudem, seine Kenntnisse anderweitig umzusetzen, unabhängiger, finanziell mindestens gleichwertig. Er beginnt seinen Kollegen ins Gesicht zu lachen. Er wird ein flotter Kerl. Ein Draufgänger, denken die andern. Er verschweigt naturgemäß manches, so: daß er wartet, daß er sich selbst eine Frist stellt, auf etwas in sich warten muß. Inzwischen macht er gute Geschäfte, er hat Einnahmen.
Er denkt nicht an die Frauen. Er gibt ihnen Geld. Sonst höchstens, daß er sie prügeln wird, mit den Köpfen aneinander schlagen. Er johlt vor sich hin. Brütet vor sich hin. Ist ein angenehmer Gesellschafter. Tadellos.
Der Tanz geht los.
Das kann sich alles sehr schnell entwickelt haben.
(Rettungslos verstrickt: die Frauen, das Kind, Rellings Mutter, der Vater ist ein Trottel, nicht mal besonders gutmütig ...)
Relling geht Schritt für Schritt einen langen Weg zurück. Keuchend und immer nur Stacheln ins Hirn, daß er nicht müde wird.
Dieser Weg muß sein.
Ohne neue Hoffnung.
Nur Haß.

Hirn kantert eine Spinne.

Organisation ist die Hauptsache.
Walter Relling nahm sich die Erinnerung an Gott zu Hilfe. Der gute alte und wieder brauchbare Gott. Er erinnert sich, daß

er in seinen Flegeljahren diesen Gott weidlich betrogen hatte. Er pflegte als Gymnasiast die Hostien zu schlucken, ohne vorher zur Beichte gegangen zu sein. Man soll es auch einem so jungen Menschen nicht freistellen, sich allein mit Gott einzulassen. Gegen den Gott dieser Jahre zu streiten, ist naturgemäß verlockend. Zudem wird davon erzählt, daß ein Blitz auf den Schuldigen, den Spötter und Eidbrüchigen niederfahren wird, Grund genug, das zu erproben. Die Lüge fängt nach einem sonnigen Tage an, nach unsäglichem Glücksatem in der Brust geht einer hin und sündigt. Er unterläßt etwas – es würde kalt, starr und ein Schritt weiter sein, die Pflicht meinetwegen, zu der man sich so oft bekennt und die man noch öfter fürchtet. Damit beginnt die Lüge, der Widerspruch und das Leben des Menschen gegen die Menschen. Das Kreiseln um sich selbst. Pfui, daß kein Gott einem so jungen Menschen hilft, der noch die Menschen um sich wie etwas Notwendiges und Selbstverständliches ertragen kann. Die Beichte und den Hostienglauben. Der Betrug ist eine schöne Kunst und eine mutige Tat, solange er weh tut und noch zwecklos ist. Erst später begreift man, wie dehnbar Gott ist.

Diesen Gott holte jetzt Walter Relling wieder hervor.

Hohn wandelt sich in Neugier und Selbstverachtung – so rief er täglich seinen Gott an. Er hatte alle Möglichkeiten mit ihm zu sprechen, verlernt. Er konnte nur noch das Vaterunser. Es genügte ihm auch durchaus, da es vor allem darauf ankam, sich selbst zu etwas zu verpflichten. Organisation. So sprach er also täglich morgens vor sich hin.

Vater unser, der du bist im Himmel,

Er fühlte sich gehoben, es wirkte beruhigend, etwas kam in Schwung:

Geheiligt werde dein Name –

Hier war die erste Klippe, oft ausgleitend, der Zwang weiterzusprechen war jedesmal eine Anstrengung –

zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden,

Frohlocken: Es ging weiter. Eine Ebene tat sich auf. Man konnte sich verbreitern. Niemand war mehr allein, auch ich nicht – wußte Relling.

Und vergib uns unsere Schuld,

Aufspringende Gedanken verlieren sich, verwirren sich, er gleitet

wieder zu einem dunklen Punkt, Sumpf, zweite Klippe, neue Anstrengung, Krampf, um Gotteswillen weiter –
Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern –
Leiernd. Gehetzt –
Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel. Amen!
Stein im Rollen ist schwer aufzuhalten. Mühle. Erbitterung steigt auf. Zähne zusammenbeißen es hat keinen Sinn – es gleitet doch alles ab – Versuchung. Hohn kichert wieder. Relling schneidet eine Grimasse, hält den Atem an, ringt die Hände und möchte sich am liebsten lang ausstrecken, bis endlich –
Gegrüßet seist du Maria,
Wonniger Zustand, plötzlich gereinigt, Handschuhe, gut angezogen – etwas Verkrustetes bricht auf –
Du bist voller Gnaden,
Man sollte das Ding im Hirn ewig festhalten, darin leben, voller Demut und Wonne.
Der Herr ist mit dir.
Relling bleibt weiter gehoben, Teil einer Gemeinschaft, vertraut.
Du bist gebenedeit –
Neue Klippe. Atemholen. Verwirrung. Wieder will etwas ausgleiten, Ruck! –
unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus.
Es ist gelungen. Man sieht frei um sich. Etwas Heuchelei, ein klein wenig Geziertheit. Relling liebt sich selbst, er ist bereit für die ganze Welt einzustehn, er wiederholt: Jesus. Die Würde glättet manche Wunde. Dann rollt wieder der Stein:
Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder –
Soll noch aufgehalten werden – ? es überstürzt sich alles, rasend im Tempo, die Worte kugeln, die Stirn drückt –
Jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen!
Relling ist atemlos angelangt, fast entsetzt, daß er am Ende ist. Er schwankt, ist der oder jener Satz auch ordentlich herausgekommen. Er fühlt deutlich, daß er jemanden beleidigt haben müßte, die atemlose Hast, das Runterschnurren, er hat an seine berufliche Tätigkeit fortgesetzt gedacht, noch tiefer im Hintergrund an die Beleidigungen eines Bekannten. Er sieht sich mit der Faust drohen, zwischendurch noch aufblitzend Widerstand

gegen die Frau, äußerste Ablehnung, direkt Triumph – dann klingt noch das Amen – ein klein wenig Stolz, Beruhigung, allmählich aber schaler werdend: Tagewerk vollbracht, der Arbeiter legts Arbeitszeug nieder.
Relling wiederholt das abends, jeden Tag morgens und abends, verschärft noch, daß er oft dreimal betet, bis er mit dem Rhythmus, der innerlichen Offenheit sich zufrieden gibt. Er wird nicht glücklicher, aber er fühlt eine innere Spannung wachsen, die seine Waffe werden wird, weiß er.
Nach kurzer Zeit ist er soweit, daß sein Tag von diesen Gebeten abhängt. Er wird nie mehr wagen, sie zu versäumen: Sie mögen manchmal verblassen, schärfer hervortreten, qualvollste Verachtung und Kindheitsglück sein. Relling schmeckt geradezu, ich bin verloren, wenn ich sie fortlasse. Der Tag steht gegen mich auf, die ganze Welt – und ich bin dann wehrlos. Ich werde vom Haß eines Menschen aufgespießt, fürchtet er sich. Ich werde überfahren – in der Tat war Relling monatelang nur ruhig, wenn jeden Tag ein Ereignis vorbei war: die Gefahr überfahren zu werden – er mußte noch gerade so entwischt sein, dann war er für den Rest frei. Und dies alles niederzuhalten, das Leben noch zwingen, einen Plan ein Stück weiterschieben – dazu half ihm Gott, den er jetzt täglich anrief. Relling versklavte sich.
Und noch einmal seine Stimme selbst zu hören, sein Leben allein zu tragen, noch einmal sich wieder so weit aus der Gemeinschaft zu entfernen, daß er warten könnte, wer denn eigentlich zu ihm käme, ob überhaupt jemand rufen würde – – darauf glaubte Relling eine Verpflichtung versuchen zu müssen.
Er kam immer tiefer hinein.
Er begann täglich zu turnen. Bestimmte Bewegungen in bestimmter Reihenfolge zu exekutieren. Zwang. Zwang.
Er sah bald nicht mehr, was in Wirklichkeit erreicht wurde.
Ein Schrei wuchs in ihm hoch.
Dieser Schrei – in dem irgendwo seine Erlösung war.
Er wollte nur mehr noch sich erlösen. Alles andere war Hohn, Verachtung, Dreck, Verdummung, Ekel.
Nur sich selbst.
Gewalt gegen Menschheit. Es zog sich noch manchmal ein weher Gedanke hin wie in Tränen.
Er schmiß wieder noch einige bürgerliche Stützpunkte weg. Es quälte ihn sehr, daß er nicht mehr genügend Geld hatte, die

Frauen ganz sicher zu stellen. Aber er wollte es nicht.
Trotzdem er noch das und jenes arbeitete.
Der Schrei –

Nochmaliger Hinweis, daß der Zeitbegriff nicht eingeführt ist.
Es ist zweifellos für Walter Relling außerordentlich schwer, sich aufrechtzuerhalten. Gleich Sturzwellen schlagen die widerstrebendsten Stimmungen über ihn herein, pressen ihn scheints zusammen, um ihn zu prüfen, zu härten. Trotzdem stöhnt Relling unter dieser Härte, die er sich zur Schau tragen muß.
Die Leute beachten ihn schon kaum mehr.
Die Frauen hat er von sich gestoßen, sie haben ihn verlassen – redet er sich ein. Sie gehen mit ihm jede Stunde, fühlt er, aber durch ihn ferngehalten. Er fühlt sich in jäher Wut gegen die blonde Frau aufbäumen, daß sie es fertig gebracht hat nicht mehr bei ihm zu sein – die andere hat er längst zurückgestoßen, als sie obendrein von ihm noch etwas forderte, was selbstverständlich war: das wirkliche Miteinanderleben. Dann wurde es erst Relling wirklich bewußt, daß er aussätzig war. Er floh die Menschen, damit sie sich wiederum von ihm zurückzogen, damit er einen Punkt hatte, unglücklich zu sein und vor sich selbst zu jammern und wiederum dann den Frauen gegenüber hart, unerbittlich und in beißendem Hohn. Er verbrachte damit die Zeit.
In die Schwankungen zwischen jammernder Sehnsucht und verzerrter Verachtung schlichen sich wenig angenehme Vorstellungen. Er dachte sich aus, wie alle die Menschen, die er gewaltsam und ängstlich sich fernhielt, nun ohne ihn weiterleben würden, vielleicht sich gar entfalten, einem breiteren Leben voll tieferen Glücks zugewendet. Er sah eine fremde Gesellschaft in seinem Haus, alles aufrechte schöne Menschen, unter die er nie sich hätte wagen dürfen und hörte sie bedauernd von ihm reden, nicht ohne gewisse freundliche Anerkennung – es war schrecklich. Er tastete nach einem Messer. Das Messer! Sie hätten, als wilde Meute, über ihn herfallen sollen. Er sehnt sich danach sich zu verteidigen – aber niemand greift ihn an. Es wird wohl mit der stillen aufrechten Gesellschaft, von der er so quälend träumt, seine Richtigkeit haben.

Das verfluchte hinterlistige Weib – alles Glück hat sie aufgespart bis er weg ist, denkt Relling. Eine starke wunderbare Kraft setzt sie jetzt für die Leute ein, fremde Leute.
Das andere Weib, noch hundertmal verfluchter – sie muß fühlen, daß ich ihre Gemeinschaft so nicht ertragen kann, so in Verzweiflung, Feigheit und Verbrechen. Wird sie mir helfen können, zweifelt er. Alles dreht sich doch nur um mich: ich, ich, ich! Ich muß, ich soll, ich werde – nein!!! Relling sieht, wie er das Haus anzündet, in dem sie noch wohnen, die Möbel kurz und klein schlagen. Es macht gar nichts, daß er die Frau entsetzlich quält. Er hat den Eindruck, sie merkt es kaum. Jeder Mensch wird vom ersten Tag an so unsagbar gequält. Die Frau erwartet etwas von ihm so verschiedenes vom Leben. Er will keinerlei Forderungen mehr erfüllen, er ist durchaus außerstande, stellt er fest.

Der einstige verfluchte Freund –
Sie leben alle weiter und mit einem fremden Glück – er mußte an sich halten, nicht etwas dagegen zu tun. Er sah ein: ich laß alles gehen. Er hätte sich schließlich doch nur geschämt und neu belastet. Seine Stellung war besser, wenn er gleichsam unbeteiligt abseits stand. Das begriff er noch sehr wohl und richtete seine Übungen darauf, weiter auszuhalten.
Er wird nie wieder einen Freund haben. Einen Menschen um sich dulden. Nie sein, daß jemand zu ihm glaubt.
Daraufhin lebt er.
Man soll das Vorhergehende als Aufzählung einer Gedankenreihe betrachten, die Entwicklung geht anders.
Manchmal überfällt den Relling noch singendes Glücksgefühl. Es preßt sich im Mund zusammen, drückt und umglänzt den ganzen Körper, daß er zitternd die Knie aneinanderreibt, die Füße wollen weit, ganz davonlaufen. Er möchte laut Worte sich finden lassen, Worte aufeinanderhetzen, prunkvolle rauschende Worte. Die Straße singt, die Bäume, die schwere dunkle Wolke über ihm, schwebend, steigen, unendlich, warm. Die Wolke – wie ein frühes fernes Leben schwer, gräbt ins Herz bitter süßes Schicksal. Gegen einen Zwang. Mensch sein, gut sein, leicht und gut. Umarmungen. Schlagt mich doch tot, fühlt er, ich kann es ja nicht ertragen. Zerreiße in Glück. Dann erhebt sich eine

dumpfe schwebende gewaltige Melodie, reißt Wände, Dämme, das Weltende nieder –
Flutet von ihm weg.
Wieder Schrei, der zurückbleibt und frißt.
Absatz.
Einmal hatte er in darauf folgendem Schlaf, der die Glieder in die Folter gepreßt hielt, diesen Traum: Ein Augenblick glücklichen Aufatmens setzt sich durch, steht vor ihm – Er läuft dann plötzlich gehetzt einen Weg entlang, das Herz klopft stark, Stechen in den Seiten, Atem wird schwer – da gleitet er unversehens über einen Abhang, fällt – aber nur kurzes Stück über darunter sich breitende Decke, es scheint Schnee, Gletscher – doch der Fall ist schon zu stark, die scheints sichere Decke – wieder der Augenblick glücklichen Aufatmens – die Decke bricht durch, er fällt wieder, diesmal tiefer, unrettbar, er dreht sich öfters einmal kopfunten, dann glückt mit einer letzten Anstrengung noch eine Umdrehung, die Beine fühlt er entsetzlich sich strecken, langziehen, dann wieder kopfunten – unten blinkt ein sonnenbestrahlter Weg, Leute gehen, seitwärts sanft ansteigend Hügel, Wiesen, Bäume – er fühlt, hier ist endlich Ruhe, ich kann noch glücklich werden, sein – so aber – atemverhaltend, rapid, kopfunten schießt er darauf zu ...
Lachen –

Und Besoffenheit.
Jemand drängt und hetzt. Es ist einer, der fortgesetzt einen Stoß gibt.
Früher noch war eine Erinnerung, die ihn quälte, die ihn plötzlich an irgendeinem Punkte festsitzen ließ wie einen Käfer, den man aufspießt. Ein menschlicher Vorstoß zu einem Menschen hin, der nicht weitergekommen war, in Schmach und Beschämung steckengeblieben, eine Demütigung durch irgendeinen Menschen, halberzwungen – vielleicht liegt darin etwas Erlösung, wenigstens eine Frage – eine halbe Tat, überschwenglich und voller Verrat, hoffnungsloses Aufbäumen. Früher noch wurde ihm heiß, wenn er an irgendein Erlebnis dachte.
Jetzt schwingt einer die Peitsche.
Relling betäubt sich, weil eine quälende Leere in ihm droht. Er muß etwas aufrichten, um sich herum aufbauen. Er trinkt

nervös und verzweifelt, von jäher Wut gegen jede Betäubung geschüttelt. Er trinkt, weil er es mit jedem Nerv verabscheut, sich zu betäuben. Lächelnd, daß er keine Arme mehr hat, sich wo anzuklammern, keine Beine, zu einem Menschen noch hinzufinden. Blind.
Es wächst keine Stadt mehr vor ihm auf, die Kameraden haben ausgepfiffen. Haß wird ohne Ziel und Stütze.
Schleppt sich jeden einzelnen Tag weiter. Voll seltsamster Begebnisse – die Straßenlaternen greifen in sein Leben ein, der Pfiff einer Lokomotive, das hohe Beingestell eines geputzten Mädchens, die Wisky-Boddle, die krumme Zigarre und ein Buch über die französische Revolution. Er wäre kaum je in der Lage, sich lächelnd wehrlos der Guillotine anheimzugeben, der Verachtung gegen eine Horde Beengter und Verzweifelter zuliebe, fühlt er.
Frage: Lohnt es, sich aufzuhängen?
Oft durchzuckte den Walter Relling der Gedanke, mit sich Schluß zu machen. Damals, in ganz anderen Verhältnissen noch, empfand er, gerade so oft er besonders freudig erregt war, das plötzliche Bedürfnis sich aufzuhängen. Er sang vor sich hin: Relling hat sich aufgehangen – halb bedauernd. Und gab sich dabei jedesmal eine Ohrfeige, in der Tat. Oder biß sich in die Zunge, als wollte er sich am Sprechen verhindern. Das fiel alles weg.
Er würde von sich verlangen: ich muß jemanden mitnehmen. Dafür war keiner da. Es ist unmöglich, sich allein aufzuhängen, wußte er – ich könnte auch einen andern Menschen nicht mehr ertragen. Auch diese Gedankenreihe führte dazu: ich bin allein. Zudem blieb er eben zu feig. Es würde gar nichts hindern, sich allein vorzunehmen. Er traute sich nicht, und gab sich keine Ohrfeigen mehr. Der Hohn fror ein. Es wurde zum Ersticken. Nichts mehr, leerer Raum, Leere. Wenn er gesoffen hatte, vergaß er nie, noch tagelang zu kotzen. Sich breittreten lassen. Es geschah nichts die Tage und Stunden – die Monate –
Immer blasser wurden die Erinnerungen –
Saufen, spielen, Geldverdienen, hasten – verkrampfte Grimasse, geduckt, müde, Leben unerträglich.
Hetzt immer weiter wer –
Er empfand ganz deutlich: es ist nichts zu Ende gebracht.

Nichts.
Das Kind jener Frau war bei seinen Eltern. Erst noch: meinetwegen, dann: verbittert – bis zu Drohungen. Er hatte die ganze Zeit sorgsam sich gehütet, überhaupt an seine Familie zu denken. Er fand sich darin nicht zurecht. Einmal, wußte er genau, hatte er sie verachtet. Das hatte ihm wohlgetan.
Jetzt sah er, wie nach einem vorbestimmten Plan war er wieder eingefangen. Von andern hineingestoßen worden. Die Gedanken berührten sich, knisterten, ließen Funken sprühen. Es ging ihm allmählich ein, dort bei seiner Familie blieb noch etwas zu tun. Für sich ganz allein. Das ging ihn kaum noch etwas an.
Dort war noch seine Welt.
Er lebte noch eine Zeitlang in dem Gedanken, bis er sich entschloß. Entschlossen wurde.
Er vergaß wieder das Kind. Die Frau. Haß und Weiterleben. Hier auf Vater und Mutter gerichtet. Den Vater kannte er. Es war eine lebendige Rückkehr in kurze Freude, wenn er daran dachte, wie sehr er diesen Mann verachtet hatte, wie oft er ihn hatte beschützen wollen, und wie er als Kind unter dessen Ungerechtigkeiten litt. Er empfand vor ihm körperlichen Ekel. Aber er stellte fest: die Mutter kenne ich nicht, ich habe vielleicht keine Mutter, eine spitze Dame. Jahrelang haben sie den Walter Relling in Ruhe gelassen. Er hatte höchstens hören können, daß man von der Seite kein Bedürfnis empfand, weiteres von ihm zu wissen.
Relling sprang hoch bei dem Gedanken, nach allem jetzt die Eltern zu stellen. Endlich die Mutter kennen lernen.
Er wurde immer betrunkener, die Augen hätten ihm aus dem Kopf fallen können. Es genügte eine Geste, ihn auf die Beine zu bringen, ein forschender Blick: er hat keine Mutter. Ah-haha, soso.
Weiter gehetzt.
Über die Zeit. Erstickender. Einen Pfahl in das müde Hirn. Die Arme an den Leib gepreßt. Zur Not kann er noch mit den Leuten, bei denen er seine Groschen verdient, ein paar Worte reden.
Dann schreibt er einen Brief.
Antwort erstaunt, unbestimmt und sehr kühl.
Das wirkt.
So endet dieser letzte noch zweifelhafte Zustand.

Im Gegensatz zur Auffassung moderner Romanautoren fuhr Walter Relling in wohligster Ruhe seiner Heimat zu. Auffallend war, daß er keinem Menschen auch nur eine Andeutung von dieser Reise oder den daran geknüpften Erwartungen gemacht hatte. Er wußte es vielleicht selbst nicht genau. Er fuhr so friedlich durch die Ebene dahin, rechts und links Ackerfelder, Sumpfstrecken, Gebüsch – wie kaum ein Handlungsreisender, der Commis voyageur, dem er einstmals mit so abgrundtiefer Verachtung begegnet war. Er dachte an weiter nichts. Als er vom Bahnhof mehr erstaunt eine vielfach verfluchte und doch so langweilige Straße, die voller Erinnerungen hätte gespickt sein können, weiterging, schlenderte ... war sein Kopf bereits völlig hohl.

Es war schon geschehen.

Es ist nicht nötig, Einzelheiten seines Wiedereinzugs besonders hervorzuheben. In weiter Ferne blieb als dunkler Punkt: sie sollen mich aufnehmen, wieder auf die Beine stellen. Vorher hatte er noch gewußt: sie werden es nicht tun. Dann ging er weiter seinen Weg, hinter diesem plötzlichen Entschluß her, der jäh aufgetaucht nicht mehr niederzuringen war. Nach dieser Erkenntnis blieb er unverändert ruhig. Er wäre wie in alten Zeiten der Erlöser über das Wasser gegangen.

An der Haustür traf Relling seinen Vater. Er ging auf ihn zu, lächelte etwas, so daß der ihm gleich die Hand gab. Dann verzog sich ein wenig dessen Gesicht nach unten, bis er sagte: Ich hoffe aber, daß du mir Mama nicht aufregst. Während er weiter einiges sagte, wie: Du weißt gar nicht, wie schwierig ich es habe, ach ach mein Junge – einen schamlos boshaften verkümmerten Zug sah der Sohn – ich muß mich darauf verlassen, sonst ... entdeckte Relling, daß der Mann, der neben ihm stand, schon sehr morsch war. Er konnte beinahe wimmernd umfallen und um sich schlagen in letzten Krämpfen, dachte Relling, neugierig geworden. Etwas gehemmt weil ihm selbst keine Worte kamen. Ein dummes Lächeln. „Ich bin seit gestern unterwegs." Wackelnd stieg der Mann die Treppe vor ihm hinauf. Relling sah sich noch manchmal um. Er hatte durchaus kein Herzklopfen. Die Treppe war er schon öfters gegangen. Eine große Spanne Zeit glitt von ihm ab. Er merkte es kaum. Als die Klingel schrillte, stach noch etwas ganz wenig. Dann wurden sie in ein großes Zimmer geführt, der Vater stapfte noch nebenher –

das Zimmer voll unnützer Sachen, diese blödsinnigen Kleinigkeiten – glitt durch sein Hirn.
Das Blut blieb träge.
Sie warteten und sahen sich um, zum Fenster, die Aussicht – lächelte Walter.
Die Mutter.
Der Vater verlegen seufzend, Walter machte Anstrengung, auf sie zuzugehen. Er sah die Lippen sich zusammenpressen, über das dunkelblonde Haar hing eine weiße Strähne. Diese Frau sah auf ihn voll zäher Bitterkeit!
Sie stammelten alle drei ein paar belanglose Worte.
Ja, mir ist es in letzter Zeit nicht besonders gut gegangen.
Der Alte nickte. Die Frau unbeweglich.
Ich bin nicht mehr mit mir zufrieden. Die Mutter schneidet dazwischen: das habe ich dir schon immer vorausgesagt. Man fühlt wie sie bedauert, überhaupt gesprochen zu haben.
Auch Relling empfindet das von weit her.
Sie haben sich inzwischen alle drei gesetzt.
Als ich euch schrieb, ich will hierherkommen, so hatte das den Grund, etwas noch zu erledigen, was mich immer gequält hat, da kann etwas nicht richtig sein – er kam langsam in Fieber, Gottseidank, es kommt heraus, fühlte er. Ich weiß nicht auf wessen Seite die Schuld liegt, daß wir uns alle ganz fremd sind, meinetwegen auf meiner ..., aber immerhin – er holte Atem, sah vom Boden auf –
Das sind wieder die alten Faxen. (Wie ein Peitschenhieb.)
Ich denke mir halt, daß man vielleicht für später seinen Weg finden kann, sagte der Alte. Es war klar, er sprach nach vorbereitetem Konzept. Relling runzelte die Stirn. Die so lange niedergehaltene Unruhe in ihm kam in Bewegung. Er ahnte dumpf, daß er in die Falle gegangen war.
Ich für meinen Teil bin damit fertig, sagte Mama. Wir haben keinen Sohn mehr.
Schweigen. Unruhe. Angst.
Du mußt nicht denken, daß ich mit Papa nicht ausreichend darüber gesprochen habe – einfallend hastet der: wenn du wüßtest, keine Stunde vergeht, was muß ich alles aushalten, Starrköpfe, Mühlsteine, die gegeneinander mich zermahlen, ach ... in weinerlichen Ton übergehend – Papa, sagt die Frau hart, ist zu gut. Er hat dir immer alles durchgehen lassen, bis,

ja bis eben, ich wie gesagt – eine Handbewegung.
Der alte Mann bereitet eine längere Auseinandersetzung vor, der Körper ist vornübergebeugt, augenzwinkernd. Im Barthaar glänzen tausend weiße Fäden.
Dann bespricht er irgendwelche Gegensätze, Widersprüche, gegenseitige feindliche Maßnahmen zusammenfassend.
Relling fühlt wohl, wie im Vater sich etwas löst. Wie glühend der diesen Augenblick wohl noch herbeigesehnt hat. Er hört noch gerade, wie vermittelnd Mißstimmung in Wärme umschlagen soll – er hört es, aber er lauscht währenddessen, lauscht fieberhaft erstaunt, wie dieser Mensch in ihm von einer ganz andern Seite her wieder entsteht. Der Mensch, über den er früher so weit hinauswollte, niederrennen, dachte er, als er, der Sohn, erkannte, er könnte ihn nicht länger beschützen, da dieser Vater ihn verriet – spielend selbst mit dem Gedanken, den Vater als Freund zu sehen, der an ihn Forderungen zu erfüllen hatte. Der Vater verstand das während der ganzen Jahre, da er nunmehr seinerseits gegen mich kämpfte, nicht – beharrte jetzt Walter Relling sachlich. Er wußte überdies längst, die Triebkraft dieses Menschen liegt nicht in ihm selbst – er hätte trotzdem mit ihm auskommen können, wie viele Menschen verraten einander nicht –

So sprach der Vater. Wenn auch mit häßlichen Beispielen und mit völlig anderen Worten, die früher Walter Relling als böswillige Verdrehungen bezeichnet hätte. Walter verstand ihn sehr gut. Eine Hand, die ihm gereicht wurde, und die er nicht annehmen konnte. Er nickte ihm mit müden Blicken zu. Er war nahe daran zu weinen.
Laß das, sagte Mama, wir wollen von ihm was hören.
Der Ton, überaus spitz, löste dennoch einen Panzer um Walter, er wurde verwirrt und schämte sich. Er zuckte die Achseln.
Dann sprach die Mutter.
Dem Sohn erschien alles so überaus zwecklos, Haß war ja längst Gleichgültigkeit geworden. Er bohrte in sich geradezu die Reste seines Hasses heraus. Er hörte kein einziges Wort – möglicherweise sagte sie Ähnliches wie der Vater, Vorwürfe, immer enger zog sie diese Vorwürfe, Ablehnungen – er konnte ohne diese Frau nicht leben und fand nicht zu ihr. Das stand in ihm fest.

Ihr Gesicht war eingefallen, eingetrocknet – er hatte sich immer gesträubt sie zu küssen, er sollte immer ihren Arm nehmen und sie unter die Leute führen, er sollte so vieles tun, Idiotisches – mag sein ... Er erinnerte sich kaum mehr, daß er diese spitze Lügnerin, wie er sie nannte, mit jedem Nerv verflucht hatte. Klar stand vor ihm: er kannte keinen einzigen Menschen, der zu dieser Frau stand, kein einziges Wesen, das sie nicht sich selbst hergezwungen hätte, das sie zum Leben benutzte, ein bitteres Warum, das er nicht beantworten konnte, drohte. Lächerliche kleine Eitelkeiten, dachte er jetzt, sind zwischen uns – während sie ihn mit kalten stichelnden Vorwürfen überhäufte.
Es wurde ein Zwiegespäch zwischen den Alten.
Relling dachte nicht mehr daran, daß er hierher gekommen war, das Kind jener blonden Frau, das bei seinen Eltern war, abzuholen. Er konnte sich unter Kind nichts vorstellen. Pflichten kümmern ihn nicht, oder gar Versprechungen.
Aus den Worten um ihn herum blieb nur das eine hängen: du hast ihn nicht gewollt.
Die beiden sprachen weiterhin erregt auf einander ein. Kleine Sorgen stritten gegeneinander, man hätte ihnen gut sein können, so müde war er.
Er würde es nie zugestehen, dachte er noch.
Schließlich fühlte er, sie haben mich schon vergessen. Sie leben weiter ohne mich. Glut schlug über ihm zusammen. Heiße Dankbarkeit, qualgeborenes Glück. Ihnen zu Füßen fallen, sich demütig winden, küssen, küssen, immerzu ...
Relling begann zu zittern.
Alles war von Grund auf aufgewühlt.
Sie stellten an ihn Fragen. Er antwortete. Er erzählte. Das und jenes aus der Zeit, da er nicht bei ihnen war.
Bis noch einmal etwas aufflackerte: er konnte sich keine Antwort geben, was Kind heißt, erinnerte er sich zwischendurch. Alles stand wieder auf. Er sah die blonde Frau über ein Kind gebeugt, das zweifellos jetzt im Augenblick gestorben war, wutverzerrt war diese Frau, sie stieß das tote Kind, sie wollte es nachträglich würgen – die andere Frau die Fäuste in sich vergraben, als sollte der Kopf platzen, die Augen rausgepreßt: Kind, Kind, ich will auch leben ... Relling fühlte diese Frauen in einem gleitenden Augenblick – er hielt sich am Tisch fest, es fiel nicht auf, er gab weiter wenn auch stockend Bescheid –

da riß ein Vorhang vor ihm entzwei. Er sah die Frau, seine Mutter, die weißhaarige, kleine Frau sich gegenüber, er hätte ihr wollen an die Kehle springen, die glatte Fresse zerreißen. Wendet euch nur ab, hört er sich schreien, ihr geordneten Fratzen, ihr Brut – den Schwanz einziehend, Hund – schrie er. Keuchend.
Schrie er.
Hörte er sich – atemlos gespannt – aber es war nichts, er hielt sich noch fest, den Mund ein wenig offen. Er hatte eine Frage überhört.
Er hörte sich noch ein schrilles Gelächter gegen die Wände schleudern, sich zersprengen –
Schwitzend –
Und nahe daran loszuheulen, sich aufzulösen, schluchzend, betend, heiligend –
Er sank wieder herunter, sie hatten nichts gemerkt.
Sie sprachen noch alle drei eine Zeitlang.
Als Relling bereits zu Bett gegangen war, sahen die beiden Alten sich noch lange im Zimmer um. Sie sprachen übermüdet und träge noch einiges. Dann sagte der Vater: Wir haben ihn wiedergewonnen. Die Mutter senkte still versonnen den Kopf, lächelte vor sich hin und die beiden Menschen gaben sich einen Kuß und gelobten sich jeder im Stillen –
Die Schränke, die Tische und Stühle bekamen einen besonderen Glanz. Das Klavier tat so, als wollte es selbst den Deckel aufklappen. Viele Stunden schwebten im Zimmer und schwebten auf leuchtender Schaukel.
Absatz.
Nacht. Relling träumte, er gäbe nunmehr allen Menschen die Hand, weil eine Revolution auszubrechen drohte, daß er sich solange von ihnen fernhielt. Dazwischen sprang er fortgesetzt von einem Kirchturm herunter. Er flüchtete dann schnell, um nicht zu Ende denken zu müssen, wieder zu den Menschen. Er schritt mit der blonden Frau einen Reigen, die andere zog um sie beide einen Kreis, und wieder einen größeren Kreis von vielen Menschen, und er wollte immer in den Boden verschwinden, wurde aber jedesmal unter fröhlichem Gelächter wieder hervorgeholt. Die lustigste, die ausgelassenste war jene andere Frau. Relling wurde weidlich ausgelacht – es tat unendlich wohl. Aber es trieb ihn auch immer jemand wieder auf den

Kirchturm. Dort waren ganz andere Menschen, er kannte sie kaum noch, sie schwiegen alle. Zuletzt versperrte er sich gegen jeden Traum.

Aber als er am nächsten Tage gegen Mittag durch die Stadt ging, trat jener erste Traum deutlich vor ihn und wich nicht mehr. Dieser Traum sprach von Wahrheit. Die Leute, denen er begegnete, kamen zwar nicht auf ihn zu, dafür kannten sie ihn vielleicht nicht, aber sie waren freundlich. Es waren wunderbar schöne Menschen. Er ging einen großartigen Weg, an alten Wällen vorbei, seitwärts leuchteten die Häuser, in denen alle diese Menschen zuhause waren – er sehnte sich unsäglich nach den beiden Frauen, er hörte sie fröhlich lachen – ging am Fuße himmlisch grüner Wälle, Bäume nahmen ihm den Atem, sie beugen sich nieder, hüllen ihn ein und werden ihn forttragen, er droht ihnen schelmisch, an einem strahlend roten Schlachthaus kommt er vorbei, die Kessel machen Musik, die schnurrigen Kessel, er sieht Kinder, die Ball spielen und muß laut mitlachen, er sieht sich schon wieder mitspringen, dann einen lustigen Schienenstrang, der mit seinen Windungen kokettiert, eine ruhige sachliche Barriere, eine Barriere, einen Aufenthalt – Läuten – drohen –
Da springt er mit einem Satz rüber, daß ihn gerade die gutmütige Lokomotive eines rangierenden Güterzuges noch faßt und wollüstig runterdrückt.

Ende.

Gott verschläft die Zeit
Ein Buch Prosa

ZUR KLÄRUNG

Bitte um Aufmerksamkeit.
Wenn man den Gründen der überheblichen Unfähigkeit deutscher Schriftsteller nachgehen will, so kann man bei einer solchen Untersuchung die letzten 70 Jahre unberücksichtigt lassen. Das deutsche Schrifttum hat in Goethes »Wahlverwandtschaften« und dessen unmittelbaren Folgewirkungen bis Stifter einen Gipfelpunkt erreicht, der in sieben Jahrzehnten literarischer Großmannssucht, Nachäfferei und schamlosesten Literaturgeschäfts bereits soweit dem allgemeinen Gesichtskreis entrückt ist, daß einem Sternheim gestattet werden muß, 400 Jahre nach Defoe den Puritanismus für die Darstellung in deutscher Sprache zu entdecken.
Um das recht würdigen zu können, muß man zu begreifen in der Lage sein, welch ein ungeheurer Schwindel jenen »Wahlverwandtschaften«, diesem unbestreitbaren technischen Meisterwerk der deutschen Literatur zu Grunde liegt. Die Beziehung zwischen Mann und Frau kristallisiert sich in der schleimigen Tatsache, daß die Frau die Schriftzüge des Mannes kaum mehr unterscheidbar angenommen hat, eine Tatsache, die allerdings blitzhell die unerhört ekelhafte Beziehungssituation beleuchtet – und die Rhythmik alles Geschehens wird assoziativ aufgefangen und zurückprojiziert aus der Rhythmik eines Geschlechtsaktes, als dessen Wesensinhalt der Genuß am betrügerischen Entschlüpfen aus den Beziehungen einer zweiten Frau, verstrickt durch gaukelhafte Möglichkeit einer Verwechselung und Verschmelzung, ausklingend in scheinbar weltliche Melancholie über ein Unlösbares, Goethisches, das für den augenblicklichen Leser sich lediglich als das Nachschmatzen einer gut angebrachten Emotion darstellt.
So zeichnete Goethe technisch meisterhaft und unerreicht deutsches Wesen, die deutsche Gefühlsverirrung, das deutsche Gemüt. Bewußt und mehr noch unbewußt aber vor allem wahr – das Verlogene, Heuchlerische, Unfertige, Anmassende, Gewalttätige weil Feige. Und das ist die Grundlage deutschen Wesens und deutscher Philosophie, Schwindel und Dreck.
Der Versuch einer Freilegung aus gedanklichen Verschüttungen,

des Versuches eines Durchstoßes nach dem Licht, geistigen Anschluß an andere Völker, literaturgeschichtlich gesehen die Romantik, brauchte nicht erst durch Oberlehrer und Justizkrüppel, durch Polizei und Militärknechte niedergeschlagen zu werden. Die Literaturgeschichte beweist, daß für die vorschnell gereifte Form die Zusammenfassung, die Verdichtungsmöglichkeit eines Inhalts nicht vorhanden war. Das ist das Schicksal der Eichendorffschen Romane. Luft, Licht, Posthornassociationen, Vogelgepiep und katholischer Sozialismus, mögen sie noch so gut gemeint sein, noch so frisch vorgetragen, ändern in einer Gesellschaft nichts, die gerade zusammenbleibt, weil es muffig ist. Die blaue Blume kann auf dem Misthaufen nicht gedeihen. Es ist weiterhin bezeichnend, daß das deutsche Literaturgenie Ludwig Tieck in William Lovell durch genaueste Anlehnung an die Engländer den in der Entwicklung präcisesten deutschen Roman geschaffen hat, ein Werk, das erstmalig Tempo hat. Die Romantik brauchte also nicht erst umgebracht zu werden, sie hat Leute gezeigt – atemschwache in Deutschland. Denn in diesem Deutschland kann man trotz alledem noch immer nicht atmen. Es ist eine verpestete Luft. In diesem Deutschland kann nicht ein Buch geschrieben werden, das den Menschen organisch nimmt, das aus Liebe zu den Menschen die Welt weiter schafft, leuchtender den Horizont. Ein solches Buch kann in Deutschland nicht geschrieben werden, das glücklich macht, weil es rein ist. Ein solches einfaches schmuckloses Buch, das nur die Wahrheit sagt, anspruchslos zu den Massen der Verschüchterten und Vergewaltigten – von dem Geschmeiß deutscher Lehrer und Besserwisser, von dem Gesindel der Literaturbeflissenen, der Leser schlechthin in Deutschland, ein gutes und schönes Buch duldet die deutsche Atmosphäre nicht. Solange das deutsche Gemüt nicht ausgerottet, solange deutsche Gemeinschaft nicht zerstört ist.

DER FALL GROSS

Anfang des Jahres 1914 wurde ich auf den Fall Groß aufmerksam gemacht und schrieb damals dazu in einem Aufruf: Die Existenzbedrohung des täglichen Lebens schreitet fort. An dem scheints simplen Zeichner der Garrison Foundry in Pittsburg-East vollzieht sich das Geschick der Allgemeinheit, bedroht zu sein in den Netzen einer Bande von Räubern und Mördern, die niemand kennt und deren bröckelndes Wirken jeder tagtäglich hören kann.
Es wird nunmehr kein Zweifel sein, daß deren Mitglieder sich für den Zeichner sichtbar aus Mährisch-Ostrau, Troppau, Hotzenplotz und Bielitz-Biala erwiesen, eine weitverzweigte Organisation bis tief nach Böhmen hinein, andrerseits bis Glatz, Breslau und selbst nach Schandau in der Sächsischen Schweiz, wo einer der Beteiligten in einem Logierhaus Hilfskellner war. Es ist schwer, für den Mann, der in die Fäden des Netzes nun einmal geraten war und dessen Eigensinn bis zu diffizilster Hellhörigkeit sich fortgesetzt gegen die Verfolger stemmte – auch bei meinem seinerzeit von ihm gewünschten Dazwischentreten, noch etwas zu tun. Ich wollte in der Tat unparteiisch sein, und es den Draußenstehenden überlassen, in dem Für und Wider anläßlich der Revolverschießerei in Breslau im Hotel Stadt Frankfurt, auf die ich auch später noch zurückkommen werde, sich die Schädel einzurennen.
Ich muß sagen, daß ich heute meine damalige Stellung sehr beklage. Vielleicht hätte noch etwas geschehen können. Es schwebte mir dunkel ein Vermittlungsvorschlag für die Parteien vor, ich war nur zu gern bereit, ihn sofort auszuarbeiten. Damals hatte ich das Gefühl, es muß so was wie Frieden zwischen den Menschen geben, einzeln gesehen; über Raub und Totschlag hinausgehend. Man braucht sich nicht ewig selbst zu zerfleischen, auch wenn man ein Schuft ist. (Ich hätte es damals sagen können.) Aber wenige Wochen später brach der Krieg aus.

Damals erinnerte sich der Anton Wenzel Groß, daß die Mutter der Gebrüder Seidel, um die in der Hauptsache das Anklagematerial angeordnet ist, eine Hauptmannswitwe, seiner Mutter in Zawodzie bei Wojnicz im Bezirk Tarnow im Sommer 1885 beim Kochen behilflich war, gerade zu der Zeit, als der Chef der Szepanowitzer Dampfmühle aus Holland zurückgekommen war. In jenen Tagen wurde Antons Mutter aus dem Wäschekasten ein Lotterie-Riskonto auf ein Terno von 1200 Kronen gestohlen und der Gewinn in Lemberg erhoben, als dort die alte Seidel eine Tabak-Trafik eröffnete. Zwei Jahre später wurde zudem eine reiche Erbtante der Familie Barés, Frau Spiller in Olmütz, mit einer vergifteten Nadel gestochen und um 80000 Kronen beraubt – die Familie Barés war mit Groß mütterlicherseits verschwägert. Dazwischen fällt im Hause des Groß der Besuch eines Klavierstimmers aus Prag, der einen Sohn, angeblich Polytechniker in Troppau, mitbringt, der aufs Haar einem Seidel ähnlich sieht. Der Seidel versucht dort, Antons Bruder Ludwig in den Teich zu stoßen, erhält aber eine ordentliche Tracht Prügel. Dafür treffen die Brüder Groß später, als sie in Troppau zur Gewerbeschule gehen, einen Soldaten bei ihrer Kostfrau, den wiederum ein solcher Seidel besucht und alle Gespräche zweifellos belauscht hat. Erhalten Kenntnis von dem Familienwappen der Familie Barés und Groß, letzteres dem fürstlich lichtensteinschen Erbförster Emil Groß zu eigen. Das Wappen wird gestohlen, ein längliches rotes Rechteck mit Gatter drin, an der Seite Löwen. (Man sagt, daß es vordem ein Seefahrer-Wappen aus Schottland gewesen sei.) 1893 arbeitet ein Seidel in der Brauerei des Herrn Oskar von Rudno Rudzinsky in Osiek bei Oswiecim. Dort spioniert auch ein Hauslehrer Rezmieck, von dem später aus New York noch mehr zu berichten sein wird. Die Familie Groß kommt nach Osiek, wo Vater Groß als Kassierer eine Anstellung erhalten hat. Antons Bruder bekommt bald Streit in einer Schänke mit einem Bauer Groß, den er nie vorher gesehen hat, der vor Gericht ausgetragen wird und für die ganze Familie unglücklich verläuft. Ludwigs Schicksal vollendet sich bald nachher. Er rückt zum Militär nach Krakau ein und wird dort von einem Sanitätssoldaten Wagner, der mit einem Seidel zusammengewohnt hat,

vergiftet. Anton geht als Zeichner zu einer Firma in Aue im sächsischen Erzgebirge. Dort hält er sich vier volle Jahre, umgeben von Leuten, die sich Fremden gegenüber als seine Schulfreunde ausgeben. Von einem dieser Leute, etwa 166 cm groß, graublaue Augen, schmale Schulter, trug kleinen weichen Hut – wird ihm eine kolorierte Photographie seines Vaters als Kadettkorporal aus dem Koffer gestohlen. Später kommt der Anton wieder nach Haus, bleibt ein paar Jahre in Bielitz-Biala in einem Konstruktionsbüro. Hört, daß die Frau Seidel einen Nordbahnlokomotivführer Herzlicka geheiratet hat und stößt auch bald mit dem jungen Herzlicka zusammen, später mit dem Sohn des Sodafabrikanten Werner. Im Wirtshaus der Barbara Schreinzer am Bretterplatz in Bielitz-Biala wird Anton durch einen Schluck Bier betrunken gemacht, daß mit den Herzlickas, Werners und einem Seidel, der hinter dem Schanktisch steht, eine große Prügelei anhebt. Ein Advokaturschreiber mit sehr dicken Augengläsern und von schmaler Figur springt dazwischen, hilft aber nicht – nach Antons Vermutungen ein Bruder ihres früheren Dienstmädchens Marie, die dem Biala-Rosenkranzverein angehört hat und deren zwei Brüder den Seidels sehr ähnlich sehen: der eine stahl Anton bei seinem letzten Heimbesuch 40 Kronen.

Drohende Vorzeichen

Damals erinnerte sich Anton Wenzel Groß einer fortgesetzt quälenden Unruhe. Viele gute Bekannte kamen ins Unglück, starben plötzlich, – niemals ohne daß es den Anton schon Stunden vorher in fieberhafte Aufregung gesetzt hätte. Schließlich entschloß er sich mit seinem Freunde Stefan Schönherz nach Amerika zu fahren. Es war damals schon so weit, daß viele Hunderte aus der Gegend mitfuhren. Zu beachten ist noch aus der Zeit kurz vorher, daß einer der Mitreisenden mit der Steueramts-Offizialsgattin Sikora ein Liebesverhältnis hatte und sie veranlaßte, nach Amerika zu gehen, wo er sie als Bordellmutter einkaufte und später ermordete. Anton fuhr also im September 1906 mit dem Dampfer Großer Kurfürst des Norddeutschen Lloyd nach New York, mit der Baltimore-Ohio-Eisenbahn nach Pittsburg in Pensilvanien und logierte im Hotel

Marchand, Water-Street vis-à-vis dem Baltimore-Ohio-Passenger-Depot. Später bei der Ungarin Mimi aus Kaschau mit noch mehreren Ungarn zusammen. Im November bekam er mit Schönherz Arbeit in der Westinghouse-Elektric & Manufakturing Co. als Schlosser in der Sektion F4 unter dem Foreman Marx und dem 2. Foreman Myler. Zusammen mit dem Ungarn Ribarsky aus Kaschau. Anton erkrankt bald aus nicht aufklärbaren Gründen an Typhus, irrt ein schreckliches halbes Jahr, von dem er keinerlei Erinnerung mehr hat, zwischen Chicago, Washington und Pittsburg hin und her und landet schließlich nach Jahresfrist wieder in Mährisch-Ostrau.
Bis zum Mai 1910 arbeitet er wieder in technischen Büros, verkehrt mit keinem Menschen. Der und jener stirbt, ein Betrunkener erhängt sich, worüber Anton noch lange den Kopf schüttelt, und es geschehen seltsame Ereignisse, so die Giftsendungen an die Mailänder Großkaufleute, die Methyl-Alkoholvergiftungen im Obdachlosenasyl in Berlin. Aber seine Unruhe wächst. Er erinnert sich, daß er sich ständig einen Feigling genannt hat. Zeitweilig beginnt er stark zu trinken.

Sich zu vergegenwärtigen, in der Spannung eines Mitschuldigen auch noch niedergetreten zu werden. Es interessiert ja gar nicht, ob Anton Wenzel Groß hätte den Selbstmord des Ferdinand Groß aus Deutsch-Kawarn, seines Onkels, hindern können, nachdem er ihn, wie er bezeugt, miterlebend bestätigt hat. Nützt es denn, bloß verzweifelt zu tun – –
Der Lieblingdichter Adalbert Stifter schreibt von einem: Die Sonne hätte er sich wollen an den Hut stecken und die Abendröte umarmen. Ärmlich genug. Statt derartige Dinge herunterzuschlagen, oder hörts einer psychologischer, sich selbst vom Turme zu schmeißen – wenns schon darauf ankommt.

Der erste Zusammenstoß

Da ruft Schönherz aus Pittsburg, und Anton fährt allen Warnungen jener Stimme zum Trotz, die schon im Aufbau der christlichen Religion eine Rolle spielt, sofort wieder nach Amerika. Am 1. Mai 1910 geht der Dampfer Kaiserin Augusta der Hamburg-Amerika-Linie von Hamburg ab. In der 2. Kajüte

lungern gleichfalls zwei oder drei Kerle aus Bielitz-Biala und Anton Groß erinnert sich, daß wiederum vergessen worden ist, auf die Amerikaner in Bielitz-Biala besonders aufzupassen, die Portiers, Polizisten und Briefträger hätten gefragt werden müssen. Hunde sind abzurichten auf die Spur jener Frauenzimmer, die den Amerikaner, der im Hause von Antons Vater Januar 1910 wohnte, besuchten. Es erwies sich später, daß diese verkleidete Männer waren. (Aus den Schiffslisten sollte man doch die Namen noch feststellen können.)
Ankunft in Pittsburg am 15. Mai. Anton Groß wohnt im Hotel Brunswick des Herrn Berndt bis 30.6.1910. Anfänglich überall Ruhe. Ein einziger Vorfall ist bemerkenswert: Ein Irländer, der im Nebenzimmer wohnt, wird gegen Anton aufgehetzt, betrunken gemacht, stürzt aber auf einen falschen Zimmergenossen und will dem den Hals abschneiden. Groß steht ziemlich teilnahmslos dabei. Der Irländer wird zu 7 Dollar Strafe verurteilt. Zwischendurch betreibt Anton seine Patentangelegenheit, ein Zeichengeber für Schlagwetter-Explosionen, bei der Pittsburger Anwaltsfirma Evert & Co. Anfang Juni erhält Groß eine Stellung als Konstruktionszeichner in der Garrison-Foundry. Da es von Pittsburg-East nach South side zu weit war, siedelt er nach Knoxville nahe South side über. Er wohnt dort parterre in der Ochard-Street Nr. 144 bei einem Herrn Sleap, Veteran aus dem Sezessionskriege. Eines Tages begegnet er in der schmalen Gasse, die an Sleaps Grundstück grenzt, einem Mann, den er als denjenigen erkennt, der sich auf der Augusta Viktoria ihm gegenüber als sein Schulfreund Kubitza ausgegeben hatte. Er kannte ihn aber nicht. Während er zeitweilig sich daran erinnerte, daß in seinem Zimmer die Jalusien zum unteren Fenster schlecht schlossen und leicht von außen zu öffnen waren, wobei das dazwischenliegende Fliegenfenster ohne weiteres weggeklappt werden konnte, sieht er den falschen Kubitza durch den Sleapschen Garten gehen. Dazu kommt, daß eines Tages vier Taschentücher aus seiner Lade fehlen, er darf nicht mal Frau Sleap etwas davon sagen, denn er muß fürchten, die Frau zu beleidigen. Dafür liegen ein paar Tage später zwei andere fremde Taschentücher unter seinen Sachen, die er nie besessen hat, und die zweifellos gestohlen und ihm untergeschoben worden sind. Außerdem sieht er noch einen zweiten Mann mit rundem weichen Hut um das Haus gehen, den ein schottischer Schäfer-

hund begleitet. Dieser Hund, langhaarig, von lichtbrauner Farbe mit weißen Flecken am Maul, Bauch und an den Füßen, leitet für Anton die Einkreisung, er taucht später überall auf, wo für Groß die Sachen verloren stehen, in Pittsburg-East, New York, Kuxhaven und Breslau. Groß kämpft, noch viel später in immer spitzigeren Erinnerungen, schwere Träume, ob er sich ausgleichen soll. Es spricht nichts dagegen – doch er braucht Abwehrmittel. Er reibt sich den Körper mit Quecksilber ein, sie sollen nur versuchen, ihn zu infizieren, selbst das Pfeilgift der Galaneger muß versagen – er trinkt Whisky. Einmal in der Woche. So daß er jeweils vier Dollar Strafe zahlt. Da scheint, nach der Aussage des Anton Groß, an einem solchen Tage die Gelegenheit gegeben. Wie er nach Hause kommt, und die drei Stufen zur Haustür hinaufgeht, stehen am Gartenzaun zwei, von denen wenigstens der eine ein Seidel war, der andere möglicherweise der Ungar Ribarsky. (Man wird sich erinnern aus der Westinghouse-Elektric & Manufakturing Co.) Es ist erwiesen, daß die beiden am Gartenzaun gestanden sind. Wie der Anton oben angelangt ist, – erzählt er – versinkt alles unter seinen Füßen, er hört laut lachen, und wie er sich selbst am Genick fassen will, da eine Faust sich da zu schaffen macht, stürzt er hinterrücks die Stufen hinab und schlägt mit dem Kopf hart auf. Aber als die Sleaps kommen, ist niemand mehr zu sehen.

Selbstmordversuch

Trotzdem geht er am nächsten Tag zur Garrison-Foundry. Aber die Straßen sind voller Menschen. Er kommt nirgends durch. In derselben Nacht sind in Mont-Oliver in South side zwei Frauen ermordet worden. Die Leute wimmeln vor ihm, sein Kopf schmerzt. Er geht nach Hause und legt sich hin. Die Leute rufen was vor seinem Fenster. Es geht ihn ja nichts an. –

Jeder Mensch kann noch so ein Schweinehund sein aber er soll erleben dürfen, wie es einem andern schlecht geht! Die Qualen deines Freundes fressen sich in dein Hirn und reißen dir die Knochen entzwei, und wenn es gar sein sollte, daß aus Blicken, die dich mit Liebe umgeben, Leid zu dir strömt, dann verkriech dich beizeiten. –

Aber schon in der Abenddämmerung bäumt sich der Anton, der eben noch geschlafen hatte, auf und beginnt fürchterlich zu schreien. Es ist erzählt worden, mit stieren Blicken hat er über die Gasse geschaut. Dort, sagt Groß, stand ein hagerer Mensch, über 1,87 m groß, in einem Zimmer im zweiten Stockwerk über einen dicken Mann gebeugt, kann auch Frau gewesen sein, und erdrosselte ihn. Anton starrt noch, wie er ihn an einem Haken an der Wand hochzieht. Dann – heißt es weiter – jammerte Groß vor sich hin, ab und zu einen schrillen Pfiff ausstoßend. Er mußte sich auch übergeben. Bis er plötzlich ein Messer vom Tisch nimmt und sich die Pulsader an der rechten Hand durchschneidet. Das war am 15. November 1910.

Weitere Zuspitzung

Natürlich waren andere Leute da und stellten Anton Wenzel Groß wieder auf die Beine. Groß gibt die Stellung in der Garrison-Foundry auf. Die Leute denken sich ihren Teil, fühlt er. In den nächsten Wochen werden in Allentown kleine Mädchen mit Steinen geworfen und sonstige Verletzungen; dazu zwei weitere Morde in der Umgebung des Mont-Oliver. »Mich gehts nichts an.« Aber Anton sieht einen Mann um die Ecke biegen, der einen abnehmbaren Sammetkragen auf dem Mantel trägt. Vielleicht der Modelltischler Karl Ruß, der neben ihm gearbeitet hat. Er hört nicht auf sein Rufen. Obwohl er damals angab, Deutscher zu sein, hört er ihn in einer ganz andern Stadtgegend in einer Bar, wo er plötzlich neben ihm sitzt, Czechisch sprechen. Anton ruft den Keeper, steht auf und will den Ruß näher ausfragen, aber Anton wird sofort rausgeworfen. Die Zeitungen schreiben vom »Velvet Colour«. Die Kinder schreien diesen Spitznamen für den Mörder hinter Anton her. Der lächelt zwar: ich bins nicht. Er sucht Schönherz, aber der liegt im Krankenhause. Er soll mit zur Garrison-Foundry und ihn ausweisen, dann mit zur Polizeistation. Groß fühlt sich stärker, man soll auf seinen ehrlichen Namen achten. Dann nimmt ihn Stefan Schönherz noch einmal nach Brooklyn mit. Der Schönherz hatte vom 5. bis 23.12.1910 dort zu tun. Anton schwieg fast die ganze Zeit. In der Fulton-Street in Brooklyn wiederholten sich in diesen Tagen die Sittlichkeitsverbrechen an kleinen

Mädchen, auch Steinwürfe. Stefan läßt aber keinen Verdacht aufkommen, und der andere erholt sich zusehends. Für Weihnachten wird neue Kleidung angeschafft. Zudem stehen dem Anton von Evert & Co. noch 200 Dollars zu, weiterhin noch ein Restgehalt aus der Garrison-Foundry von 18 Dollar.
Als ich den Anton Wenzel Groß später kennen lernte, trug er noch diese Sachen. Einen grünen Gebirglerhut mit einer grauen, nicht zu hohen Stutzfeder, dazu fesche helle Joppe, Lederhosen und blanke Schaftstiefel, der ganze Kerl kaum mehr als 1,65 m groß, die Pfeife schief im Maul.

Es steht nicht zweifellos fest, ob es in der Tat den einzelnen Personen möglich war, ihr Aussehen fortwährend zu ändern. Nicht unwahrscheinlich ist es nach Antons Ansicht, daß sie durch Einspritzen von Parafin unter die Kopfhaut eine beliebige Kopfform annehmen konnten, sofern es sich darum handelte, einen länglichen schmalen Kopf als breit erscheinen zu lassen. Daß die Körpergröße beliebig veränderlich ist, weiß jeder. Schließlich wäre es ja nicht notwendig gewesen, sich um die Menschen in dieser Weise zu kümmern. Das Zueinander der Menschen bleibt eben unerträglich, solange die Angst zu sich selbst regiert. Machen Sie doch die Augen auf! Ob schon einer umgebracht wird, ist wirklich nebensächlich, wichtig nur, hat einer das Recht, umgebracht zu werden. Darin liegt die Schweinerei, deswegen muß man die Tiere hassen, weil sie den Menschen nicht mehr goutieren. Und in endloser Kette jeden Menschen noch viel intensiver, obgleich der Anton Groß für sich das Recht in Anspruch nimmt, sich wehren zu dürfen. Darf man denn die Welt nicht mehr zerstören? Wer ist der Gott, der sich anmaßen könnte, darauf zu verzichten, daß die Dinge ihm entgegen kommen.
Stolz war auch der Kumanitzky aus Freudenstadt, nicht nur der Anton Groß. Der war nur stolz zu sich selbst, darum quält er sich so und macht den anderen Ungelegenheiten. Ich pfeife auf die Wärme!

Nach mancherlei Fehlschlägen, sich wieder Ruhe und Arbeit zu verschaffen, zieht Anton Groß später den Polen John Websky, einen die-maker aus der Westinghouse-Elektric Manufakturing ins Vertrauen in der Dynamo-Avenue in Pittsburg-East. Der verschafft ihm auch endlich Juni 1911 dort wieder Arbeit in W.5. Aber der Kreis zieht sich um die Bialaer immer enger zusammen. Schönherz erleidet an derselben Hobelbank, an der auch Anton arbeitet, einen Unfall und muß wochenlang aussetzen, Anton bleibt den Ungarn, die da mitarbeiten, ausgeliefert. Zudem ist eine furchtbare Schwüle in der Stadt. Jeden Sonntag zieht Anton von einer Bar zur andern in Mont-Oliver und zahlt regelmäßig 7 Dollar Strafe. Eine Nachricht aus der Heimat besagt, daß die fünf Töchter des schon erwähnten Lackierers Kumanitzky aus Freudenstadt nach Amerika verschleppt worden sind. Ein Schwager des Karl Ruß soll sich beim alten Kumanitzky eingemietet haben, bis der plötzlich starb, sodaß der andere die fünf Töchter in seine Gewalt bekam. Mehrere trugen einen dicken roten Rock, zwei waren flachsblond, die andern brünett, eine hatte breite Hüften und Schenkel, die sich überall scharf abzeichneten, dazu kleine Füße. Der Anton war hinter den Kumanitzkys hergegangen. In diesen Tagen lief Groß in die Bordells. Man wird verstehen, daß sich Groß heute erinnert, er hätte ebensogut ein Haus anzünden können. Er stürzte dort auf die Mädel los und bearbeitete sie mit Fäusten, hörte er. Dann zertrümmerte er das Mobiliar, brüllt, daß die Wände einstürzen. Schreit in ganz Mont-Oliver herum, manchmal der John Websky mit. Immer erinnert er sich zweier Mädchen, in schwere rote Decken gehüllt, das Blut steht ihm in der Kehle. Bis er eines Sonntags Nacht dem Websky an die Kehle fährt. Er erkennt ihn als den gleichen, der einen Seidel in Troppau besucht hat. Websky leugnet, und ehe ihn der Anton niederschlagen kann, wird er mit einem galizischen Juden handgemein, der die ganze Zeit feixend in der Ecke gesessen ist, dem reißt er einen falschen Bart ab. Die Wände schreien, die Fenster pfeifen. Er erinnert sich, daß die beiden Mädchen, von denen er kommt, verkleidete Männer sind – rote Decken. Die eine ist der verfluchte Ribarsky, die andere ein Steward von der Augusta Viktoria, der ihm die Virginias aus der Brusttasche gestohlen hat.

Diesmal gabs Trümmer. Mit wachem Kopf träumt der Anton die Nacht zwischen Pittsburg-East, Mont-Oliver und Knoxville. Der Morgen spült die Flut von Verwünschungen gegen ihn. Tausend Männer, Frauen, Kinder, die Trams, Autos, schwirrende Netze – er sieht keinen Menschen genau, hat einer oder die paar wirklich die Massen gegen ihn aufgehetzt. Brummeln, Pfiffe, Johlen: Garrison-Fellow! Garrison-Fellow! Velvet Colour! John Groß! da beschließt er zu fliehen. Er hat nichts getan, nur keine Schande, fortgesetzt weiter! Das war am 7. Juli 1911. Um die Mittagsstunde schleicht er sich in die Wohnung und packt ein paar Sachen zusammen. Über Nord-Braddock und Braddock geht er zu Fuß nach Homestead, von dort fährt er mit der Straßenbahn nach The-Kolsport. Er wird, fühlt er, verfolgt; einer geht in ziemlich weitem Abstand hinter ihm her. Kennzeichen: runder weicher Hut. In der Tram sitzen ihm zwei gegenüber und sprechen bald laut, bald leise, gedehnt – daß es den Groß ganz einspinnt. Der Anton beginnt sich selbst zu hassen, daß er in den Wagen speit. Damals hatte er noch 90 Dollars und einige Cent in der Tasche. Es hat ihn doch keiner retten können.

Zappelnd

Um ½ 7 Uhr abends fuhr Anton Groß über Washington (Columbia-Distrikt) weiter nach New York. Er wird im Abteil derart betäubt, daß er am nächsten Mittag in Hoboken aussteigen muß. Auch vergißt er seinen Hut. Ein Kerl ist neben ihm, der ihm aufs Haar ähnlich sieht, vermutlich der Allentown-Avenue-Fellow, einer der größten Spitzbuben der Union, denkt Anton. In Hoboken bleibt Groß zunächst einige Tage und klammert sich immer mehr an die aufdämmernde Erkenntnis, daß ihm ja nichts geschehen kann. Was ist eigentlich los? Dann fährt er mit dem Dampfboot nach New York und sucht Wohnung in der Bovery. Er hat keinen Menschen in New York. Er nimmt bei einer jüdischen Familie eine Schlafstelle für 1 Dollar 50 Cent per Woche, schläft dort eine Nacht und geht am nächsten Morgen Arbeit suchen. Da hört er, wie einer auf seinen Namen bei einem Juden seinen Handkoffer abholt. Er will noch schnell zurücklaufen, aber er hat Namen, Straße und Haus vergessen, er geht im Kreise in fremder Gegend herum. Ein guter grauer

Anzug ist weg, zwei Scheren, ein Rasier-Apparat und eine Anzahl Kohinoors. Da ereignet sich ein Raubmordversuch in einem Juwelierladen, der Sohn des Inhabers wird dabei erschossen. Groß fühlt, es geht ums Ganze. Weiter fliehen? John Groß! hört er, übernachtet ein paar Tage im Hotel Hatfield nahe Bromstreet bei einer ungarischen Familie in der 83. Straße East, nahe Avenue A. unter dem Namen Jakob Robinson. Dann ein paar Häuser weiter bei einem Schmied. Das Geld geht aus, er bekommt keine Arbeit, der August 1911 neigt sich zum Ende. Schließlich schläft Anton Groß in den Parks und hungert. In einer czechischen Wirtschaft gibt man ihm den Rat, aufs Konsulat zu gehen. Dort erhält er eine Karte auf den Namen Josef Kratky für das Austrian Home. Das verschafft ihm Arbeit im Restaurant eines gewissen Weisburger auf Coney-Island. Aber schon am nächsten Tage hört Anton, wie ein Kartenverkäufer draußen vor der Tür über einen Josef Kratky allerhand ausschreit. Eine grenzenlose Wut läßt ihn starr werden. Er stürzt sich auf den ersten besten und wird rausgeschmissen. Er versuchts dann bei Hoffmanns Farmer-Agentur als Johann Lindner. Arbeitet bei dem Farmer Dicherson auf Straltei-Island. Ein Mann ist dort, ähnlich dem Hauslehrer in Osiecz, der aber den Anton nicht kennen will. Dafür versucht er ihn abends ohne Veranlassung in den Schuppen hineinzuziehen. Groß wehrt sich, zwei andere springen hinzu, Polizeistation, falsche Papiere. Groß bettelt zirka 1 Dollar zusammen und fährt nach New York zurück. Die Situation wird kritisch, die Pfiffe heben an, die Gassen werden Schlingen. Anton Groß steht aber noch fest, weiß, daß er seinen Mann stellen kann. Von dem Hausmeister des Austrian Home, Pfeifer, wird ihm eine Aushilfsstelle bei einem Hausmeister in der 184. Straße West Bronx vermittelt. An einem der nächsten Tage trifft er im Viertel einen alten Bekannten, den Schauderna aus Bielitz-Biala, der eine Hausmeisterstelle in der Bronx 178. Straße West Nr. 586-592 hat. Der nimmt ihn auf. Es geht noch einmal alles vorüber. Anton atmet auf. September 1911. Wendung?

»Der September ist der Monat der glücklich Liebenden.« Die Sonne strahlt tiefes Glück in Dich hinein. Alles sinkt schwer – Hand der Geliebten ist bebend, feucht – schau nicht in ihr Auge, so weit, gewölbt – daß Du aufgesogen, verlöscht bist.

Das dumpfe lastende Menschenglück, entgleitend – wer weiter leben will. Sich aufmachen gegen die gleiche spitze Not: Heraus! Mehr!! Ankurbeln, Verbrauchen. Maschinen. Explosion. Fliegen lernen. Fußtritte. Glauben – zäh. Unrecht tun, in der Gefahr, daß einer krepiert, daß Dein anderes Sein verdorrt und das Wesen, das es trägt, dazu. In einer allumspannenden Liebe. Immer noch mehr Unrecht tun. Liebe. Liebe!! Im Wagen an der Seite der Geliebten fahren gegen die paar schwächlichen Fußgänger – mögen Blumen grinsen, ich kann auch Tränen vertragen und ... schlucken. Ich will bald nicht mehr.

Mißglückt

Der – Anton Groß wohnte bei dem Schauderna im Basement vis-à-vis einer Meistersfrau aus dem Beamtenhause des Ernst Gaßner in Aue im sächsischen Erzgebirge (kann aber auch eine Verwechselung gewesen sein, die Frau verhielt sich die ganze Zeit über durchaus ruhig). Die Parteien bereiteten eine entscheidende Auseinandersetzung vor. Man kann aus den späteren Darstellungen des Groß nicht gerade sagen, daß er sich sehr sicher gefühlt hätte. Er telephonierte an die Polizeistation Head Quarter in der Bronx, daß gegen den Expräsidenten Roosevelt ein Attentat geplant sei, auch der Präsident Taft sei zu bewachen. Schrieb Eingaben und Hinweise als Anton Groß. Der New York-Fellow wird beschrieben, derselbe, der damals durch den Sleapschen Garten in Knoxville ging. Anton erinnerte sich damals, daß die Frau Dr. Ruffert in Bielitz mit Mädchennamen Reich, die von einem der Brüder Seidel angeliebelt wurde, in Gefahr ist, ermordet zu werden, ebenso der Bogdanowicz – d.h. der richtige – nicht der Aushilfskellner, der in Schandau eine unrühmliche Rolle spielte, ebenso die Familie des verstorbenen Fachvorstandes der mech. techn. Abteilung der höheren Staatsgewerbeschule in Bielitz, Gustav v. Huschka, Edler von Rellheim. Es geht um die Grundstücke in Österreich-Schlesien und Mähren, unter denen gewisse Kreise Kohle vermuten. Ebenso der Hartenberger Max aus Lichten bei Jägerndorf, ehemals Maurer von Beruf – der früher adlig war. Auf dessen Namen ist es abgesehen. Paraffin, Haarfärbemittel, Frau Hotelier Groß aus Schönberg, vergiftete Nadeln, Tuberkulose-

bazillen. Groß bemerkt öfters, wie nachts vor seinem Fenster eine elektrische Lampe aufblitzt, er kann den Schein deutlich wahrnehmen. Manchmal leise Schritte. Frau Schauderna will nicht darauf hören, daß Groß in Gefahr ist. (Er wird alles verraten.) Anton will sich einen Revolver kaufen, fährt mit der Untergrundbahn in einem schrecklichen Menschengewühl, da gerade ein Wahltag war, – am 11. November 1911 – verfolgt! Wie er aussteigt, zwei Stunden vergeblich nach einem Waffenladen sucht, und als es schon zu spät – zur Station der Subway zurückgeht, zischt ein schwacher Knall an ihm vorbei und schlägt in die Mauer eines Hauses. Anton sieht noch gerade einen Mann um die nächste Ecke verschwinden. In der Annahme, daß der sicherlich nicht allein ist, eilt er schnell weiter und fährt, noch an allen Gliedern bebend, aber starr in sich verschlossen, in die Bronx zurück. In gewissem Sinne froh. Erstens die früheren Anzeichen – und dann werden sie ihm auch diesmal nicht entwischen.

Triumphierende Irrtümer

Zwei Tage später kehrte Groß zeitig früh das Trottoir, da sieht er im gegenüberliegenden Hause aus dem 2. Stock denselben herausgucken, der auf ihn geschossen hat. Er stürzt rüber zum Portier und will den Mann herunterholen lassen. Dann ruft er den Schauderna, er soll schnell einen Detektiv rufen. Endlich kommt ein kleiner schwarzer Jude, der sich als irgendwer ihm vorstellt. Schwarze Augen, schwarzes gescheiteltes Haar, einen schwarzen gestutzten Bart, ähnlich einem Spitzbart, schwarzen Schnurrbart, eine gerade abgestumpfte Nase. Kurze Zeit darauf erscheint ein Automobil, Ambulanz und mit ihr zwei Krankenwärter und drei ganz neu angezogene Polizisten. (Es ist zu vermuten, daß diese Polizisten verkleidet waren.) Anton Groß wird nach dem Bellevue-Hospital gebracht. Er erinnert sich, daß er ganz froh war, es war ihm aber gleichgültig. Im Bellevue-Hospital wurde von einem Krankenpfleger an Anton ein homosexueller Akt versucht, aber nicht zu Ende geführt, da Groß sich nichtsahnend stellt und sagt: My tail is allright – worauf der andere abließ. Der Pfleger hatte rötlich blondes Haar. Dort werden dem Groß auch die Kleider weggenommen und vernichtet, es bleiben

ihm nur die Schuhe. Nach zwei Tagen wird er aus dem Hospital nach Central-Islip überführt. Der Aufnahmearzt leugnet, Anton Groß zu kennen, obwohl er ihn tagtäglich in einem Pittsburger Kino gesehen hat; damals trug er allerdings noch keinen weißen Hängebart. Trotzdem ließ sich Groß nicht beirren. Er schreibt wiederholt ausführliche Darstellungen an die Polizei, vor einer Kommission von 9 Ärzten trägt er seine Angelegenheit vor und erzielt so die Aufklärung vieler Mißverständnisse. Nach 4 Wochen wird er entlassen, ein Agent der Einwanderungsbehörde rät ihm dringend, Amerika zu verlassen, besorgt ihm anständige Kleider, seinen Handkoffer, der noch bei Schauderna stand, eine Fahrkarte auf einen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie und läßt ihm von dem Kassierer von Central-Islip noch 7 Dollar auszahlen. Zudem kauft er ihm eine Pfeife und ein Paket Tabak. Anton Groß sehnte sich nach der Heimat, es war Mitte Dezember. Er kann gar nicht erwarten, bis er in Hoboken aufs Schiff gebracht wird.

Schließlich ist die Heimat unser aller Wunsch. Von dem Menschen, den alle einen Verbrecher nennen, erwartet man am liebsten, daß er sich selbst auffrißt. So als Schauspiel. Es ist daher auch viel weniger wichtig, daß der Anton Groß sich nach der Heimat sehnt, als das erbitternde Gefühl, daß er alles drüben in Amerika im Unklaren lassen wird. Sage mir mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Ein Feigling. Der Mord ist noch nicht die Krone des menschlichen Geschehens. Wenn jemand eine Frau umbringt, arbeitet er schneller, als wenn er sie ehelicht. Auf das Tempo der Arbeit kommt es an. Und auch darauf, daß nunmehr die Frau an der Reihe ist, zu arbeiten. Die Balance einer noch von allen anerkannten Weltordnung verlangt das. Das milliardengesplitterte Kindergeschrei um einen Aufrechten, der sich damit überdies noch selbst belügt, lockt zwar Massenmörder, die sich im Wunsch nach Selbstmord manifestieren, hervor, aber der Strick ist noch so sauer. Tut diesen doch um Gottes willen nichts. Ist denn das Schicksal des Anton Groß so wichtig? Liebt ihr denn auch nur einen Menschen ... Wahnsinnige ...

Näher und weiter

Anton Groß sah auf dem Dampfer viele Bekannte. In allen Klassen. Auch als Stewards, Maschinisten etc. Auch war ein Pfleger aus Central-Islip auf dem Schiff, der überall von einem Josef Kratky und John Groß etwas herumerzählte. Ferner war da eine Jüdin. Diese war aber der Sohn des Lehrers Wisniowsky aus Wojnicz, möglicherweise auch der Sodawasserfabriksbeamte Pfeiler aus Mährisch-Ostrau. Man wird in den Schiffslisten das Nähere feststellen können. Ferner der John Groß und der, der den schottischen Schäferhund mitführte. Auf dem Schiffe fuhr auch ein russischer Bauer mit, der betrunken gemacht wurde und bestohlen; er hatte russisches Geld, das er herumstreute. Später wurde der Bauer, da der Schnaps vergiftet war, im Schiffshospital ans Bett gebunden und in die Zwangsjacke gesteckt. In Hamburg fuhren sie noch ein Stück elbeaufwärts und mit einem kleinen Elbdampfer zur Landungsstelle. Am Bahnhof wurde dem Anton Groß 100 Dollar ausgezahlt und die Fahrkarte zur Grenzstation. Im Wartesaal 3. Klasse bekommt er Streit mit dem Ungarn Geörzyi Meyer, dem er irrtümlicherweise zwei Pappschachteln entwenden will. Dagegen hat der es auf seinen Koffer abgesehen und spioniert hinter ihm her. Es ist doch nicht mehr aufzuhalten. Noch denselben Abend fährt er weiter nach Breslau. Er steigt erst ein, geht dann wieder durch die Sperre hinaus, klettert über einen Leerzug und kommt von der geschlossenen Seite durch ein offenes Abortfenster wieder in den Zug hinein. Er bleibt längere Zeit im Abort und lacht vor sich hin. Es half nicht viel. Er macht dann den Schaffner, der zweifellos ein falscher und verkleidet war, auf den oder jenen, die im Zuge drinnen saßen, aufmerksam. Es hilft natürlich nichts.

Falsche Sentimentalität

Anton Groß fühlt, er wird die Heimat doch nicht mehr erreichen, es wird noch unterwegs geschehen. Er war völlig eingekreist. Er beschließt zunächst in Breslau zu bleiben. Es war schon weit im Dezember. Überall lag Schnee. Die Stadt schien ausgestorben. Das Leben ging träge. Er wohnt in der ersten Nacht im Sächsischen Hof. Am andern Tage ließ man ihn nicht mehr hinein.

Der Kellner, der Portier, alle waren verständigt oder schon vorher im Bunde. Sie sahen ihn von oben bis unten an und wiesen ihn hinaus. Er mußte geradezu fliehen und ließ die Koffer mit seinen letzten Sachen zurück. Die folgende Nacht schläft er in der Halle für Auswanderer. Die nächste treibt er sich in den toten Straßen herum. Immer Tritte hinter ihm her, neben ihm Flüstern, Scharren. Am anderen Tag nimmt er einen Fiaker, läßt ihn kreuz und quer fahren. Acht Wagen fahren hinter ihm her, er sucht ein Telegraphenbüro, will seine Eltern herrufen. Er findet keins. Lange Zeit sitzt er bei einer furchtbaren Kälte auf einer Bank.

Du elfenbeinerner Turm
Du Turm Davids
Du Arche des Bundes
Du goldenes Haus
Erbarme Dich ....

(Bis zum Ende blieb er ein Feigling.)
Er war bei weitem nicht erschöpft, sondern jetzt fest entschlossen, erbittert. Da wird er an der Lohebrücke angegriffen. Ein Polizist schlägt ihn über den Kopf. Er wehrt sich. Der Mann lief fort. Anton sieht noch wie dieser verkleidete Polizist seine Uniform mit einem weißen zweiteiligen Bart über eine Türklinke hängt und flüchtet.

Nach dem Protokoll. Breslau?
Na ja – was ist schon Breslau – Eine Stadt wie alle andern. Ich habe dort meine schönsten Jahre versoffen.

Entscheidung

In dieser Nacht bekommt er wieder ein Zimmer, Hotel Stadt Frankfurt. Man läßt ihn anstandslos hinein. Er besitzt jetzt zwei Revolver und sehr viel Munition.
Aus meinen früheren Aufzeichnungen (es drängt mich, endlich selbst mehr zu Wort zu kommen):
Es war jemand, der eine Minute zu der anderen legte. Jemand, der immer wieder um das Zimmer oder das ganze Haus aufhorchend herumging und seufzend wieder etwas anfing. Es war jemand, der unhörbar die Treppen hinauf und hinunterschlich,

den Korridor entlang tastete, mit ganz leiser Hand über die Klinke strich. Jemand, der vom Boden her fein durch die Decke bohrte, daß das Rieseln in dem Rattern einer vorbeifahrenden Tram unterging. Es war jemand, der in gleichmässig hinkendem Rhythmus wie das Tropfen einer Wasserleitung in einer undurchsichtigen Ecke einen Röntgenapparat in Stellung brachte, und jemand, der hell aufhustend zirpende Signalpfiffe überdeckte.
Anton Groß dachte, ich bin in die Falle gegangen. Nur zu. Einmal muß es doch sein. Das Bett stand noch unberührt. Er stand aufrecht mitten im Zimmer. Er stieß scharf an den Tisch. Vom Nebenzimmer kam ein Geräusch. Dann Flüstern. Er fühlte wie jemand gewürgt wurde. Hörte sehr deutlich, den Stich hast du, den du. Der Anton wand sich vor jähem Schmerz. Spürte einen Frauenkörper, den jemand mit dünnen Nadeln durchzog. Hohnüberlegen atmend: Garrison Fellow, Garrison Fellow ... Er fühlte starr: jetzt! Er schlich zur Tür. Lauschte. Blut tropfte, rieselte, kicherte. Er schoß zweimal durch die Tür. Ah – befreit! Die Stille kroch. Er riß dann das Bett auseinander. Verrammelte die Tür. Umwickelte sich die Matratze. Zündete die kurze Pfeife an. Patronen alle heraus. In jeder Hand einen Revolver. Es klopfte schon. Er schoß. Ein einziger rannte hin und her. Eine quäkende Stimme. Anton ging zur Korridortür, schloß auf und trat noch einmal hinaus. Er gab laut eine Erklärung über die Absichten und Listen dieser Mörderbande ab klärung über die Absichten und Listen dieser Mörderbande ab. Aus dem Dunkeln wollte ein dicker Mann auf ihn zukommen. Er schoß, ein Seidel, der als Liftboy verkleidet war, lud dem Dicken einen Revolver. Er hörte jetzt Rennen und Schlürfen. Später erinnerte er sich, wie viele Minuten dann noch alles still war. Sie wollen mich abziehen lassen, dachte er. Aber er blieb jetzt auf dem Posten. Diesmal hab ich sie, versicherte er sich. Er zog sich wieder zurück und wartete. Beide Türen fest verschlossen und verrammelt. Endlich hob sich eine Tür. Er schoß. Diesmal zischten ihm Kugeln um die Ohren. Die Tür fiel krachend zusammen. Eine Blechwand schob sich vor. Es wurde von beiden Seiten unaufhörlich geschossen. Sie standen sich unbeweglich gegenüber. Draußen blieb alles still. Da wurde von draußen die Scheibe eingeschlagen. Er kauerte sich auf den Boden, verbarg sich in den Trümmern. Welche stiegen durchs Fenster. Die Wand schob sich wieder vor. Er schrie nicht. Er feuerte weiter. Er

bekam einen Schuß in den Kopf. Das rechte Kinn wurde zerschmettert, einen Schuß in die Leiste, zwei Schuß in den Arm, einen Schuß ins Knie. Er blieb stumm. Er kauerte am Boden. Rote Brüste wogten. Dann fiel alles über ihn zusammen. Er wollte noch etwas schreien.

Es fällt mir jetzt gar nicht mehr ein, unparteiisch zu sein. Die Tatsache dieses armseligen Zeichners aus Mährisch-Ostrau soll nicht zur dauernden Belastung werden. Man darf überhaupt auf Tatsachen pfeifen. Dagegen vergegenwärtige man sich des Jammers der Zufriedenen, bloß weil es in der Welt nach Recht gehen soll: Ihre Zufriedenheit stinkt: – die Unzufriedenen, Empörer, Ausgestoßenen. Erbärmlich, daß Groß die Mörder im eigenen Blut sucht zu vergegenständlichen. Ordnung und Hilferufe, Polizei, Ärzte, Irrenhaus. Feigheit, sich außerhalb wehren zu wollen. Ein wenig gescheiter Kopf. Es wird ja nichts erreicht. Leben rollt sich ab. Lächerlich – bei jedem einzelnen. Man sitzt und sitzt und sitzt. Oder steht, läuft und fliegt – na und was dann? Organisation greift ein. Mörder und Räuber – diesmal aus Galizien. Es bleibt sich überall gleich. Gegen was die Leute alles sind – und keiner bringt sich um.
Verfluchte Affen! Idioten! Vorkämpfer der Wahrheit –

Man wird sagen müssen, die vergifteten Nadeln tun nicht weh, nicht die Versuche, wen umzubringen, nicht das Netz, in dem man Gottseidank zappelt, nicht Staat und Irrenhaus. Weh tut nur das eigene Ich, das kalte Protzentum einer Sonne, die man nicht einschlagen kann. Weh tut die Macht, alles aus den Fugen zu reißen und das Glück, das aus der Liebe der Menschen zueinander strömt. Weh tut das Wissen um eine Seligkeit, die – ein Vulkan – sich herausschreien möchte, so furchtbar weh! Dann verlöschen die Augen, daß man die Häuser und die Berge und das Meer und die Steppe nicht mehr sehen will, dann platzt Rhythmus und Laut, dann schwebt alles schwerer. Geliebte .... wenn ein einzelner im Versinken ist, zu einer Qual – es tut nichts. Ein einzelner. Laßt ihn. Höchstens er selbst glaubt an die Qual. Es sollte in der Welt mehr Freude sein. Und doch habe ich Tag und Nacht Euch und alle Menschen geliebt. Jeder ist manchmal zu feig, alles zu zerstören.

Es verlohnt sich nicht mehr, die Geschichte von dem Anton Wenzel Groß weiter zu spinnen. Ich vermute, daß er inzwischen in irgendeinem Winkel verreckt ist. Darauf kommt es nämlich nicht an.

– Bleib! Sondern: Daß der Terror endlich triumphiert!
Daß jeder sich fortgesetzt in die Fresse schlägt.
Daß eine Kraft frei wird von einem zum andern,
zum Dritten, von allen zu allen.
Daß wieder Wunder unter uns sind.

– Und sollten wir dabei auf unsere Liebe und das Leben der anderen verzichten – – – – – –

Ich selbst kann das nicht.

HALLO MEIN JOHANN

Ein Sonntagsprediger fing draußen vor der Stadt ein Rudel Leute ein. Während einzelne schläfrig und unschlüssig, sich etwelcher Befriedigung intensiver zu erinnern, denn selbst die bescheidenste Bildvorstellung tut weh – – – während solche dem Manne zusahen, wie er von weit hinten her sprach und orgelte und sang, ah – – hörend, aufhorchend, gespitzt – – sank vielleicht dichterer Dunst dick hernieder. Puh. Würgte Liebedurst, Kraft ChristusHeil Heilo Hopla!
Ein Sonntagsprediger ein.
Rock war schäbig und zu lang, vorn. Von einem, der vor zehn Jahren sich entschlossen hatte, gut zu tragen für Trauerrock Kaftan im Athletikverein. Solcher stand diesmal auch da. Solcher stand da.
Wenn der nur das Maul auftut – – dieser braucht nur das Maul auftun, dachte der in Bezug auf den, der fortgesetzt das Maul auftat. Und sprach. Sprach wie eine satte Nacherinnerung aus der Zeit, in der noch Ahnungen schon dämmernd alles Leid umschließend und besättigt war. Die Felder atmeten nach der Befruchtung, natürlich schwer. Es war ganz schön, da draußen. Im Herbst.
Nachdem dieser Art die Sachlage klar gelegt worden ist, der Wanderredner, der Cutmann, Leute – – – Leute, na – – brach der Streit los. Der Wanderer fluchte, der Cut auf Gott und die Welt, alle auf die Welt. Der schwor beschwor verschwor. Hilf uns Gott im Himmel, wir verderben, lachte der, der dann Geld einsammeln wollte. Halts Maul. O mein Gott. Dein Wille führt uns. Das Fenster ist offengeblieben. Jetzt kommt er bald. Er schnauft schon. Regnet?
Gott ist die Liebe. Aas heer uff – – unermeßlich ist – – er wirft die Arme gegen den Mond, der ganz unten dünn wie ein Spinnennetz in dem Sonnennebel schwebt, silberne Hoffnung, weite schöne Welt! Ganz unten noch – – fuchtelt die Arme, krampft die Bibel, das Bibelbuch. Schreit Erlösung! – –
Ach, ein Stock mit Hirschgeweih, ein Hirschgeweihgriff, wie viele seiner Zeit, Stock mit Griff, vorwärts getragen getrieben, Stock, Cutmann außer Form, ganz außer Form, mitten im

Sprung. Na, stehen noch bis zum Redner drei Leute zwischen, drei Buckel, drei Klumpen, schwarzer Dreckhaufen. Mit Fußtritten, Stößen, wirbelnd spitz zurück vor – – Stock. Beim Trommeln.
Da – –
Da – – Gott der Gerechte, denkt der Lehrer – ah, da – –
Ah Ah, da!
Da lag schon der Cutmann. Schaum vor dem Maul. Er sah doll aus. Biß ins Gras und wieherte. Für den Gottesmann lief die Sache gut. Fühlte sich plötzlich wieder auf den Beinen. Hinter ihm lag leerer Zwischenraum von Sekunden. Man würde vor einiger Zeit an dieser Stelle gesagt haben: Er hat an seine Frau gedacht, ans Bett, das heißt – – so aber: leerer Raum, zitterndes Vakuum, hoch.
Sehn Sie mal.
Es ist nämlich garnicht so selten, daß erregte Naturen nichts zu Ende bringen, was sie tun wollen. Man pflegt zu sagen, du mußt sparsamer sein. Nicht alles auf einmal. Der Krampf ist die Zusammenfassung nach vorn, operativ gesprochen. Die Krämpfe sind daher Zusammenfassungen, einmal nach oben, dann aber auch nach unten.
Nach oben und unten und unten und oben unten. Nach rechts und links und so fort, nach vorn und so fort.
Gott löst solche Krämpfe aus. Fraget nicht warum. Das Leben ist so kurz und so schön, wenn man sich amüsiert. Früher hieß es, wenn man Geld hat. Heute hat jeder Geld. Amüsiere dich.
Wenn einer schon seine Freunde alle und die Menschen und andere anschaut und gleich aufgeregt wird, so sollte er immer einen Schnaps vorher trinken. Das macht übersichtig, dann schaut man Gott und sofort und Gott spasst nicht, sondern ist von Ewigkeit zu Ewigkeit allimmerdar.
Das konnte dieser Gottesmann nicht wissen. Er hatte nichts Böses im Sinn. Er hätte respektable Prügel bekommen. Er wollte etwas Geld verdienen, Sonntag nachmittag. Ist das so schlimm? Wo jeder heutzutage Geld verdient?
Um diesen Roman zu beenden.
Und ist zu sagen, niemand von uns, mein Herr, interessiert sich für den Kerl am Boden. Der Cut hat keine Form. Der Cut ist schmutzig. Die Weste ist besudelt. Er spuckt zudem noch erschöpft, vor sich hin. Falliert, Niederschlag. Besser, mein Lieber.

Ich wünsche nicht zu wissen, was eigentlich los ist. Mag der sein Leben haben. Seine Geschichte. Ich bin kein Prophet und kein Rechtsanwalt, weder noch. Auch der Gottesknüppel ist mir klar. Der Redner im Wind. Stück für Stock. Aber die anderen, sehn Sie.
Die Leute da, die Masse, das dicke Kolossige, das da sehn Sie. Die Bande! – – Mit Verlaub aus der Rolle zu fallen.
Die Aasbande. Wissen Sie nicht, daß die Menschen stinken. Stehen sie da starr stechend Stock – –
Na also. Jeder Roman ist so. Eine Erzählung, damit ich was lerne. Ich seh nämlich immer nur zwei. Zwei sich gegenüber. Zwei gegen einander. Immer zwei. Und das Dicke Schwarze Kolossige. Dieses, – wissen Sie, versteh ich nicht. Es wird auf einen fallen. Man muß mit Keulen schlagen. Mit Keulen oder wenn Sie was Besseres wissen. Es ist sowieso alles Schwindel, murmelte er.

BABEK

Es sollte einem Schriftsteller unmöglich gemacht sein, eine Handlungsweise, die sich um eine Person, zutiefst um eine Idee gliedert, als Geschichte aufzutragen. Der Leser indessen, gewohnt, in den Entwicklungsvorgang eines Erlebnisses hineingezogen zu werden, besitzt selten den Takt, dieses Erlebnis in sich und aus sich heraus wieder erstehen zu lassen. Er neigt vor allem in Deutschland zu der Ansicht, er besitze eine Ware, die er billig oder teuer, mit sachlichem Recht oder erschlichen erworben hat. Mit Recht vermeiden daher deutsche Schriftsteller, ihren Werken das geistige Erlebnis zugrunde zu legen.
Einen besonderen Punkt des Mißverständnisses zwischen dem Schriftsteller und dem andern bildet die Form. Der Leser urteilt, der andere braucht eine Form, während der Schriftsteller Form an sich ist, Form, zu der ein Rhythmus der Erlebnisfähigkeit sich kristallisiert, Rhythmus, als Harmonie geschaffene Balance auf das große allgemeine Geschehen, den Leser inbegriffen, projiziert. Die Fähigkeit zum Erlebnis gesteigert über das Erleben – das ist ein Wesenszug des Schriftstellers. Es ist beschämend, daß ein Autor dem Leser ausgeliefert sein soll. Ich brauche keine Leser.
Denn ich hasse Euch alle!
Als Balzac daranging, in unvergleichlicher Weise und so, da geschah etwas, was nicht weiter hier berührt werden soll. Die Sprache, ha, darauf kommt es an! Die deutsche Sprache ist noch etwas holzig, ho-holprig. Ho!

Überlieferung und Geschichte interessieren soweit, als man über die Tatsachen im Zweifel sein kann – die Wahrheit kann nicht länger mehr Gegenstand des Glaubens sein.
Beachten Sie beispielsweise die Anschauungen, die sich um die Assassinen gebildet haben. Das Volk der Geschichtsprofessoren nennt sie Meuchelmörder. Dabei waren es Leute, die für den Inhalt einer Religion sich opferten. Das Volk schlug sie tot wie giftige Insekten, tollwütige Hunde, dasselbe Volk, das sattgefressen und teilnahmslos auf den Lehrsätzen des heilig glühenden Mohammed sich breitmachte und auf erpreßtem und ge-

stohlenem Besitztum stinkig wurde. Niemals wieder hielt ein Orden strengere Zucht. Dieser Orden, berauscht vom Blute der Vezire und zur Macht gezwungen gegen aufgeblähte Ohnmacht, wunderstrahlend noch über unsere Jahrhunderte.
So nur suchten die Ismailiten ihren Kalifen, den Kommenden, der unerkannt unter ihnen weilte und sie verband, unlöslich, ehern, über alle weltliche Macht. Den Kommenden, den alleinen Kalifen, den Mohammed und Ali selbst rief. Die Thronwerber.

Denn einer noch ein Jahrhundert vor diesen war aufgestanden unter der Fahne des Propheten und hatte die Weisheit des allmächtigen Ali vollendet und selbst Hand angelegt. Einer und ohne jede Gefolgschaft. Und hatte gelehrt: Freiheit und Freude. Gegen das wimmelnde Getier. Wer hungert, der soll fressen. Er nahm sein Schwert und mordete, was ihm in den Weg kam. Anhänger sammelten sich, wie Volk ist wo Könige sind. Freiheit und Freude. Er erschlug mehr als hunderttausend Menschen. Freiheit – da riß er die Haremsmauern ein: Gleichheit soll sein zwischen Mann und Weib. Die dickwandigen Paläste riß er nieder. Freude – da verbrüderten sich die Menschen, da vereinigten sich die Gequälten, Niedergetretenen und Eingemauerten – trunken und taumelnd in Glückszuversicht. Und konnten's nicht halten, watend im Blut der Unentschiedenen und Zweifler, der Priester und Vezire.
Einmal waren Freude und Freiheit und – vielleicht Glück.
Nur dieser blieb unstet. Weiter! Mehr! Städte, Provinzen, Länder.
Die wirre Masse schwoll, wirrer, blutiger.
Bis sie im Strudel zerriß.
Die Angst.
Die Welt stand plötzlich still. Mit einem Schlag. Sie liefen auseinander, sie verkrochen sich. Jeder zu seinem Dreck. Die Harems taten sich auf. Die Eunuchen wuchsen empor. Die Minaretts krähten. So fingen sie den Rest.
Ein dämlicher Kerl, ein Hanswurst, ein Abdullah ließ den Rest hinschlachten. Zweitausend Getreue. Zweitausend Zitternde, die noch zu ihm aufsahen, als Sein Kopf fiel – Die Welt stand still. Sie wird an ihren Ketten gerüttelt haben, sich gebäumt vor Wut wider das Gewürm. Sie wird geseufzt haben und gebebt wie schon einmal vor bald 2000 Jahren. Sicher nicht das letztemal.

Ich weiß, lieber Leser, die Geschichte ist unmoralisch. Blutrünstig ist die Sache, verworren. Ohne Balance und Kombination. Kraftmeierei. Überhaupt nur eine Linie, wo alles so differenziert ist. Was soll das – dafür bin ich da. Kraftmeierisch, lieber Leser. Ich verstehe das selber nicht. Es hat überhaupt keinen Zweck. Nicht mal Honorar kriegt man.
Also – um es noch einmal kurz zusammenzufassen: Babek, ein Mann aus Churrem, entfesselte eine Revolution, so um das 16. Jahrhundert, vertrieb die Kalifen und proklamierte Freiheit und Freude, so nannte er die Befreiung der Frau, was damals für den Mohammedanismus noch etwas ganz Unerhörtes war, dann ging die Sache schief. Dann kamen die Assassinen, die sagten, nein, mit Gewalt geht's nicht, nur mit Geist – das ging aber auch schief. Und dann kam schließlich Goethe und zimmerte den westöstlichen Divan, was schließlich auch nicht zu verachten ist. Denn gegen den Wind, sagt Kant, soll man nicht Klavier spielen.

SELIGMANNS ENDE

Seligmann!
Herr Otto Seligmann muß seinerzeit einmal übermäßig beschäftigt gewesen sein. Sein Name kam in die Öffentlichkeit gleichzeitig als führende Persönlichkeit einer ganzen Anzahl von Berufsvereinigungen, philosophischen, politischen und ökonomischen Sondergruppen, die durchaus nicht ihren Programmen nach ein einheitliches Gesamtziel zu verfolgen schienen, sowie einem mehr privaten Wirken der Persönlichkeit nach als durchaus bemerkenswerte wenn nicht geradewegs als Ausnahmenatur. Seligmann besaß Fähigkeiten, Seligmann war geschickt in allerlei Dingen, Seligmann war zäh, zielbewußt und arbeitsam. Das Auftreten Seligmanns vor der breiten Öffentlichkeit war ein großer Erfolg. Er war mit einem Schlage sozusagen ein gemachter Mann, der Mann des Tages, in dessen Belieben es stand, Kultur, Geschmack und Politik zu beeinflussen, falls er sich entschließen wollte, eine mehr persönliche Tätigkeit mit einer unpersönlichen, zum Wohle der Allgemeinheit bepflichteten zu vertauschen. Das Kampffeld war frei – – – denn es war klar, daß die Allgemeinheit den Anspruch auf die Auseinandersetzung des von ihr Bevorzugten mit den vorhandenen beamteten Pflichtträgern nicht aufgegeben haben würde. Denn schon längst hatten die Stelle der Gladiatorenkämpfe, Stierkämpfe und Boxmatche Revolutionen und Diskussionsmeetings eingenommen, bei denen durch gewaltige Sprachrohre den Unbeteiligten verständlich gemacht die Schlußfolgerungen intensivster Lebensarbeit gegen die Pflichtmeinungen Angegriffener vorgestoßen wurden. Es ist dazu noch zweierlei zu sagen: 1) Die gerade Beamteten waren selbstverständlich mit dem Angreifer stets einer Meinung, denn sie züchteten solche Leute künstlich hoch – der Balance wegen, und 2) gedruckte Propaganda las schon damals kein Mensch mehr.
Soweit in allgemeinen Umrissen die Situation, der sich Herr Otto Seligmann gegenübersah.
Bis dahin war Seligmann den an ihn gestellten Anforderungen glatt nachgekommen, das will heißen, er arbeitete ohne sich übermäßig beeinflussen zu lassen von einer Aussicht auf persönlichen

Erfolg. Dieser jeweilige Erfolg schritt unbeteiligt und stumm nebenher. Er arbeitete an der Spitze einer Partei für eine Partei. Sein Privatleben war durchaus korrekt, man kannte es nicht. Es interessierte sich niemand. Alles soweit in Ordnung.
Es ergab sich nun, daß durch eruptive Erschütterungen der Atmosphäre über Nacht die Struktur menschlichen Zusammenhalts verändert war. Seligmann wie die meisten seiner Freunde hatten das kaum wahrgenommen. Sie konnten es auch nicht, weil sie ihr Ziel, die Leute hinter sich zu dem genau vorbestimmten Umsturz zu führen zäh verfolgten. Geschlossenen Auges, in fieberhafter Betriebsamkeit, unbeirrbar, den Glorienschein des alles aufopfernden Kämpfers vor sich. Denn sie froren. Sie froren alle insgesamt gotterbärmlich. Sie trugen ein Tempo vor sich her, das sie auf und niederzogen, hin und herschwangen, so als es dadurch erträglich wenigstens für sie werden sollte, sie zwangen etwas anderes in sich hinein, Disziplin, Organisation, Starrheit, das für das Tempo empfänglich war. Das Blut, das strömende springende und langsam dick tropfende traf das alles nicht. Das Leben in ihnen faulte. So fielen diese Leute ab.
Sie fielen um einer nach dem andern, stinkendes Aas – und merkten es nicht. Seligmann hielt sich noch am längsten. Er blieb im Kopf der Bewegung.
Der Aufstand war in der Entwicklung. Aufstand, Fieber strich durch die Straßen. In den Foyers der Theater, den Warteräumen der Polikliniken, an den Schaltern der Untergrund fliegende Konferenzen, Befehlsausgaben, Kuriere – kein Telefon, keine Versammlung, nichts mehr, was Verschwörung nachschien, Dispositionen eines glatten Geschäfts der letzte Hebel wird berührt, das Hirn ausgebreitet über dem projektierten Zentrum, der umfassende letzte auslösende Gedanke – – – da traten noch beinahe Sekunden vorher eine Anzahl Leute zusammen. Meistens Männer, ein paar Frauen darunter. Sie kannten sich kaum. Sie hatten gar nicht sichtbar gearbeitet. Sie hatten sich auch nicht bestellt. Mitten im unerträglich gewordenen Fieber. Mit dem einen Gedanken: Seligmann. Seligmann muß weg. Fort mit ihm. Hinunter mit ihm. Seligmann leitete noch. Eine fabelhafte Organisation, Maschinerie. Er griff schon nach dem letzten Hebel. Alles atemlos – da wurde er entfernt.
Einstimmig entfernt. Er wußte nicht wie. Er begriff nicht. Rausgeschleudert wurde er. Abgesetzt, ausgestoßen, dumpfer Groll

wuchs, wuchs immer mehr gewaltig sich ausbreitend, bespie ihn, seine Arbeit, zerpflückte, zerriß, vernichtete. Alle seine Freunde standen auf, alle, die Welt, soweit für ihn Welt war, die Leute, alle, der Aufstand. Der Aufstand brach gerade eine halbe Sekunde später los. Schlug hinüber über die Organisation. Zischte über die Maschine hinweg.
Zerkrachend! Aufstand!

Während Seligmann aus einer letzten Versammlung, die ihn als Verräter gebrandmarkt hatte, davonschlich. Er begriff noch immer nichts. Otto Seligmann war ein Schuft, ein Pfaffe, eine Schmeißfliege, ein Tropf, ein Haufen Mist. Er begriff noch immer nichts. Er hatte gearbeitet, toll gearbeitet, präcis, sachlich, zäh. Uninteressiert. Was kümmerte ihn – Was kümmerte ihn – Mag sein was will. Und auf einmal, ein Stein im Weg, ein Knüppel – Seligmann schüttelt den Kopf. Ein kluger Kopf. Sie schießen. Sturm im Gange. Gelingt dort, scheint zu mißlingen, dort ein Fortschritt, dieses Hindernis da hat er vorausgesehen, einer hat das, gerade besprochene, doch vergessen, kritisch – so denkt Seligmann hintereinander, sich überstürzend nach, allerlei, während er davonschleicht. Das Schießen schwillt an. Es geht Schritt für Schritt. Sie haben ihn einen Verräter genannt. Sie hätten ihn umgebracht, Hals abgedreht. Er kennt die meisten garnicht. Sie hörten überhaupt nicht zu, was er auch sagt. Weiß Gott was wäre da zu sagen gewesen. Über Nacht, unvermutet, diese maßlose Wut gegen ihn. Und zugleich der Aufstand. Otto Seligmann begreift das nicht mehr. Oft an dritter oder fünfter Stelle – zehn Jahre – jetzt den Lebensrest, alles, direkt den letzten Blutstropfen allein an der Spitze gearbeitet – es beginnt – und doch!
Seligmann steht am Haustor. Ein Eisengitter, kalt, rostig, beleidigend alltäglich.
Aus einer Seitengasse kam ein Schatten. Der sah aus wie ein Hund und Seligmann schreckte zusammen und fürchtete sich. Gott verschläft die Zeit.
Oben war eine Frau. Und vielleicht Kinder. Viele Bücher, dann Aufrufe, Programme, Zettel – Briefe von Kameraden, Händedrücke, Aufforderungen, ganze Mappen, ganze Kästen. Früher ging er manchmal noch über Land. Im Vorfrühling. Über schmutzige Chausseen stapfend auf Agitation, Kopf so klar. Hätte

sich weiter aufmachen sollen, er liebt nicht die Menschen – dieses erinnert er sich noch, verebbend in dunkle Erinnerung an eine nicht mehr zu präsentierende Wollust, die nur noch grob als Schenkel vor ihm stand –

Dann ging er hinauf. Ging in sein Zimmer. Ging noch einmal auf und ab. Dann schluckte er. Dann ein Schrei. Dann ganz kurz beherrscht, durchdringend spitz ein Schrei. Seligmann dachte, es kommt jemand zur Tür herein. Er sah direkt, es kommt jemand mit dem Revolver auf ihn los. Einer von denen, die er da gerufen hat. Es kommt einer und drückt ihm den kalten Lauf auf die Stirn. Dabei kam niemand. Kein Mensch dachte daran. Alle hatten draußen die Hände voll zu tun. Der Aufstand schwankt hin und her, es ist ungewiß, ob er dauernd sich oben hält. Ein gewaltiger neuer Druck strömt zwar unerwartet von unten. Aber das alles kann Seligmann nicht mehr wissen. Er sieht jemanden wieder auf sich zukommen. Der schießt. Der schießt ihn nieder wie einen halbverreckten Hund. Seine Frau muß doch auch da sein, aber er hört sie nicht. Er sieht nichts um sich. Seine Augen irren verständnislos. Er ist überreizt, klammert er sich an. Schwindet bald wieder. Sie schießen. Er bricht Blut. Er klammert sich an Tisch oder Stuhl. Sinkt tiefer und schlägt mit dem Kopf auf den Boden auf. Viele Male. Klappernd und häßlich anzusehen. Dann starb Otto Seligmann.

Draußen versickerte der Aufstand.

Es mag in Einzelheiten nicht ganz verständlich sein, aber ich habe schon eingangs erwähnt, daß ich nichts verschweigen, aber auch nichts hinzufügen würde.

ÜBUNGSSTÜCK

Sie – – .....
– – – Sie – – !
Sie!
– – – – – .... .Sie
Deutscher Esel.
Sie deutscher Oberlehrer, deutscher Professor, Sie deutscher Jägerhemd, Schulrat, Lehramtskandidat, deutscher Kandidat, Sie deutscher Staatsanwalt, deutscher Referendar, Arzt, Spezialarzt deutscher, deutscher Staatsanwalt, deutscher Offizier, deutscher Offizier, deutscher Seeoffizier Sie

Sie – –
..... Sie?
Sie englischer Hund,
– – Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie sprechen,–

Sie deutsches Schwein!
Sie polnisches Schwein.
So ein Schwein.
Wenn Sie dies alles begreifen würden, dann hätte der Autor die Mühe sich sparen können, trotzdem Ihnen verständlich zu werden. Daher:
Ich ging einmal spazieren. Ich ging einmal an einem wundervollen Herbsttage in Oberschlesien spazieren. Ich sah überall die vielen Leute. Ich sah wie die Sonne sich durch den dicken gelben Qualm wand, auf die weiten Felder, die nach unten sich neigten und so schwer zu tragen hatten an den schwarzen Schwaden darüber hin, sah die vielen Leute, die gradenwegs dahinströmten, dahinkrochen und sich dann verloren, Punkte in der Dämmerung zerflossen in einem schmalen Strich, ich sah alle diese Leute, die dahingingen und mußte denken: Wohin gehen sie?
Ich habe immer in Oberschlesien das Gefühl, sie gehen nicht nach Hause: Es sind so seltsame Häuser für die Arbeiter in Oberschlesien. Rote Kästen, in denen nie jemand sich zeigt. Es sind da zerstreut auch zerfallene Hütten, schiefe – dort wohnt

niemand. Wohin gehen die vielen Leute in Oberschlesien. Ein Menschenstrom unerschöpflich, Stunde um Stunde. Der Teufel hämmert ringsum, Dampf zischt heulend weiße Schwaden, die sich schwärzen und niedersinken und durch die Straßen der Stadt treiben.

Dort kann man nicht beten. Dort greift dich der Räuber, du säufst und stiehlst und fährst dem andern an die Kehle. Die Uhr aus dem Sack! Und den Weibern muß man hinter einer versteckten Hecke auflauern. Sie quietschen kaum. Aus der Ferne blinzelt manchmal Gott. Dann kämpft eine Prozession gegen den Wind. Rote Kirchenfahnen und die roten Röcke der Frauen und etwas dünner Gesang. Die Wirtshäuser lachen, sie sind dick voll, aber sie lachen für sich. Sie spotten nicht, und wenn schon einer besoffen ist, so geht er vielleicht mit, er schließt sich bedächtig an und tut Reue, denn oft ist die Reue so schön und manche Träne so geweint, wischt vielen Dreck weg. So geht die Prozession draußen durch die Felder, an mancher Kiesgrube hin, sie vermeidet die Stadt. Dort aber thront und äugt und lauert der Geschäftsreisende.

Der Geschäftsreisende, der deutsche Geschäftsreisende, um den es sich hier dreht, wenn Sie das bemerken wollen, der Geschäfte macht und der reist, der durch Reisen und auf Reisen Geschäfte macht, in Deutschland und aus Deutschland, hahaha hoho, der Geschäftsreisende in Oberschlesien ist eine ganz vorzügliche Nummer. Von einem solchen soll, hören Sie, gesprochen werden. (Wo man nicht beten kann.)

Dann aber sagte er zu dem Mädchen, nachdem sie beide Kaffee und Kuchen verzehrt hatten, die wieder einmal still vor sich hinsah: Sie können sich ruhig noch ein Glas Wein bestellen, hähä. Zwinkernd.
Und das Mädchen erzählte, der Vater ist Eisenbahner, ein Bruder geht aufs Gymnasium, ein Bruder ist Techniker, und zwei kleinere Schwestern und die Mutter ist streng – Seitenblick – und sie möchte gerne mal nach Breslau. Dort aber ..... Gelächter. Ein schmaler goldgerahmter Spiegel steht gegenüber an der Wand. Das Haar ist etwas zerzaust, hängt lose aus der Kappe. Eine süße Milde schwebt über dem schmalen Gesicht. Augen

lachen. Das Haar ist etwas zerzaust. (O späte Heimat.) Es kommt ein Glas Wein. Und ein paar Liköre. An andern Tischen flüstert man. Leute. Ecken. Nein ich muß fort. Eindringlicher. Der Bart schnurrt. Wir werden in Breslau .....
Es wird schummerig drinnen im Zimmer.

Schmatzend.

(Details geben die Kollegen.) Dieser Kerl ist fetter als er aussieht. Die dicken Schenkel, über die schwarzes Kammgarn sich strafft, knallt, dicke fette Schenkel dieser deutschen Geschäftsreisenden, blähen sich, Weste rutscht, Ballon, Kohlrübe, Kopf, stinkend nach Kottbus. Weiche Melodie deiner Mandelaugen, Marie, wird starr und klingt hart. Marie Godulla. Licht! Licht! Du Sauaas, du verfluchtes, verrecktes.

Derweil draußen was vor sich geht. Deutsche Jäger. Lärm. Es wird scharf geschossen. Man hört nicht weglaufen. Die Leute schreien. Aber sie bleiben stehen wie sie stehen. Es sind ein paar gefallen. Sie stehen immer dichter geballt. Aus dem Schachthaus kommen welche gelaufen, aus der Verwaltung welche, welche von drüben her, immer mehr kommen da auf einen Haufen zusammen. Man sieht schon die Jäger nicht mehr. Ein aufgesoffener Direktor winkt. Fuchtelt und schreit: Leute, seid doch vernünftig. Er kriegt kaum das Maul auf, das fette Fressen noch in der Kehle. Blaugedunsen wie ein deutscher Generaldirektor. Der Polizeimeister kommt. Die Beamten kommen, sind aufgestanden vom Pult dadrinnen und gucken neugierig. Die Geschäftsleute machen die Läden zu, nehmen die Schaukästen ins Haus. Jesses Maria. Es wird totenstill. In der Mitte der Masse murmelt was. Dann schreit einer, Leute geht auseinander. Sie wissen nicht was. Sie gehen auseinander. Welche in die Halde, welche wieder zur Verwaltung, wo sie was zu bereden haben, welche ins Maschinenhaus, welche wieder irgendwohin. Ein paar Tote sind da, und ein paar Verletzte, die vor sich hinbrüten, an der Erde sitzen. Die Beamtenfeuerwehr kommt und räumt damit auf.
Na und?

Na und?
Nichts ist geschehen. Der Teufel hämmert. Zischend fährt die Feuergarbe aus dem Hochofen. Sie leuchtet. Sie sprüht durch die Nacht. Man sieht die Menschen sich bücken. Man sieht sie mit den Zangen laufen, man hört sie schaufeln, der Dynamo surrt. Dort ist es taghell.
Heiß hell. In dieser Nacht, durch die in immer gleichem Takt die Güterzüge rollen.
Komponieren Sie dahinein Entwicklung. Aufstieg, Zusammenbruch, seelische Prüfung, Gewalt, protestantische Pfarrer, einen Handelskammersyndikus und Deutschland hoch in Ehren, inmitten eines edlen Paares projektierter Figuren, so wissen Sie, wer hier vor Ihnen steht.

Ich hatte dort eine Tante. Die war groß und schlank und eckig. Und da sie sehr lang war, und sehr lange Beine hatte, trug sie lange weiße Strümpfe. Meistens mit gelben Schnürschuhen. An die mußte ich gerade denken.

Nachfolgende Erklärung für jemanden, der nicht das geringste verstanden hat: Es soll hier gezeigt werden, daß es auf den Inhalt nicht ankommt. (Das Thema, meine ich.) Sondern auf die Variationen. Auf das Tempo, die Rhythmik, die Farbigkeit dieser Variationen. Bis schließlich ein neues drittes, aus der Durcheinanderknetung von Inhalt und Form, ein neues "Inhaltliches", das ja der deutsche Leser braucht, sichtbar wird. Versuchen Sie bitte, sich innerhalb der von mir festgesetzten Rhythmik der Associationen etwas ganz Beliebiges hineinzudenken, verzichten sie auf Oberschlesien, Notzucht und Militärterror, und setzen Sie dafür einen bescheidenen Kramladen, einen Strich Frühlingsblau und etwas ländliche Tanzspiele, so wird Ihnen privat zwar der Inhalt verständlicher, weil bequemer, doch wird das Gesamtbild in der psychologischen Struktur und damit in der Wirkung um kein Haar anders sein.

INHALT

Das Trottelbuch 7

Kameraden ...! 61

Sophie / Der Kreuzweg der Demut 109

Opferung 147

Der Sprung aus der Welt 233

Gott verschläft die Zeit 293

Anhang 331
Walter Fähnders: »Seelische Extasen zwischendurch, für Augenblicke«, Texte zur Franz-Jung-Rezeption: *Kurt Hiller 335 / Ernst Blass 337 / Otto Feyen 339 / Erwin Hernried 341 / Alfred Wolfenstein 341 / Kurt Pinthus 344 / Robert Musil 347 / Franz Pfemfert 349 / Walter Serner 350 / A.H. Kober 351 / Alfred Salmony 353 / Oskar Loerke 354 / Max Herrmann-Neisse 355 / Oskar Loerke 356 / Paul Rilla 357 / Kurt Kersten 359 / Verlagsankündigung 360 / Anonym 361 / Max Herrmann-Neisse 364*

Ernst Schürer:
Biografische Parallelen Jungs in seinen Romanen. Tabelle 367

ANHANG

„Seelische Extasen zwischendurch, für Augenblicke".
Texte zur Franz Jung-Rezeption 1913 bis 1922.
Zusammengestellt von Walter Fähnders

Es waren nicht die unbedeutendsten Zeitgenossen, die sich über Franz Jung und seine expressionistische Prosa geäußert haben, und in ihren Rezensionen und Kritiken wird, auch über den Tag hinaus, noch etwas von dieser Faszination spürbar, die von der Lektüre dieser Texte seinerzeit ausgegangen sein muß. Sei sie leicht angewidert wie in der „Trottelglosse" des Geistesaristokraten Kurt Hiller, emphatisch (und später auch dezidiert politisch) wie bei Jungs Jugendfreund Max Herrmann aus Neiße, einfühlsam wie bei Loerke, auf die Psychoanalyse setzend wie bei Walter Serner, aggressiv wie in Franz Pfemferts pampiger Notiz für die bürgerliche Presse, die er, einer der Verleger Jungs, den Rezensionsexemplaren von „Opferung" beifügte. Oder ausgeweitet zu einem subtilen Reflex über Lektüre-Erinnerungen wie bei Musil oder schlicht 'expressionistisch' wie bei Ernst Blass, Alfred Wolfenstein und Kurt Pinthus, dem kompetenten Organisator der expressionistischen „Menschheitsdämmerung". Einig sind sich die Rezensenten, zumeist ja Weggefährten, Betroffene, Kenner der scene und selbst involviert, in der literarischen, affektiven und aufs Innovative pochenden Wertschätzung dieser Literatur (der frühe Hiller spreizt sich da etwas wie ein Pfau!)

Vergegenwärtigt man sich die geringe Resonanz, die expressionistische Prosa nach 1945 lange erfahren hat – auch im germanistischen Forschungsbetrieb –, so mag die Sensibilität und die Relevanz, die diesen Prosatexten zugemessen wurde, überraschen. Jedenfalls war das nicht alles, was lange Zeit mit der Signatur 'Expressionismus' versehen wurde, nämlich die Lyrik in den Vorkriegs- und Kriegsjahren und das Drama in der Zeit des 1. Weltkrieges und, teilweise bis zur Konjunktur verkommen, in der Frühzeit der Weimarer Republik. Erzählerischer Expressionismus, das zeigt Jungs Prosa jedenfalls, das zeigen aber auch die Rezensionen, war mehr als Kasimir Edschmid und war nicht allein der „Bebuquin" des brillanten Carl Einstein.

Die Blicke, die die frühen Rezensenten auf die Expressionismen von Franz Jung geworfen haben, waren symptomatische und helle Zeitblicke zugleich: so, wie bei Jung Elemente der Epochen-, Generationen-, Geschlechter- und Persönlichkeitskrisen einer oppositionellen, teilweise klassenverräterischen Intelligenz gutbürgerlicher Provenienz virtuos und quälerisch zur Sprache kommen, so reflektieren auch seine mehr als nur professionellen Leser diese Vorführungen von zerfallenden Identitäten, von elementaren Kaputtheiten, von grenzenloser Wut aufs Gutbürgerliche, das sie alle nur allzugut kannten. Seele, Sexualität, Liebe, Barbarentum, Futurismus: Stichworte, die in vielen der hier versammelten Besprechungen wiederholt auftauchen und die auf ihre Weise verdeutlichen, daß Jung Töne angeschlagen hat, die die Verhältnisse zum (literarischen) Tanzen bringen sollten. Töne, über deren Klang bekanntlich noch im Exil, so in der Expressionismus-Debatte, gerätselt wurde – Klänge, die die Nazis 1933 nachhaltig auszulöschen versuchten. – Zur Erinnerung: erst 1963 erschien eine repräsentative Sammlung expressionistischer Prosa, Karl Ottens „Ego und Eros" (in der übrigens der „Fall Gross" von Jung erstmals wieder zu lesen war).

Wie rasch sich im 'expressionistischen Jahrzehnt' mit seinen Bruchstellen 1914 und 1918 der Expressionismus, seine Autoren und seine Kritiker – die Kritik eingeschlossen – verändert haben, macht nicht zuletzt die wachsende Politisierung in den Rezensionen deutlich; beispielsweise Kurt Kersten in seiner Kurzkritik des „Fall Gross" aus dem literaturfreundlichen 'Berliner Börsencourier', der Verlag 'Die Erde' in der Ankündigung des Sammelbandes „Gott verschläft die Zeit", der erst postum, 1976, erschienen ist, schließlich die „Rote Fahne", immerhin Zentralorgan der KPD*.

* Dieser Text aus der „Roten Fahne" und auch Max Herrmann-Neißes Reflexion über „Franz Jungs neues Schaffen" bezieht sich nicht auf die im vorliegenden Band abgedruckten Texte des 'expressionistischen' Franz Jung, sondern auf die militante Klassenkampf-Literatur, die Jung nach 1918 auch geschrieben hat. So auf „Joe Frank illustriert die Welt", „Die Rote Woche", „Arbeitsfriede" und andere Erzählungen und Stücke; diese Texte sind im 2. Band der Jung-Werkausgabe enthalten.

So spiegelt sich in nuce, auch in der Brechung der zeitgenössischen Rezeption, zweierlei: das innere Tempo, mit dem ein Autor zu schreiben und auch sich, im besten Sinne des Wortes, zu verändern wußte, und die Dimensionen, die seine Texte für einige seiner Zeitgenossen, die, wie gesagt, nicht die schlechtesten waren, einmal gehabt haben. – Bleiben Proben heutiger Lektüre und gegenwärtiger Leseerfahrungen. Wie hieß es in der Verlagsankündigung zu „Gott verschläft die Zeit": Jung „wendet sich gegen deutsche Beschauer und vor allem gegen die deutschen Leser, die von früh bis abends Inhalte, Entwicklungen und Associationen in sich hineinfressen, und verdauungsmäßig schleimige Mollusken bleiben, um dann Regierungsräte zu werden".

Über den in der Zwanzigermitte stehenden Schriftsteller Franz Jung, dessen 'Trottelbuch' von Manchem seines Zeitgeschlechts verherrlicht wird, urteilt Hiller ... grimmig.

Diesem Erstling stürmen private Enthusiasmen wie Herolde voran; man versichert sich augenrunzelnd, hier türme endlich jener ersehnte Wildmensch sich auf, der, unbekümmert um Brokate des Jeistes und Filigrane der Seele, die realischen Instinkte heut Europa Bekrabbelnder donnernd-wahr verkünde. Der Fortbeizer fauler Dekadentismen, der Mann mit dem großen Wurf, der Blöckeschleuderer, Neorübezahl, der polyphemeske *Exekutor einer neuen Primitivität.* –

Ich ... ich muß hier streiken. Scheltet meine Lateinnerven zimperlich: nichts als Roheit, als ideenlose, kunstferne, ungeistige, über alle Maßen ennuyante Roheit erkenne ich in diesen Novellen. Einen Affektwirbel, welcher jeden gedanklichen Zentrums enträt und nicht einmal mit adäquaten Mitteln gestaltet ist, sondern mit einer holzbeinigen Bureaukratensprache, die hinter Tempo und Temperatur des Inhalts unangenehm zurückbleibt.

Ist Jung nicht jünger als zwanzig, so bedeutet dieser Band einen künstlerischen Bankerott ..., als dessen einziges Aktivum – Ehrlichkeit figuriert. Auch wenn man nicht hätte erzählen hören, dieser Mann lebe so wie er schreibe, würde man merken: *hier gibt es Ausbrüche, nicht Arrangements*; dieses Buch rührt von einem offenherzigen Barbaren her, der sein Selbst verzapft und kein Kunstgewerbe.

Aber die Tugend Ehrlichkeit ist eine *Voraussetzung*; wo sie fehlt, blüht der Schund: wo sie da ist, beginnt nur eben erst die Diskutabilität.

Das 'Trottelbuch', mag immer es bekennerisch, also moralisch (und damit heute eine Seltenheit) sein, bleibt die Geste eines Barbaren.

Nicht die exzitative Tat eines Neu-Robusten, sondern das häßliche, spießige und langweilige Umsichschlagen eines Patrons. (Eines Patrons vom Stamme jener darum nicht Tieferen, welche prügeln, wenn sie lieben.) Kein Dionysos brüllt hier und rührt uns; sondern ein Skythe keucht; (zugegeben: ein etwas unglücklicher Skythe). Das Buch ist antihellenisch, anti-westeuropäisch ... (Der Autor vernichtet den berechtigtsten Einwand gegen sein Werk keineswegs dadurch, daß er ihn, den Titel, selbstironisch antizipiert.)

Was nämlich geschieht auf diesen so faden wie tollen Blättern?

Sozusagen nichts weiter, als daß man sich schlägt und verträgt. Personen, die durch keinen Zug verraten, daß ihr Schöpfer des seelisch-geistigen Tatbestandes von Eintausendneunhundert inne sei, ... besoffene Kerle und wüste (doch einschläfernde) Weiber, klamauken klobig herum. Man schmäht und beschmeißt, man kratzt und keilt sich; viehisch jagt man durch Stuben und Straßen ...

Ein Getrottel umtorkelt uns, – ohne daß Symbolik vorläge; ohne daß von 'immanentem Pessimismus' die Rede sein könnte oder davon, daß ein Weltaspekt hier 'nicht verbegrifflicht, sondern eben geschaut' sei ohne daß (wie an farouchen Instinktstellen bei Dostojewsky, Strindberg, Wedekind) ein Wort je fiele, das an die Achse alles Geschehens streift. Dieses Buch – gerade falls man unter 'Philosophie' annähernd das Gegenteil von dem versteht, was ein Privatdozent sich darunter vorstellt – ist enorm unphilosophisch.

Gewittrige Entladungen verdrängter Höhlenbewohnerwünsche, trübe Brünste, Wutwehen –: lauter ganz nette Dinge; aber ihre bloße Phänomenalisierung läßt kalt. ... Bei Jung fehlt ihnen die psychologische Notwendigkeit; nie kapiert man recht, *warum* diese Trottel sich so balgen und boxen.

Auf die Gefahr hin, von nun an als Klassizist zu gelten, erkläre ich: Aus Haß auf die Regelmäßigkeit alles, was unregelmäßig ist (zum Beispiel den Aetherrausch, die Syphilis, die Unterschlagung anvertrauter Gelder) als künstlerisch, als genial, als heroisch zu proklamieren, – das ist krassestes Bürgertum, finsterste Philisterei; aus Aerger über manniche Zahmheit jedwedes Wildgemute, lediglich der Wildgemutheit halber, mit Hurra zu begrüßen, das ist – sehr flach. (Auch unfrei. Du bist von einem Ideal noch stark besessen, so lange du die bloße Negation seiner glorifizierst.)

Weil der fragile Wiener zum Kotzen ist, ist ein geistarmer Klamotterich noch kein Genie.

Wem der große Wurf gelungen? Nicht gerade dem, der groß im Werfen ist! Es kommt auf Umsturz, weniger auf die Geste des Umsturzes an. Und selbst beim Umsturz ... darauf, *wer* umstürzt. Ich frage mich wirklich: Diese ganze Unluzidität, diese Nerven- und Hirnlosigkeit, all dieses Unartikulierte – enthält es Ethos, Zukunft, heiliges Feuer? Ich finde, simpler Tumult ... ist keine schlechte Sache, er muß unsere geliebten Komplikationen in sich aufgesogen haben; der hier hat es nicht. Hütet euch, aus (zerebralem) Masochismus auf diesen denkfern tobenden Trottel (der, weil er wirr ist, nicht urhaft ist) hineinzufallen. Knapp die alte Primitivität hat er, – geschweige die neue.

Hier rast ein Feind. Des Wenigen ein Feind, was uns noch köstlich ist. Ich fühle: Jung muß meine Götter verhöhnen, und ich gestehe ihm dies Recht nicht zu. Denn nicht der Dämon ist er, vor dem, in grauenhaften Sekunden, wir uns ängsten, weil sein eiserner Atem uns Sieche hinwegfegen wird –: sondern ein Rauhling, ein Rohling, ein Stiefvierschrot; ein Feind mit niedriger Stirn; ein Ungeschlachter, ... der nie unserem Denkstil, höchstens unsern Orchideenfeldern gefährlich werden wird, weil er imstande ist, wie ein Mammuth oder ein gröhlender Zentaur, sie ahnungslos zu zertrampeln.

Ich liebe den Besen oft mehr als den Stil; aber dies Buch, während ich es las, haßte ich ähnlich wie den Zuschnitt in München (als ich dort lebte), *...welcher wüst ist, ohne aufzureizen.*

Wer etabliert die Revolution? Bestimmt nicht der Vandale.

Aus: Pan 3, 1913, S. 504 - 506

ERNST BLASS: DAS TROTTELBUCH

Es muß auf das Buch eines neuen Dichters hingewiesen werden, auf „Das Trottelbuch" von Franz Jung. Es sind vier Novellen. Der fast unbekannte Autor ist Schlesier. Auch sein Buch ist schlesisch, aber nicht in einem Sinn von Kartoffelkloßgefräßigkeit, Behagen und Witz (Katto-Witz), also nicht so, wie die vielleicht zufälligen Schlesier meiner Privatbekanntschaft sind –, sondern schlesisch gleich finster, dumpf, gebirgshaft, gefesselt und schreiend, und voll Höhlendämonie.

Das Buch, das Jung schrieb, ist unheimlich und menschlich. Eine schlackig aus Tiefen kommende Erbitterung schärfte diesen Blick, das Durcheinander eines Daseins wahrzunehmen, in dem vor Schmerz keiner mehr aus den Augen sehen kann, alles zusammenstößt, kämpft, brüllt, hingerichtet wird, jeder wie wahnsinnig hinter seiner Sehnsucht herläuft und die Geschlechtlichkeit dunkel tobt.

Herrn Jungs dämonisches Buch ist keineswegs langweilig, – was man sonst leider oft dämonischen Büchern nachsagen muß. Es hat nicht nur die primitiv stöhnende Wut, die sich in Kunst entlädt; es hat auch den Haß, der sehen gelernt hat und Seelisches tief und exakt auseinanderzusetzen versteht. Wenn man das „Trottelbuch" genau charakterisieren will, wird man die Bezeichnung *„fortgeschrittener Rübezahl"* nicht vermeiden können.

Der Stil des „Trottelbuchs" ist schwerblutig und rapid, abgehackt,

furchtbar dräuend. Wünschen wollen wir, daß jene deutschen Romanciers, die in Leinen und Leder gebunden herumlaufen, und deren Ziele, in Schönheit Philister zu sein, von der gebildeten Mitwelt bekränzt werden –, wir wollen wünschen, daß sie von Kräften, wie sich in Jung eine ankündigt, mit Stumpf und Stil weggefressen werden mögen. Der Genießer aber beunruhige sich an dieser aufrüttelnden Lektüre und verachte neu das alltägliche Behagen einer Lesemehrheit.

Jedenfalls soll man nicht Bücher besprechen, ohne diese wichtige Neuerscheinung im Epischen angezeigt zu haben.

Aus: März 7, 1913, S. 88

ERNST BLASS: KRITISCHE SYMPHONIE

(...) Am heftigsten bewegt mich (...) heute noch flackerhaft „Das Trottelbuch" von Franz Jung. Ein Weib darin. Dieses Weibes Jagd nach Liebe. Amicus Kurt Hiller, magis amica veritas: wie hier (bei Jung) der Idealismus einer Frau, also das Seelische durchgattet gezeigt wird mit dem Erotischen zu einer stolzen, aufrichtigen, doch im Weltgefühl schmerzlichen Vermählung, das erschüttert als eine tiefe Realität wunderhaft. Nichts mit dem Schmiedehammer Gemachtes –: weil eine Frau sich mit Männern paart. Eine Frau, suchend ... einen Mann, nicht einen Beschäler; suchend den, der ihr (als ein Mann) seelisch ein Halt, ein Freund sein kann. Jemanden, der sich nicht drückt; der dem Weibe gibt, was des Weibes ist; und der etwas Stolzes bleibt vor der Frau und der Sinnlichkeit, ob man sich ihm gewährt oder entzieht, ante und post. Wie bei Jung Männer ihre psychische Unzulänglichkeit vor der Frau beweisen, das ist recht heftig interessant. Sie sind die Schwachsinnigen, die Winsler, die Verlogenen, die niedren Tiere, wenn sie ihre Sexualität (nicht sublimieren, nur) sentimentalisieren! Die Frau ist im Sexuellen unsentimental und sublim –. (Bei Jung.) Die Frau sucht ihren Mann (den Mann und Freund). Die Männer sind vor Kreaturhaftigkeit verschwärmt, von schwindelhaftem Edelmut, idealistisch, Betrüger. Marionetten-Männer, besonders wenn sie fadenscheinig und spitz sind, werfen der Frau gern vor, sie sei ein geringes und stumpfes sinniges Wesen. In Wahrheit hält eine Frau im Bewußtsein seltener Eindrücke fest, – aber es sitzt mehr in ihrem Blut als in manchem Schreibgehirn. Würde sie formulieren, so würde sie Besseres niederschreiben, als eine vage, bilderreiche Verachtung. Aber sie schriebe

nicht, sie hätte wohl ein tieferes Ausdrucksmittel: auszuspucken.

Was ich sagen wollte, war: so ist bei F. Jung die Frau, Emma Schnalke. Sie findet schließlich einen Mann (es gibt andere als die oben beschriebenen). In Jung selbst gewahren wir einen Menschen, der sich nicht drückt vor dem „Tierhaften"; der menschlich bleibt; wieder aufblickt; der bejaht. Zugleich einen, dem die Einsamkeit des Menschen nichts Wichtiges mehr ist; einen unverschlossenen, unfeigen, aber nicht unfeinen Durchbrecher; einen morgigen Menschen. (...)

Aus: Die Aktion 3, 1913, Sp. 578 f (Auszug)

OTTO FEYEN: GLOSSE ZU FRANZ JUNG – DAS TROTTELBUCH

I

Man kann, in weiche Kissen blöd versinkend, kämpferischer sein als ein Odensänger, der kriegerisch geschwellt, mit steilem Arme seinem Gegner droht. Wir sind, in unserer Betrachtung geistiger Gefechte, so abhängig von der körperlichen Geste, in die sich die Bewegung kleidet. (In der Politik mag es nötig sein, Ideen in körperliche Schaustücke umzuwandeln, da man auf Körperliche wirken soll; in der Kunst nie.) So sicher jenes Bekenntnis zu Recht besteht, daß der wertvolle Mensch die Geste einer Idee ist, ebenso sicher ist, daß diese Geste nicht dick aufgetragen sein, eher sich in einem leis versickernden Unterstrom kundgeben soll, der durch die Zeilen fließt.

In Summa: 'Männe, hak mir mal die Taille auf' vermag, richtig gesetzt und von der stets nötigen, Baßstimme umdustert, dem Einsichtigen mehr zu sagen wie

'O breche, Held, den starren Eisengürtel.'

Trotzdem ist es kein „Naturalismus", oh, strenggelockte Lautenschläger.

(...)

II

Franz Jung. Das Trottelbuch. Ein Auftakt. Ein weiterer Schritt in wenig betretene Gebiete, in denen, bis jetzt, nur fahl sich Etliche tummelten; Frank Wedekind voran. Ein Lichtstrahl fällt auf aufgerissene Wunden (man sieht den Menschen kaum, nur seine Wunden), zuckt auf, verlischt. Stationen eines Weges, der, in Qual begonnen, mit trübem Lachen, Ekel, verstockter Güte beschritten, in Wut und Stumpfsinn endet; von einem Kundigen gemalt. Seelische Ekstasen zwischendurch, für

Augenblicke. Dann senken sich wieder graue Schleier; Mensch stößt an Mensch, brüllt auf, schimpft, heult und lacht, tappt weiter; um an anderen dasselbe zu erfahren. Verschlossene Türen überall. Am Ende Versöhnlichkeit, geschöpft aus der Einsicht: fragwürdig ist das doch alles – – – und aus Kraftlosigkeit; wozu sich weiter brutalisieren lassen? Wozu brutal sein?

Nur eine Pflicht wird nicht versäumt: all diese Zuckungen, Dumpfheiten, diese – niemals verstandene – Zwecklosigkeit zu fassen und zu klären – soweit es möglich ist. Verkrampfte Hände, Schmerz und Niederlagen erschweren wohl, sie adeln auch den Zwang, den ganzen Zustand zu durchleuchten, bis er strahlt in Selbstverständlichkeit.

III

Dies Buch ist voll von solcher Selbstverständlichkeit.

Zweierlei tritt hervor: der glücklos erkennende Mann; das Weib, das, ohne zu erkennen, nicht minder glücklos ist. Man möchte schreien: Lebt miteinander ohne Prügel, ohne Schwierigkeit, ohne Nachdenken ... da es schon einmal so ist. Sie tun es nicht. Sie haben Recht.

Entweder: Petroleumlampe, Kaminfeuer, Bettwärmer; oder: knallgelbes Gaslicht, Glut und Kälte, und Betten nach der Jahreszeit.

Der Dichter F. Jung ist für das zweite.

Zwischendurch klagt, aus der Tiefe, das wühlende Mitleid mit der Peinigerin, die, auch gepeinigt, neben dem jeweils Gewählten, ihr jeweils in den Weg Gelaufenen, da hinkeucht.

Nicht unterdrückt ist aber der Haß gegen das Dumpfe, Niederträchtige im Weibe – das doch zugleich das Sanfte ist, das Mütterliche, Niederziehende. –

Das Grundmotiv (die Baßstimme) bleibt dieser Zweifel des Helden: Soll ich wieder gut sein oder ihr an die Gurgel fahren?

Er entscheidet sich für Gut-sein.

Und noch ein Zitat. Als sie (irgendeine solche, welche ..) langsam zu sinken beginnt (also an Erkenntnis zu steigen), kurz vor dem großen Rutsch, letzter Etappe ihrer Erdenfahrt, da überlegt sie, halb geduckt: „Arbeiten und gut werden – – dann aber kam es ihr sehr lächerlich vor und sie lachte."

Aus: Der Sturm 4, 1913/14, S. 6

ERWIN HERNRIED: FRANZ JUNG, DAS TROTTELBUCH

Franz Jung. Man soll sich den Namen merken. Er geht unter dem Banner der Futuristen, deren einer ihm einen gelungenen Einband zusammengekleistert hat, aber er gehört gottseidank zu den jungen Leuten des Heute, zu jenen, die ganz im Präsens leben und aufgehen wollen, die finden, daß sich nicht anders ans Leben herankommen läßt als durch die Minute, daß nur die Tiefe an den Quell des Daseins führt, aber nimmer die Breite. Eine ungeheure Sinnlichkeit herrscht in diesen jungen Menschen. Nicht gesund und voll der ruhigen Erscheinung hingegeben, sondern zuckend, unruhig flackernd und schwebend, in heißen Stichflammen gegen den eigenen Herd wütend. Nur was ihre „Seele ständig in Atem hält", gibt ihnen Ruhe. In jeder Sekunde wollen sie an sich selbst herankommen, ihr eigenes Wesen wie mit spitzen Nadeln berühren, nur um der Wollust ihres Daseins gewiß zu sein. Wie ein solcher Organismus sich künstlerisch offenbart, sieht man hier: starke und ungebrochene Farben nebeneinander gesetzt. Wie weitab der Futurismus liegt, weiß jeder, der sein Programm kennt, das auf die Linie geht, und seine Bilder, deren Barbarismen über den Mangel an Sinnlichkeit hinwegtäuschen sollen. Aber Trotteln heißen die Menschen dieses Buches vielleicht gerade wegen ihrer schrankenlosen sinnlichen Hingabe und Aufopferung an das Leben, im wesentlichen an die Frau. Um das Rätsel der Frau dreht es sich natürlich auch in diesen wirren Skizzen, die aber ihren Höhepunkt in der letzten, bei weitem mehr abklärenden Novelle „Der tolle Nikolaus" finden. Ist es oft unerhört, wie diese Kunst bis in die intimsten Tiefen gelangt, so hat in gleicher Weise eine so ganze Menschlichkeit diese schlesische Historie gestaltet, daß man sie unbedenklich zu den schönsten ihrer Gattung rechnen kann und sie den Aktenkompositionen und Geschichtsklitterungen unserer Novellisten zum Vorbild hinstellen möchte.

Aus: Der Merker. Österreichische Zeitschrift
für Musik und Theater 4, 1913, S. 240

ALFRED WOLFENSTEIN: KAMERADEN ...! UND KAMERADINNEN!

I

Selten sind heute Bekenntnisse. Man sollte das Gesindel, das schreibt,

was es gelesen oder sonstwie gerochen hat, einmal öffentlich bei Namen nennen. Mit Recht treten einige, ... die ebensowenig Notwendigkeit des Talents und des Ethos in sich vorfinden wie jene Betrüger der Kunst, ... als Feinde der Kunst auf.
Zu ihnen stoßen leider auch sehr Wertvolle, ... die lieber zugeben sollten, daß ein Gestank nicht Schuld der Luft ist. Es sollte ihnen nicht möglich sein, auch nur einen Augenblick lang aus Widersprüchelei Banausen zu werden. (Schmollen mal Schwindeln gibt nichts als Schwindeln zum Quadrat.)
In den Büchern von *Franz Jung* decken sich Talent und Inhaber des Talents. Seine Romane sind mit der Stimme geschrieben, .. dem Instrument, das sich vom Kopiergedächtnis, vom Ehrgeiz, von der Reimlust und den anderen heut weitverbreiteten Flügeln des Gesanges genau unterscheidet. Daß es seine eigene Stimme ist, bedeutet: er hat erlebt. Daß er sie uns hörbar macht, bedeutet seine Begabung. Daß sie weit mehr als hörbar schallt, bedeutet .. buch unser Verdienst; nämlich unseren lange dringenden Wunsch nach Echtheit, nach Bekennen.

II

Fabelhaft groß ist das Erlebnis: ich bin nicht der einzige Mensch auf der Erde; ich habe nicht nur meine Existenz, habe nicht nur Ziele, sondern auch Beziehungen, ich mag wollen oder nicht. Ja, ich mag überhaupt nur wollen, weil ich nicht allein bin. Wenn ich Lust nach Alleinsein, Verlangen nach mir habe, komme ich dem Glück nicht näher, vielmehr dem Tode (und auch dies gehört zum Geist, Freund Gorgias); zum Glück oder Unglück aber komme ich nur draußen.
Die Natur kann mich nicht verwirren, Gott mich wahnsinnig machen, nicht weniger; die Menschen aber: verwirren; nicht n ehr und nicht weniger. Durch sie beginnt das Leben. Zwar, so verwirrend es ist, mit Männern läßu es sich für Männer führen. Sie sind ähnlichere, parallel hinlaufende Fäden, verbunden durch querschießende der Gedanken.
Dagegen *Frauen* .. hier erscheinen alle Qualen der Unmöglichkeit.
Der Mann im Romane „Kameraden ...!" ist zerstäubt und aufgesogen von Umwelt. Massen umschwanken seine zuckende Gestalt. Die Dinge und die Lebenden ballen sich zu Gewalten, Mauern, Straßen, Heeren, Vereinen, Ansammlungen. Immerhin gibt es mit dem einzelnen Manne Freundschaft oder Feindschaft; was aber ist mit der Frau möglich?
Je weniger mit ihr möglich ist, um so gieriger strebt er von allem hinweg ihr zu. Sie mag rein oder vielleicht unrein, tief oder die Sphinx ohne Rätsel, gut oder vielleicht ein Tier sein: jedenfalls verwirrt sie ihn entsetzlich. Bald wie einen Schuljungen das erste Mädchen, bald

wie den Überlegensten das unterlegenste Gift, wie einen Mörder die zu Mordende oder einen Suchenden die gleichmütigste Sache. Sein Schmerz schaukelt vor dem Stoß seines scharfen Bewußtseins über die quallige Unfaßbarkeit ihres Daseins hin, – das er nur töten kann; (nachdem er, um sich zu halten, den Freund bei ihr mitliebend gewünscht hatte).
Vielleicht aber wünscht dieser Mann weder sie noch sich, sondern die Unmöglichkeit ...
Unterlegen zu sein, nicht erobern zu müssen, geprügelt zu werden, nicht-ewig zu sein, die Last des Gehirns nicht allein zu tragen: solche verzweifelte Gier krümmt sich nicht weniger als der Wunsch nach Reinheit und Vereinigung in den Hilferuf: Kameraden!

III

Dieser Roman ergreift so tief wie er ergriffen ist. (Also braucht es offenbar nichts zu schaden, o Schriftsteller, wenn man ein Mensch ist.)
Die Form ist hier dichter, spezieller, auch gutwilliger als im „Trottelbuch". Scheinbar zerbohrt, zerstückt sie; darüber formt sie auch dies. Es ist eine geduldige Form der Ungeduld.
Nur wenn so viel Widerstände dahinter liegen, wird etwas schön wie das Buch von Franz Jung. Nur wenn ein Dichter mehr als eine Dichtung aufgebaut worden ist, steht man vor einem Kunstwerk.

IV

An Margarete
Die Last des Gehirns allein zu tragen, ist sehr ehrenvoll. Aber voller wäre das Glück.
Die andere Hälfte der Welt soll sich beteiligen!
Frauen! Uns genügt nicht, die Formel der Ergänzung zu jubeln; Dehmel und das Weib jubeln „Wir Welt"; – uns seht in Bereitschaft, in Lust, ja in Notwendigkeit: euch und uns nicht mehr in Natur und Geist auseinanderzuteilen.
Daß wir im Geist uns gemeinsam unterscheiden, heftiger als je, doch nicht im Stoff: dazu erhebt und bewegt euch, die ihr noch Sachen, Tiere, Statuen seid. Und beginnt auch unter der Haut zu leuchten.
Den Willen hierfür müßt ihr wollen, – er kommt nicht von selbst. Ein Amerikaner, welcher nicht schwimmen konnte, aber wollte, sprang unlängst von einer Brücke, und schwamm. Aber sei dies was es ist: versucht ungelernt die neue Zeit zu bestehen. Denkt nicht daran, daß euer Gehirn noch nicht viel schwerer als das der großen Säugetiere sein soll. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Jede Bereicherung kommt, dem Parmenides zum Trotz, aus einem Nichts. Daß ihr uns

so lange mit Stumpfsinn geplagt habt, hindert euch nicht, plötzlich und scheinbar grundlos mindestens so göttlich wie wir zu werden.
Schon fühlen wir uns von Anfängern wie von neuen Feen berührt. Nicht mehr alle unsere Worte und Ziele hallen durch euch als durch bloße Tunnel, höchstens mit Echo, hindurch.
Mädchen stellen sich ihrer Benutzung entgegen. Und bieten Spitzen statt Schalen, es gibt Funken statt Schlagsahne. Aus den Köpfen von manchen wachsen Haare, schauen Augen, die nicht zufällig so seltsam ergreifen. Es ist keine Schönheit auf dem Umweg über nichts als Körper; wir merken es daran, daß sie uns nicht in geilen Körper und kaltes Bewußtsein teilt. Diese Schönheit besteht aus dem Ganzen von Kopf bis Fuß, von Geist bis Lust.
Sie machen uns selbst ganz. Machen die Grenzen, die Fächer, alle Kommoden dann auch draußen nieder. Die Staaten, die leeren Gewalten, die faulen Vorschriften, alle Trockenheiten, Trennungen, Demütigungen müssen wir uns gemeinsam vom Halse schaffen, wie die Trockenheit: Ehefrau, die Trennung: Mädchen, die Demütigung: Weibchen.
Kameradinnen!

Aus: Die Aktion 4, 1914, Sp. 682 - 685

KURT PINTHUS: FRANZ JUNG, KAMERADEN ...!

Dieses ungewöhnliche Buch ist ebenso lockend an Umfang dünne, wie an Inhalt erschrecklich aufwühlend. Das Motiv? Zwei verheiratete Menschen, nicht eigentlich bös, nicht bedeutend, nicht intrigant, nicht zielstrebend, quälen sich, lieben sich, schimpfen sich, vernichten sich ganz und gar, bis der sonst passive Mann die Frau totschlägt. Auf 76 Seiten (von Drugulin musterhaft schön gedruckt) wird dies ausgebreitet .... es bohrt sich in uns ein, belästigt uns, lockt uns .... wir wollen dies scheußliche Buch fortschmeißen, und lesens weiter; gierig all den Dreck, diese Verkommenheit, diese Martern verschlingend. Denn es geht ein Menschlichstes in diesem Roman um, das uns alle betrifft. Dies aber wird nicht ausgesprochen, sondern man fühlt es leise zwischen allem Ekel und Jammer emporsteigen. Der unbedeutende Mann und die dumme, triebhafte Frau können zusammen nicht kommen, es „sein nicht zwei tiefe Wasser" es sind unauslöschbare Feuer, unübersteigbare Gebirge, unüberfahrbare Meere zwischen ihnen, oder

wie es einer der Jungen, der jung starb, Walter Calé, aussprach: „Und keine Brücke führt von Mensch zu Mensch". Wir fühlen also alle auf einmal, daß wir trostlos allein sind, und das Gute nicht tun können, weil der andere nicht weiß, daß wir gut sein wollen. Und wir haben nicht einmal die Kraft, andere zur Hilfe herbeizuschreien. Auf der drittletzten Seite wird das hinausgerufen: „Um ihn herum waren Menschen, Hunde – dreckige, die sie niedergebrochen hatten. Irgendwo, irgendwann. Er stand gefesselt, gelähmt. Er tat nichts, er stand nicht auf und schrie: Hier – Kommt, Hilfe! Kameraden! ... Tausende leben hier um ihn herum. Er tat nichts – Kameraden!" Die kurzen Sätze dieses Buches zerstechen unser Herz, treiben uns in ein mitleidloses finsteres Labyrinth. Ganz zum Schluß aber, als wir ganz zerschmettert und elend sind, ertönt aus dem Düster plötzlich proklamatorisch eine schmetternd helle Fanfare. Das „Etwas, das in der Sehnsucht aller Menschen ist, und in manchem drängt und züngelt" schreitet aus der gequälten Kreatur weithin über die Welt ... und „gab jedem ein gutes Wort und ein frohes Lachen." Wir mußten all dieses Elend, die Einsamkeit in uns wachsen spüren, um dann den Trost des biblischen Schlußwortes ganz stark erlösend zu fühlen: „Und es wird wachsen über die Stadt und das Land und die Welt, und es wird alle, die nicht den Glauben haben, verdorren lassen."

Aus: Zeitschrift für Bücherfreunde N.F. 6, 1914, S. 21

KURT PINTHUS: FRANZ JUNG – KAMERADEN ...!

Über diesen kleinen Roman muß zunächst laut gesagt werden, daß er kein realistisch-impressionistisches, kein analytisches Buch sein will, sondern ein durchaus ethisches-proklamatorisches. Man hüte sich, zu meinen, hier werde der Elendskohl der achtziger Jahre nochmals aufgekocht, oder gar, es handle sich um groteske Kapriolen eines, der gewaltsam Aufsehen machen will. Dies Buch ist ein tausendfacher Schrei, der verzweifelte Hilferuf eines Menschen, einer Menschheit, die versinkt. Ein Exempel muß statuiert werden: ein Mann und eine Frau, beide unbedeutend, hysterisch, triebhaft, gebrochenen Gefühls stehen zusammen im Leben, können nicht zueinander, können nicht auseinander. Sie quälen sich, schimpfen, streiten, sie lieben sich, hassen sich, schlagen sich tot. Und gehören doch zusammen, sehnen sich nacheinander, wollen sich aussprechen, gut miteinander sein. Niemals aber

werden sie eins; niemals erfüllt sich, beseeligend, Sehnsucht. Niemand kommt ihnen zu Hilfe, niemanden rufen sie herbei. Versteckt, schamlos vegetieren sie dahin. Statt bittend zu schreien: Kameraden ...!, statt sich die Hände zu geben mit dem Willen und Verstehen: Kameraden! –

Aus diesen abscheulichen Eheszenen, die wir tausendmal wegwerfen wollen und doch gierig weiterlesen, fühlen wir: ein krasses, schreckliches Spiegelbild unglückseligen Lebens Tausender. So trotten wir eigentlich alle dahin, sehnsüchtig lebend, verstockt, – zu schwach, gut zu sein, – zu feige und indolent, uns gegenseitig zu helfen, uns aufzudecken, zu rufen: Kameraden ....! Die kleinen Sätze dieses Buches, angefüllt mit gedrängten Scheußlichkeiten, Bekenntnissen, Quälereien, stechen, hacken in unser Herz, treiben uns in trostloses Dunkel, schlagen uns ohnmächtig nieder. Und doch geht ein Menschlichstes zwischen den Sätzen um, jene allzeitliche Sehnsucht, gut zu sein, verständnisvoll zu helfen. Dieser Satz klingt, so kurz ausgesprochen, banal, herkömmlich; aber es hieße sich in lyrischem Pathos hindröhnen, es ließe sich in einer klaren Novelle mit ebenmäßigen Sätzen im Goetheschen Altersstil exemplifizieren. Franz Jung hat die erbarmungsloseste Form gewählt, eben jene spitzen, harten Sätze, die knapp konstatierend nackte Jammerszenen enthüllen.

Um so heller aber schallt dann ganz zum Schluß aus dem Dunkel die biblische Fanfare, jene Vision, wie das „Etwas, das in der Sehnsucht aller Menschen ist, und in manchem drängt und züngelt" aus der Zelle dessen, der seine Frau schlug, hinausschreitet in die Welt ... „Und es wird wachsen über die Stadt und das Land und die Welt, und es wird alle, die nicht den Glauben haben, verdorren lassen." So schwillt also, auch den Feind dieser neuen Kunst versöhnend, das Urmenschlichste aus dem Elend dieses Buches, das Urmenschlichste, welches das eigentlich Schöne in aller Kunst ist.

Aus: Die Bücherschau. 1. Beilage zum
Berliner Börsencourier Nr. 309 vom 5.7.1914

*Erinnerung an zwei Romane.** Was bleibt uns von Büchern? Die Erinnerung. Als mir diese Banalität einfiel, hat sie mich erschüttert. Das, was wir, uns erinnernd, von ihnen sagen können, einen knapp begrenzten Nebel halbheller Unsagbarkeiten darum herum: und dann lebten die Bücher, so gering ist ja die Erinnerung, voll ihrer Aufgabe nur in den Augenblicken des Lesens. Rückte unser Schaffen bedenklich nah dem Kreis jener Ästhetik, die das Kunsterlebnis nur als aktuell kennt, die Kunstwirkung als Kontakt von Werk und Beschauer untersucht, die Wirkung in die zeitliche Ferne nicht einbezieht. Kunst nur als „ästhetische" Frage, als Frage eines spezifischen Erlebnisses anschaut, nicht als menschliche, die sie vor allem bedeutet.

... Was ich in diesem Augenblick von Raskolnikow weiß, ist das Bewußtsein einer ungeheuren Erschütterung. Nichts sonst. Alles in der Betäubung untergegangen einer durchlesenen Juninacht ... Kerzenlicht flackerte. Sternartige Flecken der Erregung spannten sich durch die Wangen. In der zweitwenigst kleinen Stadt Oberösterreichs; nach jahrelangem Fernsein. Das weiß ich. In einem Hotel am Marktplatz, von wo man als Bübchen auf einen Stuhl gekniet, auf einen langen rotsamtenen Fensterpolster gestützt, den Fronleichnamsumgang sah. Stehenbleiben, ruckweises Anziehen der Prozession; um den länglichen Marktplatz herum. Schreck vor diesem aufgeregten, wurmartigen Sichgebärden. Fast Angst wie vor einer Übeltat. Lichtgrün aufschreiend im Anblick die jungen Birken, die wie erwachsene Spielschachtelwäldchen bei den Altären aus Pflaster gestellt sind. Unergründlich vor den kleinen Mädchen, die heute so dumm tun, wie Konditorhandschrift in weißen Schnüren von Zuckerguß. Unter die umklammerten Wurzeln der Haare verkrochen vor dem Entzücken unten, das wie ein Schwert aus der Scheide fliegt, wider alles Gesetz, wenn die Bürgergarde sich zum Feuern rüstet. Beruhigung endlich; fröhliches Loch, das ein zu spät losgegangener Schuß verlegen wichtig in die Luft rundet. Schwang lange nach und das Buch hatte einen braunen Einband, aber vielleicht irre ich mich und es war aus irgendeiner Leihbibliothek und hatte einen schwarzen, und diese elenden Niedlichkeiten stehe ich im Augenblick, durch eine Entscheidungsnacht durch, die bloß wie ein Loch da ist, durch das die Erinnerung auf Hinterliegendes blickt ... Was bleibt von Kunst? Wir bleiben ... Wenige und ungenaue Einzelheiten; biographische Zufälle des Lesers; Wissen um eine große Erschütterung, die so nie wiederkehrt; alles nicht das Entscheidende. Das Eigentliche: Wir, als Geänderte, bleiben. – Weiß man von seinem Leben Genaueres,

bleibt mehr? Irgendwann werden alte Dinge lebendig, wenn ihre Stunde gekommen ist, ... irgendwo findet man Menschen wieder ...

Mir wird bleiben von Franz Jung, was mir jetzt nach drei Wochen geblieben ist: Wirr Verzaustes wie erste Frühlingsluft. Wo die Sträucher nicht aus den Augen blicken können, weil sie so naß sind. Von Mendelsohn das Bedürfnis, manchmal, etwas nachzuschlagen in seinem Buch. Und bei Jung: Nachlesen, wenn mir einmal in meinem Leben solche Menschen begegnen wie die, mit denen auch er nicht fertig wurde. Und bei Mendelsohn: Der Griff einer mehr sanften als starken, aber schon sicheren Hand. – Einer der naivsten künstlerischen Reize, der des Stofflichen, wirkt in Erich von Mendelsohns Romanfragment sehr stark; es handelt im Rahmen einer der „freien Schulgemeinden", die heute „nach neuen, radikalen und noch umstrittenen Grundsätzen gebildet und gelenkt" werden; es ist „Zeitdokument", wie es in der von Thomas Mann geschriebenen Vorrede heißt. Aber da Mendelsohn eine außerordentlich genau modellierte Erinnerung an vorreife geistige Zustände besitzt, wird sein Buch zu einem wichtigen Dokument der Jugend. Und da diese auf eigene innere Verantwortung gestellte Jugend eine ungewöhnlich große moralische Reagibilität besitzt, wird das Buch voll von einer ungeheuren, stillen Lebendigkeit ethischer Reize. – Man kann sie eben so leicht übersehen wie, auf sie eingestellt, in eine Art sichtiger Überreiztheit geraten; das Buch ist leise. Man muß es ein wenig transponieren, absehen von Schulwichtigkeiten, es bleiben dann Arten seelischer Haltung, die auch bei andren Gegenständen möglich sind. Der Wert liegt dann in der Sammlung von Ansätzen zu ungelebten, nie verwendeten Moralen, die alle irgend einmal als gleich möglich vor uns lagen; an denen der Mensch vorbei wächst zu seinem Ethos des Erwachsenen, ohne eigentlich zu wissen, mit welchem Recht. In Weltbildern vorbei, die vielleicht mehr geistiges Glück hätten bereiten können als unser metromanes der „überflüssigen Notwendigkeiten". In wankender Sicherheit horcht man zurück. Das Buch gibt darüber nichts Entscheidendes; die Hand des Dichters ist mehr sanft als stark; aber leise erschütternd.

Während bei Jung das immer wiederkehrende Erlebnis so aussieht: einer geht mit in den Taschen geballten Fäusten durch die Gesellschaft der andren. Er fühlt einen kinderseelenweichen Trotz, der seine Lippen träufelt; aber außen werden es Schimpfworte. Er trinkt, er wird auf die Straße geworfen. Er brüllt Schimpfworte; das heißt innen: bemerkt ihr denn nicht, daß ich etwas Zartes, Schwieriges sage? Niemand will es bemerken. Eine bemerkt es vielleicht. Und jedes Hinauf und Hinab seines Lebens wird dadurch begrenzt, daß er die prügelt.

Seit Prügel bekommen aus einem körperlichen Schmerz durch Ver-

änderung der Moral und des Rechts zu einem seelischen wurde, haben sich viele Dichter mit dieser Vorstellung beschäftigt (wogegen es im Mittelalter als ein Spaß galt). Bei Jung ist – was ich von keinem erinnere – dieser Vorgang Knotenpunkt aller inneren Bewegung. Was er erzählt, ist eine tumultuöse Ohnmacht. Man denke, daß man im Winter mit steifen Fingern einen Knopf schließen soll. Nicht: die Finger gehorchen nicht, sondern im Willen selbst spürt man, erwartet man das Ausgleiten. Nach zwei, drei Versuchen beginnt man hilflos zornig zu reißen. Dieses ohnmächtige Ausgleiten statt an eine Handlangung gewendet, in das Verhältnis zu einem Menschen verlegt, von dort als Zorn in die Zunge oder in die Hände springend; so hat man den Vorgang. Für den zweiten Menschen, die Frau, ist der schlichteste Ausdruck: ein bockiges Luder. Reizt. Läuft weg, treibt sich herum. Rührt wieder, weil es wie bei Kindern ist, die sich selbst etwas antun, um die Eltern zu strafen. Spricht Unsinn, den sie selbst nicht glaubt, bloß um zu treffen. Hat manchmal Angst vor Schlägen und wenn der Schlag im Gesicht einmal sitzt, schreit sie doch wieder das gleiche. Muß in eine Ecke gepreßt werden, daß ihr der Atem vergeht, wenn sie aufhören soll. Etwas Tierseelisches ist um sie, büffelhaft Unberechenbares; .. und bleibt doch der einzige Mensch, der Kamerad; ohne soviel davon zu haben, daß sie erlösen könnte. – Diese Zustände erscheinen mir ohne viel Kunst gestaltet. Eine gewisse Oberflächlichkeit in der Darstellung von Willensvorgängen ist sogar geblieben, die bloß seltener ist als die gewöhnlich in der Schilderung von Gefühlen und Gedanken übliche. Noch steht kein Ordner dahinter, keiner, der aufschließt. Dennoch fühlt man bei diesem ursprünglichen, durch und durch ehrlichen Buch, daß mehr Kunst wohl bedeutender, aber wahrscheinlich auch ferner, ausgelaugter und raffinierter wäre.

* Franz Jung, Kameraden ...! Heidelberg, Verlag von Richard Weißbach. Erich von Mendelsohn, Nacht und Tag. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher.

Aus: Die Neue Rundschau 25-I, 1914, S. 850 - 852 (Auszug)

FRANZ PFEMFERT: KLEINER BRIEFKASTEN

Der „grossen" Presse habe ich natürlich auch den dritten Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, Franz Jungs Roman

„Opferung" zur Besprechung zustellen lassen. Um ihr das Kritisieren nicht allzu bequem zu machen, begleiten folgende Zeilen die Sendungen: „Dieses Buch wird den Leser nicht länger lesen lassen. Es wird einen kleinen Kreis Menschen bewegen, den Glücklichen glücklicher und einen Unglücklichen noch unglücklicher machen, den Leser aber wird es bedrohen. Es ist unsicher in der Kundmachung seiner Geschehnisse, prahlerisch in der Möglichkeit, die Gewöhnung des gedruckten Wortes zu erschüttern, und vor allem verlogen in dem Bekenntnis einer Glücksicherung innerhalb des Versuches, wen aufzurütteln."

Aus: Die Aktion 6, 1916, Sp. 528

WALTER SERNER: FRANZ JUNG – SOPHIE

Es ist im Grunde immer unvermeidlich gewesen und seit etwa zwei Jahren wohl allgemeiner selbstverständlich geworden, dass jeder neue Roman, dem Verlag oder besondere Umstände das Signum guter Literatur applizierten, an dem Titanenwerk Dostojewskys gemessen wird. Denn hier ward eine Höhe erklommen, die alle noch möglichen unsichtbaren so nebenweglos beherrscht, dass in ihre Richtung fallen muss, wer über sie hinaus will; hier wurde das jüngste Mal bis in unaufspürbar geglaubte Verästelungen vorgeschrieben und damit dem Menschen von heute so viel mit dem Hauch des Allerletzten beschert, dass das Gefühl, es bleibe nur mehr zu helfen übrig, wie unabweisbar bleibt. So trifft jeder neue Roman in seinem guten Leser eine stereotype innere Einstellung an, die auf eine heilige Erfüllung weist und die Achseln heben darf, wenn man sie ausschalten will. Deshalb kann ein Romancier, der ehrlich die grosse tiefe russische Dichtung bekennt, grösserer Anteilnahme sicher sein als einer, der anderswo hinaus will. Der starke Zweifel, der diesem gegenüber seine persönlich mächtige Berechtigung hat, wandelt sich von jenem in freudige Erwartung. Franz Jung weckte vor drei Jahren solch eine Erwartung, als sein „Trotteibuch" erschien, in dem Eheerlebnisse von erschreckender Brutalität bis an die Grenze einer Sensibilität hin gehoben wurden, die einen Abgrund erfühlen liess, fast schon sehen und begierig machte nach seinen Klüften, Klingsteinzacken und kleinsten Rissen. Der Roman „Kameraden", der diesem Buch folgte, bezeugte auf jeder zweiten Seite, dass sein Verfasser die Therapie der Psychoanalyse, deren Entdeckung bis zur Heilung körperlich, wenn auch unorganisch leidender Hyste-

rischer segensvoll und epochal bleibt (bis hierher! nicht weiter!), wie viele andere allzu enragierte Ideenverliebte zur Methode der Menschen-Erkenntnis par excellence hinauftrieb. Doch der Mensch ist so tief angekettet, dass es niemals eine Methode, deren Wert nicht eng begrenzt wäre, geben kann oder gar einen Sonderschlüssel und wenn einer so etwas zu haben meint, muss es ihn unehrlich machen oder verworren. Es ist darum ein einprägsamer Umstand, dass in den „Kameraden" und in dem Roman „Sophie", der noch um vieles mehr psychoanalytisch basiert ist, die Stellen, welche die Bewusstseinsform bringen, in die das Gegenständliche, Optische, Gefühlte dieser Personen gerät, scharf umrissen und hell sind, die Dialoge aber fast durchweg unentwirrbar, allzu oft orphisch-lückenhaft und manchmal sogar recht deutlich arrangiert. Diese Mängel, die gleichwohl nicht ganz in das Konto der Freudschule gehören, wären wohl weniger zahlreich und nicht so breit geworden, wenn der Verfasser die Richtung seines „Trottelbuches" nicht verlassen hätte. Hier war er ungefesselt nach innen gerichtet und mit aller Jugendstärke bestrebt, höher, immer höher zu fassen. Dann trieb ihn die Hoffnung, einen neuen besseren Weg gefunden zu haben, anderswo hinaus. Auf einen Irrweg. Möge er zurückfinden. Und die grosse Richtung seines Anfangs wieder bekennen.

Aus: Sirius 1, 1915/16, Nr. 2, S. 31 f.

A.H.KOBER: OPFERUNG

Hier spricht eine ungewöhnliche dichterische Kraft. Man wird ein Unrecht begehen, wenn man dies Buch seiner Eigensinnigkeit wegen beiseiteschiebt. Eigen*sinnig* ist der Roman Jungs in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Man denkt an futuristische Bilder, wenn man liest, wie der Held des jungschen Romanes – irgendein verbummelter Student – sieht: chaotisches Durcheinander, schiefe Perspektive. Und doch scheint das in den gegebenen Situationen die einzig richtige Apperzeptionsart, die stilechte Bindung der Empfindungswelt des Betrachtenden in Raum und Zeit. Man komme nur nicht mit solchen Kinkerlitzchen: daß ein meist Berauschter natürlich alles schief und verdreht sähe. Vielmehr ist dies Rauschbedürfnis, zusammen mit jener Perspektivenverschiebung, der – vielleicht noch unbeholfene – Ausdruck eines neuen Lebensgefühls, der Ausdruck der augenblicklichen Phase des Kampfes zwischen Ich und Es, Subjekt und Objekt, Individuum und

Absolutem, der das Wesen aller Kunst ausmacht; der Typ des modernsten Dichtens gibt sich den Dingen ganz hin; er verzeichnet nicht mehr einfach seine einzelnen momentanen Impressionen, er ist kein ästhetischer Eklektiker mehr, sondern er stellt sich mitten in die Dinge hinein, läßt sich vom Strome ihres Eigenseins mit fortreißen – unbekümmert darum, ob und wo er landet – und registriert dabei, was ihm an Erkenntnis seiner selbst und jener aufgeht. Dieser Prozeß bindet Mensch und Ding vollständig aneinander, zur Einheit einer wechselseitigen Beeinflussung und Erkennung, er ist keine Lösung im Sinne älterer Kunstgestaltung, aber er ist der unmittelbare Ausdruck der wirklichen dichterischen Situation von heute: mitten hinein ins lebendige Sein. Daher das Kämpferische, Politische, Aktuelle. Daher jene futuristische Perspektive, die schwankt, hin und her fluktuiert, weil sie ganz Diffiziles, Labiles ausdrücken will, auf dem Punkte steht, wo Subjekt und Objekt sich berühren, erfassen, zum Kampfe aufreißen, und doch in Liebe sich vereinigen wollen. Die futuristischen Zeichnungen Jungs sind halb Zeichnungen des Ich mit dem „unmenschlichen" Pinsel der Dinglichkeit und Objektivität an sich, halb Zeichnungen der absoluten menschenfremden Dinge mit dem Stifte des Ich, für das normale Sehen also Verzeichnungen in jedem Falle: Billards sprechen wie Menschen, Menschen sind grün wie Billards, stumm, bespielbar. Das Problem ist hier: daß die lebendige ewige Relativität von Mensch und Nicht-Mensch auf eine statische Einheit gebracht werden soll. Der autobiographische Roman Jungs zeigt dies Streben modernster Kunst besonders klar: Alles will dieser Dichter erleben, in sich hineinziehen, oder umgekehrt, sich in alle Objekte verstricken; die ungeheure Sehnsucht, alle – aber auch schlechthin alle – Wonnen der Sensibilität auszukosten, schreit aus diesem Buch mit seinem Geschehnischaos von Suff, Hurerei, Ehe, Philosophie, Politik, Verbrechen, Stumpfsinn, Schicksal. Ein furchtbarer Haß gegen Eltern, Erziehung, Milieu ist der Ausdruck der schmerzlichen Erkenntnis, daß die Sensibilität durch gewisse bestimmende Faktoren in ihrer Freiheit und Freizügigkeit beschränkt wird. Dieselbe Dissonanz zwischen Wille und Wirklichkeit kehrt wieder in *dem* Punkte, der den jungschen Roman esoterisch macht, in der Sprache. Der Futurist (Jung bezeichnet sich als Äternisten), je stärker sein Erlebnis ist, je feiner die Schwingungen in ihm sind, desto sorgfältiger wählt und wägt er den Ausdruck. Er findet, daß das einzelne Wort schon mit seinem allgemeinen landläufigen Sinne viel zu vage und blaß ist, um diffizile individuelle Empfindungen ausdrücken zu können. Er schafft die Sprache von neuem. Jung zeigt hiermit das Phänomen des literarischen Expressionismus: ein einziger Strich, eine ganze kleine Nuance kann der Ausdruck für einen ganzen

Empfindungskomplex sein, altbekannte Wörter mit festem Vorstellungs- und Gefühlsinhalt können im Zusammenhange dieses neuen Ganzen einen ganz individuellen Eigensinn haben. Die kritische Deutung beider Fälle ist gleich schwer. Jungs Sprache ist prachtvoll rauschend, ein vorzüglicher Ausdruck für die lebendige Relativität, für das dichterische Erlebnis. Weil uns der Roman, als klassisches Dokument jüngsten Erlebens, Wollens und Gestaltens, Gelegenheit gibt zur Erkennung einer immer lauter um Erhörung rufenden Kunst, heißen wir ihn herzlich willkommen.

Aus: Das literarische Echo 19, 1916/17, Sp. 895 f.

ALFRED SALMONY: OPFERUNG

In Stoff und Form steht dieser Roman ganz in der neuen Linie. Er handelt von einem Mann und einer Frau. Die kleinen Dinge des äußeren Lebens werden in den Rhythmus geworfen, der sich zwischen den beiden spannt, und treiben zerhackt in dem Strome. Man denkt manchmal an August Stramm. Der Dichter steht den äußeren Tatsachen mit größter Freiheit gegenüber, in den angeblich verkommensten Formen lebt höchstes Gefühl. Er gewinnt eine unerhörte Differenzierung des Netzes von Beziehungen, die zwei Menschen zusammenbinden, schildert immer wieder den Krampf, die Hemmungen, das Unvermögen zur Kontinuität, schließlich ein Ausklingen in Ruhe und Glück. Der Mann ist ganz aufgebaut auf der Liebe zu einer toten Schwester, die wundervoll in der „Stephanie-Gavotte" nachklingt. Seine Stellung zur Geliebten: „Wie eine warme Welle überflutete ihn der Gedanke ... an den Zauber menschlicher Gemeinsamkeiten ... Aber: 'Die Frau entscheidet.' Die Frau wurzelt im Boden des Lebens, sie wächst ..." Mitten in dem gehetzten Tempo dieses Romans beglückt die restlose Schönheit solcher Worte.

Aus: Kölner Tageblatt Nr. 649 vom 26.11.1916

(...) Franz Jung (scheint) eine Verzauberung der Zeit vorzunehmen. Sein neuer Roman „Opferung" gibt die Geschichte der Beziehung zweier Menschen zueinander. Liebe, Ehe? Eine Geschichte? Nein, den Rhythmus einer Geschichte, „daß der Mensch nur von Menschen stammt und ewig in allem mit ihnen verbunden sein soll und sein Blut opfern". Vor uns wühlt es in einem zuckenden Klumpen aus Anbetung, Verzückung, Haß, Verbrechen, Einsamkeit, Gemeinsamkeit. Letzte Erkenntnis wird, „daß auch der Glaube voll Licht und Finsternis, voll Höhen und Tiefen, laut und still und das Leben ist". Nie ganz enthüllt, schwebt etwas Brausendes, Visionäres aus dem Knäuel von Trunk, Ohrfeigen, Besuchen übler Kneipen, Lügen, Verrat, Reisen, Einkerkerung. Das Aufschwebende kann ein Unheil, es kann ein heiliges Glück sein, die Erlebenden wissen es nicht, wir wissen es nicht. Es ist vielleicht beides. Die Tage und ihre Inhalte verändern sich nicht, was wir in ihnen erleben, das sind sie. Sie sind ein Scheinleben des wahren Lebens in uns. Bald gilt der Strom als Gefälle und Kraft, bald als feindliche Flut und Bürde. Wir schließen etwa die Augen, – die Welt ist nur noch in uns; wir öffnen sie – die Welt ist dennoch in uns. So sehen wir sie auf den Wegen unserer Nervenstränge, vom Hirn beleuchtet. In diesem Lichte erstarrt die Gegenwart nie, sie hat nicht Vorher und Nachher und also keine Kausalität. Die Kausalität ist Gleichzeitigkeit geworden. Nur die Kraft, nicht die Masse wird gezeigt. Große äußere Ereignisse werden bei Jung mitunter kaum erwähnt, sie sind nur manchmal viel später wirksam. Sie werden einmal dagewesen sein und Gegenwart in wer weiß welcher Zukunft empfangen. Anderes ist bloß Vergangenheit, obschon es eben erscheint, weil seine längst vorhandene Bedeutung jetzt erst ihren Träger findet. Sekunde und Jahr können ihr Maß tauschen. Lücken sind in die alltäglichen Geschehnisse gerissen, nicht so, daß ein Vorhandensein dieser Geschehnisse stillschweigend angenommen würde, sondern sie scheinen ausgelöscht. Reale und ideale Gewärtigkeit können auseinanderfallen. Zum Beispiel: ein Weib kniet; nachher heißt es: „Maria übersprang eine Ewigkeit. Fiel dann auf die Knie." Dann! Jetzt erst ist das Hinknien Ereignis geworden. – Der Rhythmus der Ereignisse überzeugt, sie selbst dürften nicht faßlicher gemacht werden, weil sonst das Vagantentum Leibes und der Seele in diesem Roman vielleicht als eine sehr unwahrscheinliche Anhäufung von Unflat, Brutalität, Schlaffheit und Ekstase erscheinen würde. Sie klopfen nur an, donnernd oder mit Geisterfingern, sie nennen ihre Namen nicht und gehen weiter. Welchen Wesens und

welcher Gestalt sie waren, erspüren wir an der Wirkung auf jene, die das Pochen vernahmen. – Interessant ist die Behandlung des technisch-künstlerischen Mittels. Eine bald zerhackte, bald weit ausgebeutelte, bald gleitende, bald stochernde, das allgemeine Gesetz vergessende, dem Blitz nachspringende Sprache sucht uns zu führen. Sie ist von Verwirrungen verwirrt, von Bedrängungen bedrängt. Sie ist keine geschriebene und keine geredete Sprache, sondern fast das Verlauten eines hingenommenen Zuschauens, das sich nach dem Willen eines Dämons der Worte und Interpunktionszeichen bedient. Es ist, wie wenn man die Linien auf der Platte des Grammophons als eine Notenschrift jenseits der Musik läse, während die gewöhnliche Notenschrift eine Schrift diesseits der Musik bedeutet. Sonst läßt die Sprache die Welt aus einem Traume des Bildners erstehen, hier sucht die Welt den Traum in den Leser zu diktieren. Sonst weiß der Erzähler die Ereignisse, die er darstellt, hier wissen nur die Erlebenden den fruchtbaren Teil. Streckenweise werden vorläufig nur gleichgestimmte Nerven dem Dichter folgen können; seine Kunst ist noch nicht groß genug, selber zu stimmen; er wünscht uns bisweilen mit den gleichen Mitteln im selben Satze ganz draußen und ganz drinnen. Trotzdem, seit seinem ersten Buche „Kameraden", das übrigens manche Ähnlichkeiten im Einzelnen mit diesem jüngsten aufweist – wie das Sterben der Schwester mit seinem Eindruck und die Rechtfertigung der Frau vor der Polizei –, ist er weit vorangeschritten. Den Erstling verlegte der vortreffliche Richard Weißbach in Heidelberg, der mit kleinen Mitteln, aber viel Treue, wachsamer Sorgfalt und großem Enthusiasmus mancherlei Jungem die erste Pflege schuf.

Aus: Die Neue Rundschau 27-II, 1916, S. 1565-1567 (Auszug)

MAX HERRMANN-NEISSE: FRANZ JUNG. DER SPRUNG AUS DER WELT.

Belangvolle Dichtung stellt nicht eine Stufe Entwicklung literarischer Talentiertheit dar, sondern ist die bestimmte Station im Verlauf eines (auf welche Weise auch) wertvoll gelebten Lebens. Und der untrügliche Beweis für ihren Rang ist dies: wer ihren Erlebnisgehalt auf sein Gemüt wirken ließ, muß sich immer für Zeiten wesentlicher gemacht und zu Gutem fähig fühlen. So geschah mir durch Franz Jungs neuesten Roman, der bis ins letzte hinein nicht weniger vollbringt, als durch

die eigene Preisgabe uns alle zu erlösen. Einer ringt mit sich selbst und mit der Verpflichtung, die ihm auferlegt ist; zwei Frauen, wie zwei Flammen von verschiedener Leucht- und Wärmkraft, züngeln um ihn; Fluchtversuch, Rast am Wege, Unzulänglichkeit von Freundschafts- und Prestige-Gesten, irgendwo aus unentrinnbaren Hintergründen tauchen Heimat, zweifelhafte Partnerschaften von Vater, Mutter, Kind – und in selig-unsicherer Kurve ist der bepackte Christophorus dieses Daseins mit einemmal aus der Dimension seiner zeitlichen Prüfungen als ein dennoch Befreiter entführt. Der beschwingte, mit gemeisterter Technik in allen Gliedern sichergestellte Apparat des Erzählungsganges schließt die einzelnen, subtilsten Visionen zu einem ebenmäßig ausbalanzierten Ganzen zusammen. Die Schlupfwinkel psychischer Verstocktheit oder Bereitschaft werden eindringlichem Miterleben freigemacht, und immer härter die Willenstriebe eingesetzt, die nichts vergeblich aufnehmen. Hier besteht moderne deutsche Prosadichtung, die ohne Zugeständnisse fruchtbar, ohne Exzentrizitäten original, ohne Gewalttätigkeit erschütternd aufrichtig ist. Daß man exakt bis ins Detail sein kann, ohne langatmig zu werden, Überlegenheit besitzen darf ohne ein Atom von Leichtfertigkeit, in sich geklärte Disziplin der Stellungnahme zu den Problemen ohne eine Spur von Doktrinarismus: diese in Deutschland rare Konstellation schuf sich in Jungs neuem Roman ein Dokument, das der Kultur einer abgeschlossenen Elendsinsel in ein paar Erwählten zumindest ihr Leben bis zur ersten Auswanderungsmöglichkeit in den weiteren Horizont garantiert.

Aus: Berliner Börsencourier (Beilage) Nr. 279 vom 18.6.1918

OSKAR LOERKE: VIELERLEI ZUNGEN.

Franz Jung schrieb seinen bisher einfachsten Roman „Der Sprung aus der Welt" (Verlag der Aktion). Man könnte feststellen, die Geschichte des Mannes zwischen zwei Frauen hier sei die Zusammendrängung der Geschichte des Menschen zwischen Menschen überhaupt. Die drei wollen einander nicht lassen, sie können es nicht, und versuchen sie es, so wird der Versuch matt vor dem Schicksal, das dem Manne den Tod vorausbestimmt hat. Jung gibt das Arbeiten der inneren Kräfte, – zu sagen, er gäbe ihre Geschichte, wäre schon falsch, denn er erläutert sie nicht, trägt sie durch Untersuchung nicht ab, hebt sie durch Zergliederung nicht auf. Psychologische Induktion sucht zu beruhigen, was

nur durch seine Wildheit Lebenswert hat, sie bagatellisiert, sie tötet mit Gewissenhaftigkeit das Gewissen ab. Sie sucht letzten Endes doch rätselhafte Tatsachen sich und anderen glaubhaft zu machen, und wenn sie sich endlich getraut, aus der inneren Vorbereitung die Erscheinung heraustreten zu lassen, ist diese dennoch nicht bewiesen. Jung dagegen, für mich der konsequenteste Beherrscher der neuen expressionistischen Erzählung, sieht nie die Ratlosigkeit, die der Leser ihm entgegensetzen könnte, fürchtet nie unverständlich zu werden, sondern beschwört in vollkommener Einsamkeit den Dämon seiner Figuren herauf: ihr bürgerliches Dasein schimmert oft spät und nur lückenhaft durch wie etwas selbstverständlich Bekanntes, erst dann, wenn es keinen mechanistischen Wert mehr hat. Nichts prunkt. Halbe Sätze manchmal, durcheinandergeschachtelte, folgen einander, einzelne Worte; mit einer Interpunktion, die bisweilen Pausen, Verschwiegenes, Dumpfheiten, Wellen der Bitterkeit und Verzweiflung andeutet, bisweilen die gewohnte grammatische Funktion hat, – völlig unbekümmert. Wer sich in dem Buche nicht vorher verirrt, findet in der Darstellung des Freundes ein Meisterstück. (...)

Aus: Die Neue Rundschau 29-II, 1918, S. 1236 f (Auszug)

PAUL RILLA: ÜBER FRANZ JUNG.

Spricht man heute in schöngeistigem Zirkel von expressionistischer Prosa (das Thema Expressionismus ist ja beliebt), fällt sicher der Name Edschmid. Ich lasse Edschmid seinen Verdienst, er hat einen neuen kraftvoll auftrotzenden Klang in die Welt gebracht (sieht man ihn auch oft Hohlräume mit dem Explosivstoff gewaltsamer Gesten füllen). Aber nicht er, sondern der junge (in Berlin lebende) Schlesier Franz Jung erscheint mir als der eigentlichste und beherrschteste Repräsentant dessen, was man expressionistische Prosa nennen mag. Er läßt nicht, wie Edschmid, exotische Abenteuerlichkeit zu furiosen Dimensionen aufschießen, grelle Phantastik aus fremder Landschaft erblühen (was uns mitunter recht schön, aber nicht immer sehr notwendig erscheint), – er tut das Notwendige, das, worauf es ankommt: Seelenlandschaft, Tag und Stunde verschlingend, tut sich auf, Urmelodie alles Menschlichen tönt; Mann und Weib gegen einander gestellt, ineinander verschlungen, bohrende Spitze; der Mensch, ausgesetzt der grotesken Dämonie, bar ihn überfallender Realitäten, muß sich behaupten ... oder

gleitet hinab: „Du heißes Blut ein zuckendes Herz wird brechen".

Die Sprache: abgerissene Sätze, halbe Sätze, fiebernde Sätze, sachlich, Participium, Hauptwort, Ausruf!!, – die Sprache, eingekrallt in den Rhythmus des Geschehens, die vom Rhythmus des Geschehens bewegte Sprache ... ist Bewegerin der im Innern kreisenden Kraft, nicht schönes Spiel, Ornament, Kunstgewerbe. Keine Landschaft, je länger je mehr kaum noch irgendwie äußeres Geschehen, allenfalls jähe Explosion innerer Katastrophen ins Körperhafte: der Leser, gewohnt, unter Roman den in behaglicher Deskription dahinplätschernden Fluß unterhaltsamer Ereignisse sich vorzustellen, ist ratlos. Denn nicht auf Anekdotisches kommt es Jung an, auch nicht auf Psychologie aus dem Gesichtswinkel des Bürgers, sondern: auf den aus allen Relationen gehobenen von allen Konventionen gelösten Menschen, der aus sich heraus Atmosphäre und Umwelt schwingen macht. Die Sensationen und Katastrophen des in seinen letzten Gründen das Leben erleidenden Menschen in Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit als Erlebnis zu gestalten (ohne mit voreiligen Deuterfingern es zurechtzuzupfen), – nicht in der Wirklichkeit und Endlichkeit des Tages, sondern in der Wahrheit und Gültigkeit des Kunstwerks: darauf kommt es an. In solchem Sinne läuft eine gerade Linie (aufwärts) von den „Erlebnissen der Emma Schnalke" (aus dem „Trottelbuch") zu den Romanen „Sophie", „Opferung", „Sprung aus der Welt" (alle im Verlag der Aktion, Berlin, erschienen). Aus der Vielfalt und Wirrheit des Geschehens, in dessen Strudel Emma Schnalke kreist („... der Liebe Glück und Seligkeit ..."), wird der hüllende Dämmerschein des Buches „Sophie", darin in harter und spitzer, in ihre Seelenwildnis verlorener Gegenrede zwei Menschen alles Letzte aussprechen, das sie je verband und für immer trennt, wird in der „Opferung" die schmerzvolle Kreuzberg-Wanderung zweier Seelen, sich verkrampfende und zuweilen leuchtend sich lösende Leidenschaften und Sehnsüchte, wird „Der Sprung aus der Welt", letzte konsequenteste Negierung alles Romangemäßen, alles äußeren Drum und Dran, letzte konsequenteste und selbstverständlichste Beherrschung der *einen* Melodie: ratternder Seelenmotor (wiederum Mann und Weib, diesmal: ein Mann zwischen zwei Frauen). Nenne ich noch das leidenschaftliche, über Angst und fruchtlosem Spott zu zukunftsgewisser Empörung den Weg findende Drama „Saul" (auch im Verlag der Aktion), aus dem gleichen Bande die in knapper Beherrschtheit umrissenen Prosastücke „Morenga" und „Telepathen", aus dem (bei Kurt Wolff erschienenen) Bande „Gnadenreiche unsere Königin" das Titelstück und „Läuterung", so habe ich den bisher vorhandenen Wert des Franz Jung umschrieben.

Von vornherein Klarheit über sich, in Gewißheit den einen Weg

der Notwendigkeit gehend, mit jedem Buch dem letzten Ziel näher kommend: diese Entwicklung des Franz Jung gibt unsern allerlei Hoffnungen auf ihn die Sicherheit des Wissens um eine Erfüllung. Mehr zu sagen über sein Werk als hier geschehen, ist nicht vonnöten. Keine Fabeln sind zu entwirren, Verbindungen, Parallelen nicht herzustellen. Das Werk selber will reden. Es ist nicht leicht heranzukommen, drohend starren Stacheln. „Es ist beschämend, daß ein Autor dem Leser ausgeliefert sein soll. Ich brauche keine Leser" – ruft Jung einmal, doch halb im Scherz. Man lasse sich nicht beirren!

Aus: Der Osten, N.F. 1, 1919, Nr. 9/11, S. 142 f.

KURT KERSTEN: FRANZ JUNG: DER FALL GROSS.

Dieser Jung hat Töne, die nur ihm eigen sind, kämpferische, verbissene, verbitterte Töne, dabei eine Wut, die sich gar nicht einmal so sehr nach außen, als vielmehr nach innen, gegen sich selbst richtet; kein Schriftsteller, in unglücklichsten Augenblicken ein Dichter – (für dies Prädikat wird er mich mit dem Revolver bedrohen). In diesem Buch macht er einen Bericht, gibt nur Tatsachen, reißt sie aber mit vehementer Stoßkraft so zusammen, daß psychologische Einblicke sich auftun, dem Leser schließlich die Hauptarbeit überlassen bleibt; zwischendurch aber gibt Jung sich selbst preis, schreit auf, entblößt sich, unterbricht sein Referat durch Ausrufe, ja sogar durch empfindsame Geständnisse – wie elend muß es ihm gehen! An welchem Rande muß er angelangt sein, welche Erfahrungen muß er mit Menschen gemacht haben, welches grauenhafte Mißtrauen nicht gegen eine Gesellschaftsordnung allein, (lächerlich darüber zu streiten) sondern gegen die Welt, das Leben überhaupt! Welch eine drangsalierte, erschöpfte, mißhandelte Seele! Er liefert – nein er wirft voller Galle diesen Bericht hin, diesen Bericht von einem Proletarier, der in zwei Weltteilen herumgehetzt wird, nicht zur Ruhe kommt, dem sich alles entgegenstemmt, der vom System der „Ordnung" eingekreist wird und zugrundegeht – wehrlos, verlassen, ohne sich offenbaren zu können – man muß ja verrückt werden. Jung erzählt es wie einer, der keine Luft hat, den Schwindel weiter mitzumachen, dem das Elend längst über den Kopf gewachsen ist, für den es keine andere Erlösung gäbe, als die Welt in die Luft zu sprengen – wenn die Liebe nicht wäre ––

Aus: Berliner Börsencourier (Beilage: Der Bücherkarren) Nr. 13 vom 8.1.1922

VERLAGSANKÜNDIGUNG: GOTT VERSCHLÄFT DIE ZEIT

Im April erscheint

FRANZ JUNG

Gott verschläft die Zeit. Ein Buch Prosa.

FRANZ JUNG setzt seine Angriffe gegen Literatur und deutsches Wesen fort. Nicht in professoraler Kritik, nicht in gefälliger Selbstironie weist JUNG nach, daß in diesem Deutschland gefühlsreine Gesinnung, anständige Charaktere sich nicht entwickeln können, so daß ein einfaches bescheidenes, gutes deutsches Literaturwerk in Deutschland noch unmöglich ist. Er wendet sich in Darstellungen, sprachtechnischen Übungsstücken gegen die Formversuche zeitgenössischer Schriftsteller, Inhalte vorzutäuschen. Er wendet sich gegen deutsche Beschauer und vor allem gegen die deutschen Leser, die von früh bis abends Inhalte, Entwicklungen und Associationen in sich hineinfressen, und verdauungsgemäß schleimige Mollusken bleiben, um dann Regierungsräte zu werden. FRANZ JUNG haßt die deutsche Jugend, die ohne Ausnahme auf der Dynamik des Geschehens in Deutschland schläft und die Entwicklung der Revolution benutzt, sich daran satt zu fressen. Das Buch stellt jedem frei, wer und was ausgerottet werden muß. Es ist kein Agitationsbuch. Es enthält keine Propaganda. Es bleibt durchaus literarisch. Denn seine Grundidee ist eine historische; hier ändert sich nichts.

Umschlagszeichnung von GEORGE GROSZ.

Preis zirka 10-12 Mk.

Da die Auflage beschränkt ist, werden Vorbestellungen rechtzeitig erbeten.

VERLAG DIE ERDE BERLIN

Aus: Die Erde 2, 1920, Nr. 1

Es ist noch nicht lange her, da wurde von einem Fachblatt des Buchhandels eine Rundfrage nach den beliebtesten Büchern veranstaltet. So sollte man einmal sehen, was in Deutschland am meisten gelesen wird. Das Ergebnis hat manche überrascht und viele belustigt: die gelesenste Schriftstellerin in Deutschland ist Frau Hedwig Courths-Mahler. Die über Bücher sprechen und schreiben, behaupten fast alle, sie sei eine Kitsch-Schriftstellerin. Aber wenn es nicht gerade Brotneid ist, so sind sie eigentlich gar nicht entrüstet darüber, daß diese Liebesromane weitaus am meisten gelesen werden. Im Gegenteil: sie kommen sich dann wunder wie vornehm vor, daß sie viel gebildetere Bücher haben wollen, während so viele Leute sich noch mit der Courths-Mahler begnügen. Sie würden sicher schön erstaunte Augen machen, wenn man sie einmal fragt, was denn für ein Unterschied zwischen ihren gebildeten, literarischen Romanen ist, etwa zwischen Bernhard Kellermann oder auch dem Kasimir Edschmid und denen der Courths-Mahler. Aber diese Frage ist sehr berechtigt. Der Unterschied ist nämlich gar nicht so groß, er ist jedenfalls ganz unwichtig. Gott ja, die sogenannten besseren Romane sind, wie man so sagt, gut geschrieben, das heißt, der eine schreibt ein besseres Deutsch als der andere, der eine sieht sich die Leute, von denen er erzählt, genauer an, der andere schildert sie dagegen ganz falsch, und der eine hat viel Phantasie, der andere bleibt nüchtern und trocken, was er auch sagen mag (nebenbei: die Courths-Mahler schreibt miserabel, ihre Personen sind verlogen und Phantasie hat sie nicht die Spur). Aber das sind doch alles keine grundsätzlichen Unterschiede, über die sich ein großes Geschrei lohnt. Dieses ganze Aufhebens von der „Bildung", die statt der Courths-Mahler lieber etwas anderes liest, soll ja doch nur von dem ablenken, was eigentlich an Büchern, und diesmal besonders an Romanen, wichtig ist. Der Haken sitzt ganz wo anders. Eigentlich kommt es auf etwas anderes an, was auf den ersten Blick auffällig ist: nämlich daß es eigentlich doch die gleichen Bücher sind, die eine Arbeiterfrau liest – wenn sie einmal zum Lesen kommt – und die jene lesen, die sich um Geld und Leben keine Sorgen zu machen brauchen. Auch bei den Männern ist es nicht viel anders. Das bleibt auffällig, ob es sich nun um die Courths-Mahler handelt oder um einen „besseren" Roman. Der Proletarier hat doch sonst nichts mit seinem Klassengegner gemeinsam, wieso gerade das? Ist das in Ordnung, oder steckt dahinter nicht irgendetwas Unüberlegtes?

Vielleicht muß man sich es gar nicht erst überlegen, vielleicht hat

es mancher schon gefühlt und sich nur nicht recht getraut, weil die anderen nichts sagten: Was geht uns das eigentlich alles an, was da drinnen steht? Es lieben sich zwei – das ist immer so – und dann kommen alle möglichen Hindernisse, innerlich oder äußerlich. Das spielt sich in Berlin, Paris, London oder Newyork, bei Rabindranath Tagore sogar in Indien ab. Manchmal kann das ganz interessant und abwechslungsreich werden, wir wollen das ruhig zugeben (bei der Courths-Mahler ist es immer das gleiche und nie interessant). Aber etwas fehlt immer: es hat doch gar nichts mit dem zu tun, was uns in Wahrheit ausfüllt. Gewiß, man kann nicht immer politische Bücher lesen, aber es muß doch eine Art von Roman möglich sein, der mit dem eigentlichen, wichtigen, menschlichen Leben ringt und kämpft, und der in einem Zusammenhang mit all dem steht, worum wir uns jeden Tag abmühen, manchmal verzweifeln, um dann schließlich doch wieder zu sagen: es muß trotz alledem irgendwie gehen. Dieser Kampf um die Revolution, den wir heute täglich gleichsam gegen zwei Fronten, mit den andern und mit uns selbst, führen, der hat doch mit all den amerikanischen Geschichten und Gutsbesitzerromanen nichts zu tun. Nein, wir wollen keine Predigten hören, und es soll ja keiner kommen, der nun politische Romane macht und nun von allen Straßenkämpfen Dinge erzählt, die ihn sicher stumm machen würden, wenn er sie wirklich einmal erlebt hätte. Nein, das wollen wir gar nicht, wir meinen etwas viel Ernsteres. Es müßte doch möglich sein, in einem Roman eine Antwort auf die Frage zu versuchen, die gerade heute unseren Kampf um die Revolution bedeutet, jene Frage, die der Russe Tolstoi am unzweideutigsten gestellt, aber nicht beantwortet hat: „Was sollen wir denn tun?"

Solche Romane gibt es, aber sie werden natürlich möglichst totgeschwiegen, und nicht einmal die Arbeiterpresse spricht ausnahmslos von ihnen. Natürlich kommt es vor allem auf die Deutlichkeit an, mit der jene Frage gestellt ist, daß es wirklich keinen Ausweg und kein Entrinnen mehr gibt und nicht etwa am Schluß nur eine schöne Phrase dasteht. So rücksichtslos stellt die Frage *Franz Jung,* und er gibt auch eine Antwort darauf. (Im *Malikverlag* erschienen von ihm die *Erzählungen: Proletarier; Die rote Woche; Arbeitsfriede;* die *Schilderung: Hunger an der Wolga;* ferner die *Dramen: Wie lange noch; Die Kanaker.* Im Verlag „Die Aktion": Joe Frank illustriert die Welt. Im Verlag der Kommunistischen Arbeiterzeitung: Gott verschläft die Zeit; Reise in Rußland.) Das sind alles keine „besseren" oder „guten" Romane; was Franz Jung schreibt – ob es nun Erzählungen, Dramen oder Schilderungen aus Rußland sind – ist immer etwas grundsätzlich anderes als alles, womit sich der Bürger unterhält. Es sind keine Agitations-

bücher oder Anklageschriften, man könnte sie Versuche zum revolutionären Leben nennen. Der bürgerliche Roman hat auf seiner Taktik der Ablenkung ein ganzes Gebäude literarischer Technik und Ausdrucksmittel errichtet, das zu den raffiniertesten ideologischen Herrschaftsinstrumenten gehört. Da steht ein Held im Mittelpunkt; um ihn kreisen die Schilderungen von fremden Städten und Gesellschaftsschichten, und damit eine Plattform da ist, die allen Lesern gemeinsam sein soll, wird in dieses Ganze ein Liebesabenteuer neben dem andern gesteckt. Denn die Liebe, so denkt der Autor, interessiert alle. Franz Jung dagegen will gar nicht alle interessieren; er wendet sich von vornherein nur an die, deren Leben der sozialen Revolution gilt, deshalb handelt es sich bei ihm um das proletarische Leben, um sonst nichts. Nicht in irgendeiner fernen Zukunft, sondern um das, was heute ist und morgen werden soll. Die alten Märchen begannen mit „Es war einmal", die heute so beliebten Zukunftsromane fragen: „Was wird in fünfzig oder hundert Jahren sein?". Franz Jung spricht von dem, was jetzt zu tun ist – alles andere will uns nur den Kopf umnebeln. Und auf Helden kommt es schon gar nicht an; auch in den Titeln von Franz Jung zeigt sich das: er spricht von „Proletariern", wie sie als miteinander verbundene Gemeinschaft revolutionär handeln, von der „Roten Woche", wie sie sich im Mansfeldischen abgespielt hat, von der Entwicklung der proletarischen Siedlungskolonie „Arbeitsfriede", und von dem Morden der weißen Garden, die er mit den Kanakern, einem wilden Volksstamm, vergleicht, der seine eigenen auffrißt, nur um nicht selbst aufgefressen zu werden. Die Kanaker treiben nur öffentlich, was in Deutschland mit den sogenannten zivilisierten Methoden tagtäglich geschieht, nicht nur im Klassenkampf, wenn jede Klasse der andern feindlich gegenübersteht, sondern auch die Klassen unter sich, die Bourgeoisie unter sich und – das Proletariat unter sich. Das sotl man ruhig sagen, denn es ist so. Hier liegt unsere gegenwärtige Aufgabe, hier liegt Franz Jungs Antwort auf die Frage: Was sollen wir denn tun? Die Antwort liegt in allen seinen Büchern; zusammengedrängt in etlichen Sätzen steht sie auf der letzten Seite des „Arbeitsfrieden": „Solange wir uns voreinander verstecken, solange wir nicht die werktätige Gemeinschaft begriffen haben, sondern gegeneinander voll Mißtrauen sind, solange wir immer nur, wenn schon mit Sympathie darauf warten, was die anderen tun, um uns dem vielleicht anzuschließen, solange sind wir unfähig, das Zeichen zu geben. – Wir Gemeinschaftsgläubigen, die jetzt zu herrschen berufen sind, stellen uns darunter etwas anderes vor als die bürgerliche Klasse, die so lange an der Macht war. Wir meinen die Macht zur weiteren Entfaltung des Menschlichen, zum tieferen Verständnis des Lebendigen, zur Gemeinschaft. – Viele fallen ab,

werden schwach, verzweifeln, drücken sich, winden sich da und dort, im Staub – Staubgeborene. Einmal haben alle Recht und die Wahrheit. Wer wird entscheiden – du nicht, sondern später einmal das Leben, die Gemeinschaft. Dann wird die Zeit sein, wo man von einem Kameraden wird sagen können: Er war ein Verräter und Lump, denn er starb."

Aus: Die Rote Fahne 5, 1922, Nr. 331 (23. Juli)

MAX HERRMANN-NEISSE: FRANZ JUNGS NEUES SCHAFFEN

Im deutschen Schrifttum überwiegt der Literat, der verantwortungslose Schreiber. Selbst formal sehr hoch hinauf gelangte Künstler haben dies unverpflichtende Literatentum. *Franz Jung* war mir immer Vorbild und über den offiziellen Bestand Blühendes durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Dichtung jederzeit durch sein Leben deckte. Und stets war er, nicht nur innerhalb meines Bekanntenkreises, sondern von der ganzen Gilde dichtender Zeitgenossen die Persönlichkeit, die keine Kompromisse machte. Dies ohne Nachgiebigkeit im Erlebnis Besiegelte ist die große Einheit seiner künstlerischen Entwicklung. Wer von uns nicht Literat ist, strebt danach, aber keinem gelang es so wie dem Menschendichter Franz Jung. Ganz konsequent ergibt sich in seinem Wirken ein Zug um den andern: der sich im zwingenden Erlebnis zur Frau loslöste von den Anpassungen des Bürgererbes, suchte immer reinlicher über seine Beziehung zum Mitmenschen, verkörpert vorerst in der Geliebten, Klarheit zu erlangen. Dokumente dieses unablässigen Ringens sind seine Prosawerke vom „Trottelbuch" bis zum „Sprung aus der Welt". Hier ist nichts künstlich erhitzt, nichts absichtsvoll aufgepeitscht, sondern aus der ursprünglichen Schöpfungsglut des Menschlichen prallt elementar die Auseinandersetzung der Energien. Psychologie ist hier nicht kühle Berechnung, sondern lebendiges Drama; Seelenkunde nicht Kunstgewerbe oder Experimentalvortrag, sondern spontanes Ereignis: die Art, wie Jung damals am stärksten Welt in sich aufnhhm. Dieses Seelen-Freilegen ist keine egoistische Kunstübung gewesen, in ihr trieb der revolutionäre Wille, unnachsichtig alle Lügensatzung abzutun, in ihr glühte die Sehnsucht, ein wirkliches Zueinanderkommen der Menschen zu erreichen. Aus lebendigstem Glauben war Jung lange vor den politischen Ereignissen ein Kämpfer für Weltänderung und Menschengemeinschaft, und auch

dies bezeugte er ohne Konzessionen durch die opferwillige Tat. Und wieder fand das Erlebnis seinen Niederschlag in Schriften, die reinen Herzens dem als notwendig Erkannten dienen. Endgültig sagt Jung der individuellen Stellungnahme ab und bricht die letzte Begriffsbrücke zu bürgerlicher Überlieferung. Wie er auf jedes Vorrecht seiner Klassenherkunft verzichtete und sich anspruchslos in die schwierigste Position des proletarischen Ringens einstellte, arbeitet er jetzt in gründlicher Verantwortung daran, einer aus dem proletarischen Bewußtsein wachsenden Dichtung ihre lautere Verwirklichung zu bringen. Nicht, wie sonst üblich, begnügt er sich damit, in leichter Umsteltung bürgerliche Kunsterzeugnisse zu übernehmen und auf proletarische Stofflichkeit zu frisieren, sondern sieht die Aufgabe so schwierig und voll scharfkantiger Forderung, wie sie ist: das Kunstprodukt der bis jetzt unterdrückten, ja verleugneten Klasse gilt es zu schaffen aus dem lebendigen Gehalt dieser Klasse heraus, den Gemeinschaftsgedanken, der ihre Ideologie ist, iw Kunstwerk zu gestalten, das Kollektivbewußtsein als ethisches Motiv in einer künstlerischen Form, die diese Klasse angeht, darzustellen.

Das Melos des Gemeinsamen, das Wissen um einen verbindenden Rhythmus will sich dem Leser übertragen durch eine brauchbare Form der faktischen Mit-Teilung, die jeden einbezieht in die Aufschürfung des Ergebnisses. Direkt an das Gefühls- und Gedankenleben eines jeden wendet sich die Entfaltung der Probleme, durchwirkt ihn mit ihrem hilfsbereiten Fluidum und löst ihn aus seiner tödlichen Vereinzelung. Und schließlich zeigt Jung, wie nun die Dichtung aussehen soll, die aus der Gemeinsamkeit des proletarischen Bundes ihre Intensität nimmt, in der unbedingt Ernst gemacht ist mit der Bejahung einer klassenhaften Gesamtheit, in dem das kollektive Bewußtsein rhythmisch erfaßt und zum Motor der Gestaltung genommen ist. Wohl kannte naturalistische Dichtung der neunziger Jahre schon etwas von einer ichlosen Sehweise, wurde in den „Webern" zum Beispiel das „Volk" zum Träger der Handlung gewählt. Aber nicht aus einem innerlich erlebten Gefühl der Klasse selbst, sondern von einem Blickpunkt her, der sich eigen über den Geschilderten hielt, von einem, der zwar als großer Dichter sich in den Chorus der Unterdrückten einfühlen, aber nie und nimmer mit dem existenzhaften Gemeinschaftstrieb der Klasse identisch sein konnte. Es schon deshalb nicht konnte, weil die proletarische Klasse selbst damals noch kaum sich als solche Gemeinschaft erlebte, nur Hauptmanns Witterung für Menschenweh wußte etwas von einem breitrückigen Gesamtkörper, auf den die Schläge niedersausten.

Jung zeigt in den ganz schlicht, aber unvergleichlich eindringlich erzählten Vorgängen, die sich um eine politische Demonstration und ihre

gerichtlichen Folgen ballen, die Erlebnissphäre der Massen, die Tragödie des erst im Ansatz befindlichen Bewußtwerdens, der nivellierenden Einordnung, den Glücksschimmer, der ausgeht vom simplen Zusammenhalt des Klassengenossen mit dem Klassengenossen. Es ist eine politische Erzählung, insofern sie im Bilde des aktuellen politischen Ereignisses die Idee der klassenbewußten Kollektivverpflichtung sj iegelt, es ist ein Menschheitswerk zugleich, weil es über die politische Gegenwartssituation hinaus das Seelische der proletarischen Existenz zeigt, nicht von oben herab oder von außen her, sondern aus dem Kern, aus dem magischen Eingehen in die Luft dieser Schicht. Und der Dichter Jung weiß auch Bescheid um das Letzte derer, die an dieser Welt zugrunde gehenmüssen, um den Menschen, der abgesplittert von der Vertrauens-Solidarität sich verurteilt sieht, und um den Intellektuellen, der vermöge seines gewissenhaften Hirns zur Masse will, aber in einer Welt, die ihr verschlossen und verhaßt sein muß, gefangen bleibt. Und am Ende vermag er in der grandios einfachen Gebärde des Zueinanderstehens eines Arbeiters und der schwangeren Frau des Freundes seine Idee zu konzentrieren zu einem Beispiel, das künstlerisch wie menschlich eindeutig überzeugt. Der Beweis für die Möglichkeit proletarischer Erzählkunst ist nachahmenswert mit einer Leistung von Rang erbracht.

Aus: Die Aktion 11, 1921, Sp. 136 f

Ernst Schürer
Biographische Parallelen Jungs in seinen Romanen

Aus der Biographie ▼ / Die Romane ▶	*Emma Schnalke* (1912)	*Kameraden ...!* (1913)	*Sophie* (1915)	*Opferung* (1916)	*Sprung aus der Welt* (1918)
Franz Jung	Werner	Karl Ladwig		Hans Böhme	Walter Relling
Margot Hader/Jung/Rhein (Franz Jungs erste Frau)	Emma	Frieda		Maria	die blonde Frau
Cläre Otto/Öhring/Jung (Franz Jungs zweite Frau)				die Frau	die andere Frau
Franz Jung, geb. 2.6.1911 (Jungs erstes Kind)		das Kind		Franzerl	der kleine Walter
Dagny Jung, geb. 10.12.1916 (Jungs zweites Kind)				das Mädchen	
Franz Jung (Jungs Vater)				der Vater	der Vater
Clara Döring/Jung (Jungs Mutter)	die Mutter	die Mutter		die Mutter	die Mutter
Clara Jung (Jungs Schwester)		die Schwester		die Schwester	
Margots Mutter	die Mutter	die Mutter		die Mutter	die Mutter
Emmy Otto (Mutter von Cläre Otto)					eine Mutter
Richard Öhring (1. Mann von Cläre Otto)				Franz Wolf	der Mann
Dr. Otto Gross		Ernst Möller	Otto	Paul	
Frieda Schloffer/Gross (Frau von Dr. Otto Gross)			Frieda		
Sophie Benz		Lotte	Sophie		
Leonhard Frank			Georg		

FRANZ JUNG WERKAUSGABE

Band 1/1: Feinde ringsum. Prosa und Aufsätze 1912–1963.
Erster Halbband bis 1930.
Band 1/2: Feinde ringsum. Prosa und Aufsätze 1912–1963.
Zweiter Halbband bis 1963.
Band 2: Joe Frank illustriert die Welt / Die Rote Woche /
Arbeitsfriede. Drei Romane.
Band 3: Proletarier / Arbeiter Thomas (Nachlaßmanuskript).
Band 4: Die Eroberung der Maschinen. Roman.
Band 5: Nach Rußland! Aufsatzsammlung
Band 6: Die Technik des Glücks. Mehr Tempo!
Mehr Glück! Mehr Macht!
Band 7: Theaterstücke und theatralische Konzepte.
Band 8: Sprung aus der Welt. Expressionistische Prosa.
Band 9: Abschied von der Zeit. Dokumente, Briefe,
Autobiographie, Fundstücke.
Band 10: Gequältes Volk. Ein Oberschlesien Roman
(Nachlaßmanuskript)

Supplementbände:
Fritz Mierau: Leben und Schriften des Franz Jung.
Eine Chronik. Sonderdruck aus Band 1/1.
Franz Jung: Spandauer Tagebuch. April–Juni 1915.

Die Erscheinungsweise der einzelnen Bände folgt nicht unbedingt
ihrer numerischen Zählung. Die Bände der Ausgabe sind
sowohl englisch broschur als auch gebunden lieferbar.
Änderungen der Zusammenstellung wie auch eine
Erweiterung der Auswahl bleiben vorbehalten.
Subskriptionsnachlaß bei Abnahme aller Bände beträgt
10% vom Ladenpreis des jeweiligen Bandes.
Subskription weiterhin möglich.

Verlegt bei Edition Nautilus, Hamburg